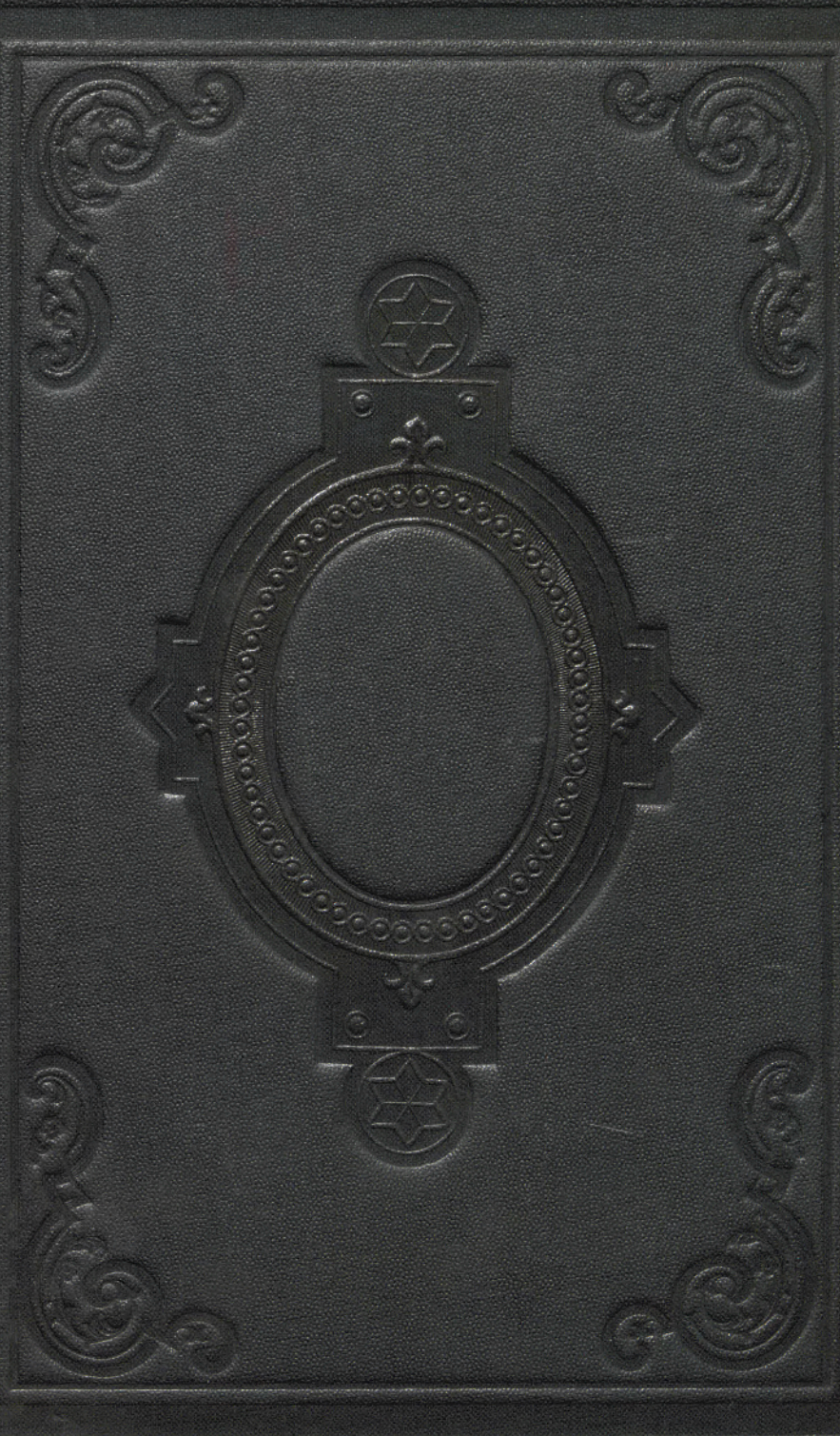
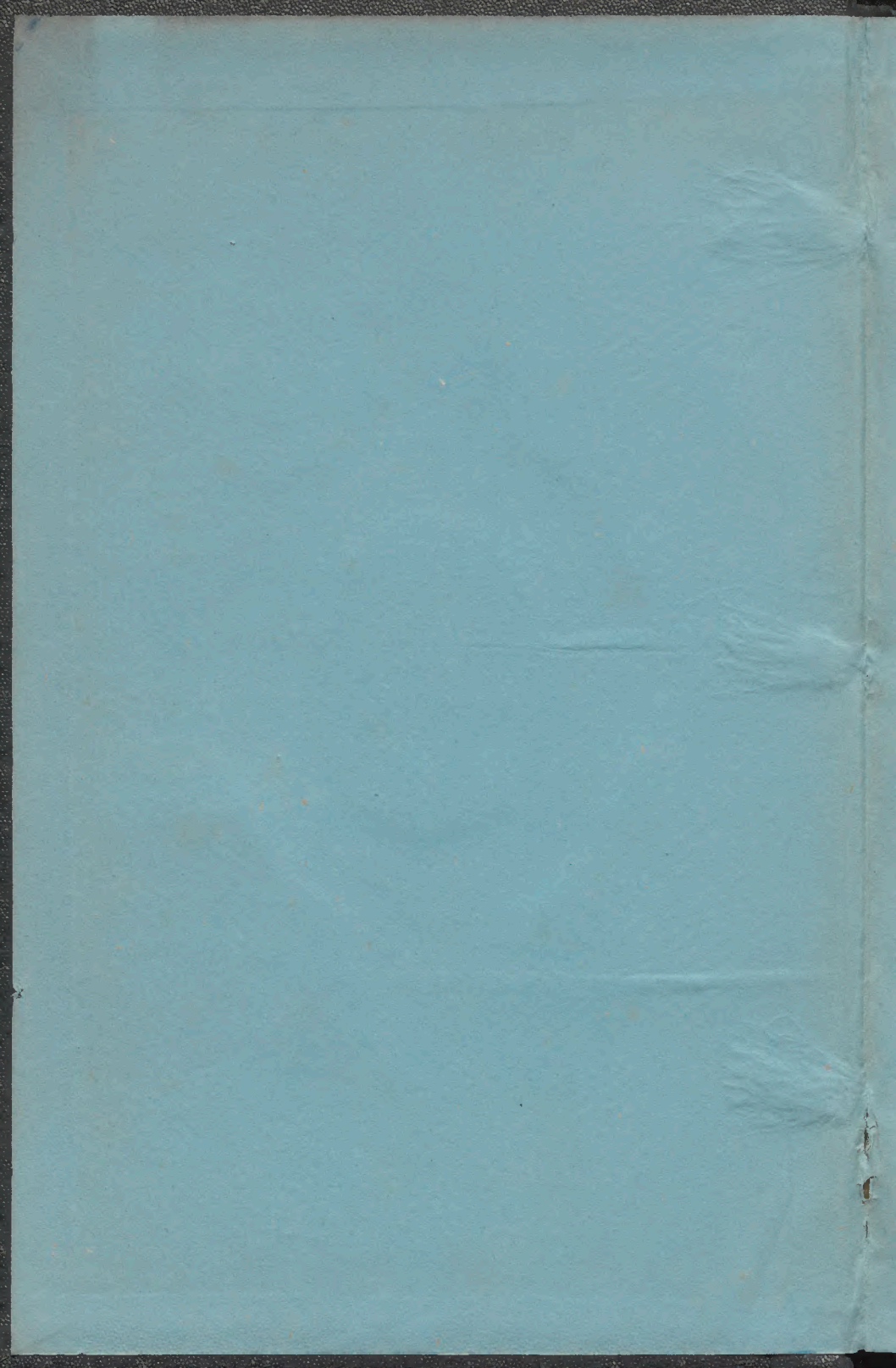
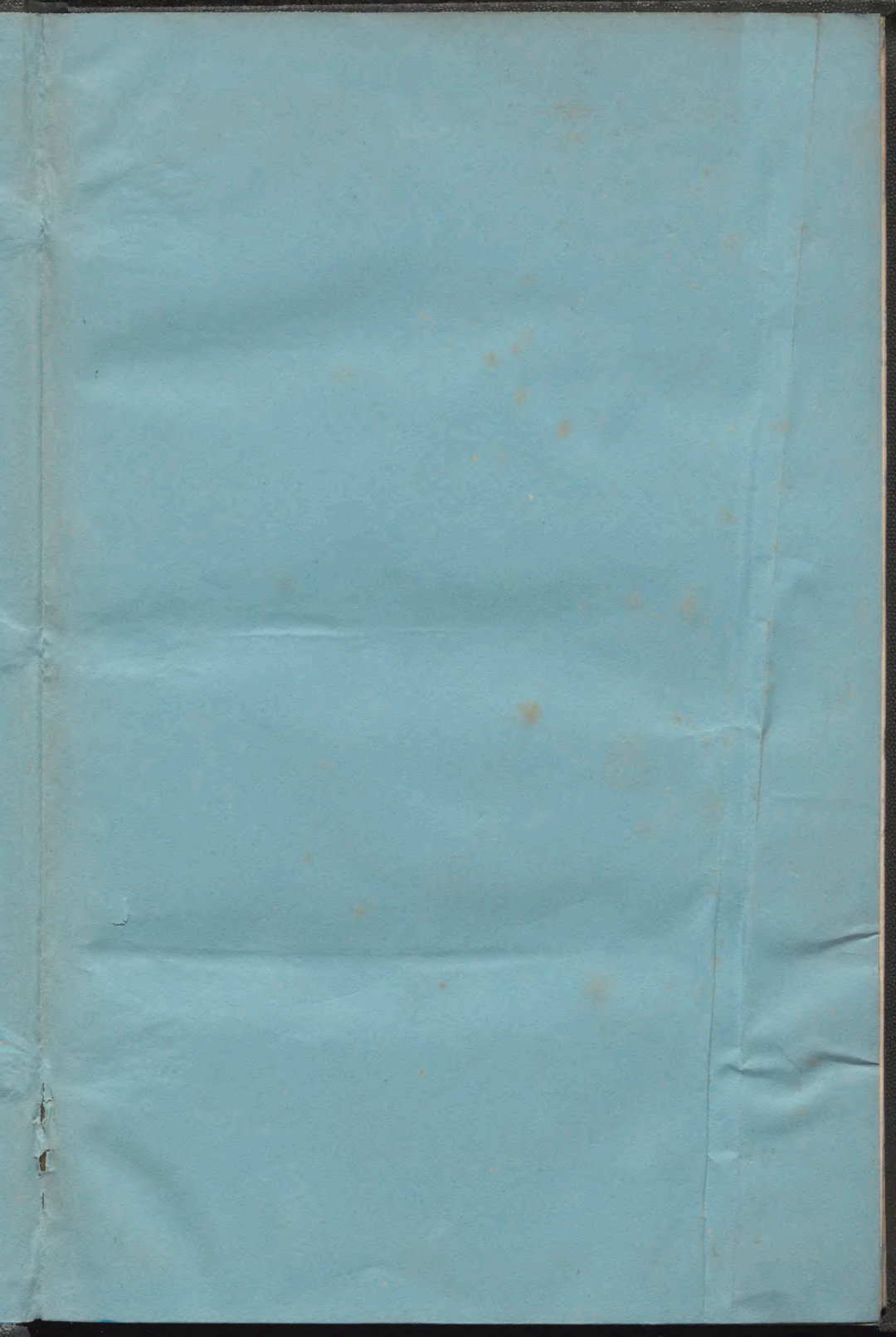


F.
L.
S.
M.









Reisefskizzen aus Nord-Ost-Afrika

oder

den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern

Egypten, Nubien, Sennahr, Kosserees und Kordofahn

gesammelt

auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen

von

Dr. Alfred Edmund Brehm,

Mitgliede der kais. leopold. - karol. Akademie der Naturforscher und
anderer gelehrten Gesellschaften.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Strom und Feld.“
Eichendorff.

allg. Bot. B. Nr. 352

Zweite unveränderte Ausgabe.

Botanik, Zoologie, Mineralogie, Pflanzenkunde u. Microscopie
Lehrstuhl in Wien
Dritter Theil.

Zweite Reise nach dem Sudahn, Reise nach dem Sinai und Heimkehr.

Jena,

Druck und Verlag von Friedrich Mauke.

1862.



16945/3

Verzeichnis der Bücher im Besitz des Herrn

von dem Herrn ...

Gelehrter, Mann, ...

geboren am ...

Die Bücher des Herrn

1. ...

2. ...

3. ...

4. ...

5. ...

6. ...

7. ...

8. ...

9. ...

10. ...

Inhalt des dritten Theils.

	Seite
Zweite Reise nach dem Sudahn	1
Beni-Suëf. — Der heilige Käfer. — Schneider Striebe in Minne. — Auch ein ägyptisches Schauspiel. — Monfalut. — Aemin-Bei. — Artesische Brunnen in der Wüste. — Achmihm und Djirdje. — Taubenhäuser. — Ein ägyptischer Räuber. — Khenneh. — Transport der Löpferwaaren. — Scherbenberge. — Denderah. — Esneh. — El-Kahb. — Thermometerstand am 20. März. — Sturm. — Rettung eines Matrosen. — Assuan. — Das Dorf Schellahl. — Große Wäsche. — Wadi-el-Ararab. — Tanz der Berber. — In Wadi-Halfa. — Hyänenjagden und Mukle's Erzählungen dazu. — Türkische und ärztliche Ansichten im Widerspruch. — Zu Kamele. — Ein Morgen am Nil. — Im Dahr-el-Sukoh. — Die schöne Nubierin. — Nubische Todtenklage. — Aufenthalt in Dongola-el-Urdi. — Meines Bruders Tod und Begräbniß. — Tröster im Unglück. — Abreise nach Ambukohl. — In der Bachiuda. — Ausbruch. — Ein Mittagsmahl. — Chohr-el-Bachiuda. — Das Kind des Nomaden auf Reisen. — Am Bih-el-Bachiuda. — Nomaden vom Stamme der Hauawih. — Antilopenfang. — Gefang der Kameltreiber. — Wassermangel. — Der letzte Tag in der Wüste. — Woad-Bischahri. — Nachtsenerie. — Aali-Arha in seinem Glanze in Surrurahb. — Ein Zitherspieler. — Ankunft in Charchum. —	

Vier Monate im Sudahn.	74
--------------------------------	----

Hassan-Effendi-el Maadendji. — Latief-Pascha, sein Charakter und seine Regierung. — Lumello, unser Hauswirth und unsere neue Wohnung. — Demonstration zur Begründung des Hausfriedens. — Der erste Abend des Ramadahn. —

Das Spiel mit dem Djeried. — Ein Doppelmord. — *Colius senegalensis*. — Webervögel und ihre Nester. — Allerlei aus dem Tagebuche. — Hussein-Arha's Gefälligkeit. — Jagdausflug in die tropischen Wälder. — Mühevoll Arbeit der Matrosen. — Ibisjagd. — Sturm im Urwalde. — Abu-Harras. — Das klimatische Fieber endet der Jäger Lust und Mühen. — Die Asjaka. — Eine sonderbare Heilmethode. — Rückkehr nach Charthum. — Jagd auf Jungfernkraniche. — Charthumer Geschichten. — Die Handelsperpedition nach dem weißen Flusse. — Nikola Ulivi, der Christ, ein schurkischer Wucherer, Latief-Pascha, der Mohammedaner, ein edelmüthiger Helfer in der Noth.

Die tropischen Wälder und ihre Fauna . . . 102

Die Wälder, ein Erzeugniß der tropischen Regen. — Der Urwald, eine neue Welt. — Waldvegetation. — Augenweide. — Stimmen und Töne. — Hiob 36, 22. — Die Wälder in der Zeit der Dürre. — Der Affenbrodbaum. — Der Dulehb. — Eigenthümlichkeit der afrikanischen Thierwelt. — Uebersicht der Säugerthiere: Affen, Aeffen; Hunde, Füchse, Hyänen; Löwe, Leopard, Jagdpanther, Steppenluchs; Genettkagen, Manakuten; Igel; Eichhörchen, Schläfer, Springmäuse, Mäuse, Hasen, Stachelschweine; Scharthiere; Elefant, Nashorn, Nilpferd, Schweine, Klippfischler, wilde Esel; Antilopen, Schafe, Büffel. — Die Vögel der Urwälder: Papageien; See-, Edel-, Haubenadler, Bussarde, Edelfalken, Röthelfalken, Sperber, Weihen; Eulen; Ziegenmelker, Segler, Schwalben; Bienenfresser, Eisvögel; Kuckuck, Honigangeber; Pirole, Mandelkrähen, Raben, Glanzdrosseln; Nashornvögel, Pifangfresser; Spechte, Bartvögel; Baumwiedehöpfe, Honigsauger; Fliegenfänger, Würger; Dickschnäbler, Ammer, Lerchen, Pieper, Wachstelzen; Sänger; Drosseln; Meisen; Tauben, Hühner; Rennvögel; Reiher, Störche, Kraniche; *Balaeniceps Rex*; Ibisse, Sichler, Schnepfen; Gänse, Enten; Möven, Seeschwalben, der Scheerenschnabel; der Schlangenhalsvogel, Pelekane, Scharben; Streifhühe. — Die Reptilien: Chamäleone; Erdläufer; Gekonen; Eidechsen; Schlangen; Schildkröten; Barrachier; Panzerlurche. — Zwei merkwürdige Fische. — Ein Blick in die Welt der Insekten: Käfer, stechende Insekten, Schmetterlinge, Fliegen, *Musquito*, Netzflügler, Heuschrecken, Wanzen, Parasiten. —

I. Die Termiten.

Zerstörungssucht des Thierchens. — Termitenhügel. — Art und Weise ihrer verderblichen Arbeiten. — Eine Termitenkolonie im Diwanh Patief = Pascha's.

II. Der Skorpion.

Stellung des Skorpions im Thierreiche. — Seine Lebensweise. — Der Skorpionstich und seine Folgen. — Gegenmittel. — Ein gezähmter Skorpion. —

III. Das Krokodil.

Der erste Anblick des Panzerlurchs. — Sein Aufenthalt, Lebensalter, Wachstum; seine Gewandtheit. — Todtenschlaf während der Zeit der Dürre. — Nahrung des Krokodils. — Seine Stärke und Furchtbarkeit. — Freundschaft mit einem Vogel, dem Krokodilwächter. — Fortpflanzung. — Die Moschusdrüsen. — Jagd und Fang. — Ein Krokodil in unserer Gefangenschaft. —

IV. Der heilige Ibis.

Der Ibis, ein freudebringender Bote der Gottheit. — Sein gegenwärtiger Aufenthalt. — Seine Lebensweise und sein Verragen in der Freiheit und Gefangenschaft.

V. Die Kraniche im Sudahn.

Der alte Linné in vollem Rechte. — Der Pfauenkranich. — Seine Tänze. — Nahrungsverbrauch der Kraniche. — Ihre Jagd. —

VI. Der Marabu.

„Undank ist der Welt Lohn!“ — Kostüm des Marabu. — Betragen des Vogels. — Seine Gefräßigkeit. — Der komische Gesellschaft in der Gefangenschaft.

VII. Geier.

Bestattung eines gefallenen Thieres im Norden und Süden. — „Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ — Geier Nahrung suchend. — Ihr Mahl. — Jagd und Fang derselben. —

Ihr Betragen in der Gefangenschaft. — Die Geier Reiniger der Atmosphäre. —

VIII. Der Strauß.

Strauß und Kamel. — Falsche und wahrscheinliche Berichte über die Fortpflanzungsgeschichte des Ersteren. — Seine arabischen Namen. — Straußenjagd. — Der Strauß in der Gefangenschaft. — Seine Unverträglichkeit. — Arabische Sage. —

IX. Die Ratte der Pharaonen.

Alter Ruhm böswillig verkleinert. — Gestalt und Lebensweise des Schneumon. — Seine Diebereien. — Jagd. —

X. Die Affen.

Affenleben im Urwalde. — Affen und Papageien. — Der Ersteren Raubzüge zu Fruchtfeldern. — Rückzug bei Gefahr. — Fang der Affen. — Affenliebe. —

Vogelzug und Vogelleben in der Fremde 208

„Wenn die Schwalben von uns zieh'n.“ — Raumann's Ansicht über die Ursachen des Zuges. — Zweifel an ihnen. — Beobachtungen über den Zug. — Des Naturforschers Gefühle, wenn er im fremden Lande den heimischen Vögeln begegnet. — Fremdenleben der Vögel. —

Jagdreise in die tropischen Wälder des blauen Flusses 217

Abreise. — Rückerinnerungen. — Die Wanderheuschrecke und ihre Feinde. — Musellemie. — Wolede-Medine. — Sennahr. — Thierreichthum der Tropen. — Schwierigkeit, Lebensmittel zu erlangen. — Schutzmittel der Eingebornen gegen die Verheerungen der Elephanten. — Sudahnesische Holzhauer. — Bereitete Löwenjagd. — Krokodiljagd. — Fährten und Lösung der Elephanten. — „Seht den Verfluchten, meine Brüder!“ — Kriegerische Einfälle der Abyssinier und Dinkha. — Karfohdj. — Nächtliche Kranichjagd. — Ein brennendes Dorf. — Frischgefangene Affen. — Gereizte Nilpferde. — Ebenholzbäume. — Bakhahra-Araber. — Ali-Bei's Zusammentreffen mit

den Tobi-Regern. — Rosseeres. — Flucht vor Nilpferden. — Löwengebrüll. — Auch eine Mahlzeit. — Ankunft in Charthum. —

Freuden und Leiden während des letzten Aufenthalts in Charthum 252

Drei Engländer in Charthum. — Abreise derselben. — Ankunft des k. k. Konsuls für Central-Afrika. — Verrathen und Verlassen! — Bauerhorst. — Aufrichtung des Konsulatwappens. — Freundschaft eines Affen mit einem Vogel. — Armuth, Kummer und Sorgen. — Freunde. — „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ — Bachieda. — Aus dem Tagebuche. — Abermals Latief-Pascha der Helfer. — Ein Brief von ihm. — Ein Minister des Königs von Dahr-el-Fuhr im Diwahn des Hofmodahr. — Audienz bei der Prinzessin Soakim von Fuhr. — Seiner Majestät, des „großen Büffels“ schmeichelhafte Meinung von den Europäern. — Hussein-Arha. — Des Konsuls Trinkspruch. — „Das Heil sei mit Dir, Charthum!“ —

Eine Nilfahrt von Charthum nach Kairo 277

Abschied. — Ibrahim-Arha's Gastfreundschaft. — Das Festsenthal Kherrri. — Tropische Inseln. — Metämme. — Schendi. — Berber. — Merkwürdige Löwenjagd. — Eine Regennacht. — La Farque. — Erzählungen des Wüstenschech Hussein-Chaliefe. — „Belau.“ — Ruinen befestigter Schlösser. — Wadi-Gammar. — Leben seiner Bewohner. — Steinmeere. — Passage des Schellahl Sabieha. — Umladen einer leetgewordenen Barke. — Des Unglücks Ursachen. — Raab el Abid. — Die Scheikie. — Barkal. — Nubische Vogel-scheuchen. — Tabbe. — Eine Wahrsagerin. — Aufnahme eines Matrosen im elterlichen Hause. — Die fragliche Höhle in Alt-Dongola. — Nubische Rechnung. — Abschied vom Grabe meines Bruders. — Vater und Sohn vor Gericht. — Die Insel Badihn. — Ein Angriff auf unser Schiff. — Der Heilige von Koike, sein Grabmal und sein Bruder, Schech Idrieß. — Sai. — Strandung unserer Barke. — Bauerhorst's Fahrt durch den Schellahl von Wadi-Halsa. — Das Fahrzeug eines Nubiers. — Fahrt durch Wadi-el-Arrab. — Kalabsche. — Der Tempel von Edfu. — Besuch bei zwei Europäern. — Die

„Stella matulina.“ Glockentöne. — Wieder in Kairo. — Unter den Platanen der Esbekie. — Liebenswürdige Landsleute. —

Reise von Kairo nach dem Sinai 319

Die Poststraße durch die Wüste und ihre Stationshäuser. — Dahr-el-Behde. — Die Festung Adjeruht. — Das rothe Meer und seine Schiffe. — Suës. — Auf einer Dahabie des rothen Meeres. — Der Meerbusen von Suës. — Ihoir und seine Bewohner. — Monsieur de Malzac. — Djebel Serbal. — Eine Ansicht von Lepsius. — Wadi Hebrahn und Salafe. — Alpenkräuter. — Bartgeier. — Die Fessenschlucht Abu-Tokh. — Der Sinai. — Einlaß in's Kloster. — Ueberblick desselben. — Schmale Kost. — Der Ruf zur Hora. — Die Kirche. — Die Kapelle des feurigen Busches. — Eine Legende. — Der Klostergarten. — Die Mönche und ihr kärgliches Leben. — Ihre Unverschämtheit. — Beduinenjagd. — Der Hauptmann der Klosterwache. — Geographisches. — Besteigung des Sinai. — Ende unseres Aufenthalts im Kloster. — Die Quadie Feirahn, Meketebe, Rharakit, Marha, Ufeit und Rharandel. — Gastfreundschaft eines Beduinen. — Die Mofisquellen. — Scheck Cheir-Allah der Aulahd-Aali. — Arabische Antwort auf eine alberne Frage. —

Schluß 350

Neue Bekanntschaften. — Graf Schäsberg. — Herr von Huber. — Dr. Liebetrut auf Reisen. — „Friedensvorschläge.“ — Weihnachtsfeier. — Der Staudamm. — Jagdreise durch Oberegypten. — Abreise von Egypten. — Heimkehr. —

Zweite Reise nach dem Sudahn.

Zum zweiten Male stand ich im Begriffe, nach „dem Lande der Schwarzen“ abzureisen, ungeachtet mir sein höllisches Klima bei meiner ersten Reise beinahe den Tod gebracht hatte. Ich trat meine Reise mit sehr gemischten Gefühlen an und konnte mir manigfaltige Besorgnisse, welche sich mir immer und immer von Neuem aufdrängten, nicht verhehlen. Als dirigirendes Mitglied der „Expedition“ hatte ich ernste Verpflichtungen gegen meine Reisegefährten übernommen. Ich sollte und mußte ihnen Führer und Rathgeber sein, denn hierzu berechtigten mich die auf der ersten Reise gesammelten Erfahrungen, und, wenn ich auch nicht daran zweifelte, meine Stelle zur vollkommenen Zufriedenheit verwalten zu können, vor unvorhergesehenen Ereignissen bangte mir. Vor dem Klima fürchteten wir uns nicht; wir gingen mit ziemlicher Zuversicht den Gefahren desselben entgegen und hofften und vertraueten auf ein gütiges Walten unseres Schicksals. Aber wenn ich dann an das geheimnißvolle Wirken und Schaffen der heiligen Natur im tropischen Urwald dachte, wenn ich als eifriger Jäger und Naturfreund mich im Geiste dorthin versetzte, wo mir so hohe Genüsse bevorstanden, wo es auch für den Forscher noch ein weites Feld zum Sichten und Ordnen der zahlreichen Erzeugnisse der Natur gab, dann erwachte lebhafter als je der Drang zum Reisen in mir. Wir hegten schöne Hoffnungen. Noch völlig unbekannte Länder zu erforschen, zogen wir aus; wir wollten den oberen Lauf des weißen Flusses besuchen, wenn es möglich wäre, sogar quer durch Afrika gehen. Uns bot sich die schönste Gelegenheit, auch ein Scherflein auf dem Altare der Wissenschaft niederlegen zu können. Meine Gefährten freuten sich noch weit mehr auf die Erlebnisse der bevorstehenden Reise; sie kannten damals die Gefahren derselben nur

vom Hörensagen. Keiner von ihnen mochte jetzt wohl ahnen, daß ihm in dem Lande, in welches ich sie führte, die letzte Ruhestätte bereitet werden würde; sie gingen voll Hoffnungen nach dem Sudahn und Keiner kehrte wieder nach dem Vaterlande zurück! Wer vermag die Wege der Vorsehung zu erforschen! —

Unser Schiff hatte am Morgen des 25. Februar 1850 schon die letzte und auffallendste Pyramide, die treppenförmig erbaute von Maiduhn hinter sich gelassen und segelte vor dem besten Winde so tapfer dahin, daß wir schon Abends in Beni-Suëf landen konnten. Ich erwartete meine Gefährten am anderen Tage, aber Baron von Breda glaubte, daß sich ihre Ankunft vielleicht verzögern könnte und ritt ihnen deshalb am 26. Februar entgegen. Nach seinem Weggange hatte ich Zeit, mich in dem Städtchen umzusehen. Die Unreinlichkeit aller ägyptischen Ortschaften abgerechnet, ist es ein recht hübscher Ort, von ungefähr sechs-tausend Einwohnern, welche sich früher mit Anfertigung von Wol-lenzeugen beschäftigten. Basar und Handel sind jetzt herabgekomen und unbedeutend geworden. Beni-Suëf steht unter den Befehlen eines Effendi und ist der Garnisonsort einer Schwadron Ulahnen. Von Weitem gesehen macht es einen sehr angenehmen Eindruck. Die große Kaserne nebst dem von einem freundlichen Garten umgebenen und hohen Mimosen und dichtbelaubten Syko-moren beschatteten Regierungsgebäude gibt mit dem hart am Ufer des Stromes stehenden, von mehreren Minarets überthürmten Häu-fern ein anziehendes Bild. Der Stadt gegenüber liegt eine aus-gedehnte, fruchtbare Insel im Nile. Sieben Stunden östlich bricht man in der Wüste den schönen Alabaster, welcher zum Bau der Mahammed=Ali=Moschee verwendet wird. Das wäre Alles, was ich von dem Orte zu berichten wüßte.

Gegen Abend kamen meine Gefährten, unserer Uebereinkunft gemäß, pünktlich an. Der folgende Tag verging mit Einladen der Effekten. Abends erhob sich schwacher Wind, brachte uns aber nur bis an's obere Ende der Stadt, wo wir auch vom Baron

von Brede herzlichen Abschied nahmen. Am 28. Februar wurde die Reise langsam fortgesetzt. Der Wind mangelte, weshalb zum Libbahn gegriffen werden mußte. Mein Bruder und ich gingen dem Schiffe voraus, um zu jagen. Nach kurzer Zeit fanden wir eine andere Unterhaltung. Auf einer sandigen Strecke des Ufers sahen wir den heiligen Käfer der alten Egypter beschäftigt, seine Kugeln zu formen. Der *Atteuchus sacer* ist ein großer Dungkäfer von braunschwarzer Farbe; man sieht ihn fast auf allen altegyptischen Bauwerken bildlich dargestellt. In Grabmälern findet man auch öfters die sogenannten Scarabäen, d. h. Steine, welche der Körperform des Käfers nachgebildet, auf der platten Bauchseite mit tief eingeschnittenen Hieroglyphen oder Namenszügen beschrieben und von den alten Egyptern als Siegelstempel oder Amulette benutzt wurden. An den Monumenten ist er oft in riesiger Größe abgebildet und hält gewöhnlich mit den Vorderbeinen eine Kugel, welche nach der Meinung mehrerer Alterthumsforscher die Erde versinnbildlichen soll. Ob er wegen dieser allegorischen Darstellungsweise für heilig gehalten wurde oder ob sonst noch ein anderer Grund vorlag, weiß ich nicht. So Viel ist gewiß: die alten Egypter hatten den Käfer erst bei seinen Arbeiten in der Natur beobachtet, ehe sie ihn auf ihren Bauwerken verewigten. Wenn die Weibchen des Dungkäfers ihre Eier ablegen wollen, bilden sie sich nämlich zuerst aus Rindermist eine Kugel von der Größe einer derben Wallnuß, welche den aus den Eiern geschlüpften Maden zur ersten Nahrung dienen soll. Die für ihre eigene Größe ungeheure Kugel rollen sie eine ziemlich weite Strecke bis zu einer sandigen Stelle des Bodens fort, graben dort eine fußtiefe Höhle, versenken in sie den Mistballen und legen dann ihre Eier hinein. Die Emsigkeit, mit welcher die Thierchen ihre schwierige Arbeit verrichten, mag sie der Aufmerksamkeit der naturkundigen oder der auf die Geheimnisse der Natur wohl achtenden Egypter würdig gemacht haben. Heute fanden wir sie so zahlreich, daß wir in kurzer Zeit mehrere Duzend von ihnen erbeuten konnten.

Während wir den Arbeiten der heiligen Käfer zusahen und uns mit ihrem Fange beschäftigten, war Wind aufgekommen und

unsere Barke bei uns angelangt. Wir stiegen ein und segelten rasch vorwärts, passirten das am linken Ufer gelegene Städtchen Feschne, dessen Minarets über die es umgebenden Palmenwälder emporragen, und landeten mit aufgehörendem Winde in der Nähe eines unbedeutenden Dorfes. Auch die anderen Tage hielt der Wind an und so kamen wir schon am 2. März Abends in Minnie an. Als wir das Land betraten, erschien ein in eine schwarze, mit Schnüren besetzte Sammetpefische gekleideter Landmann, um uns zu bewillkommen. Es war der Schneidermeister Striebe aus Hannover, welcher sich hier ansässig gemacht hatte und außer seiner Schneiderei noch eine Schenkwirtschaft betrieb. Während meines Aufenthaltes in Egypten hatte ich zwar mit manchem deutschen Handwerker verkehrt, aber Striebe setzte aller Annäherung und Großthuererei bei vollkommener Unwissenheit, wie ich sie manchmal beobachtet hatte, die Krone auf. Ich will meine Leser nicht mit einer Beschreibung dieses sonderbaren Kauzes langweilen, zumals da Goltz in seinem „Kleinstädter“ schon eine treffliche Schilderung desselben gegeben hat. Wir ergöigten uns den ganzen Abend an seiner köstlichen Prahlerei und, daß ich es ehrlich sage, an seiner Dummheit.

Minnie ist ein Städtchen von ungefähr achttausend Einwohnern und liegt am linken Ufer des Nil. Die Söhne Ibrahim Paschas haben dort großartige Zuckersabriken angelegt; für die Regierung sind einige Baumwollenspinnereien im Gange; der Basar ist unbedeutend.

Am 3. März segelten wir mit sehr günstigem Winde weiter. Der Schneider sandte uns mit seiner „schöntönenden Nilflinte“ noch eine Salve nach, welche wir erwiderten. Kurz oberhalb Minnie beginnen die Katakomben und ziehen sich meilenlang am rechten Ufer, in einer Höhe von ungefähr fünfhundert Fuß über dem Stromspiegel, in der Felswand hin. Der Wind war so vortrefflich, daß wir heute keine Zeit mit dem Besuch derselben verlieren wollten. Wir sehen viele jagdbare Vögel: Adler, egyptische Gänse, Scharben, Löffelreißer, Pelekane und dergleichen mehr, ohne etwas erlegen zu können. Gegen Mittag be-

geguete unsere Barke einem den Strom hinabschwimmenden Leichnam, entweder Franken oder Türken, noch halb bekleidet. Zur Zeit des Nachtgebetes legte sich der Wind, weshalb wir bei Djarf, einer Musthafa-Bei, dem Sohne Ibrahim Paschas, gehörigen Zuckerfabrik, anlegten. Da die Fabrik gerade in voller Arbeit war, besuchten wir dieselbe und fanden sie sehr gut, jedenfalls von Europäern eingerichtet. Die Walzen werden durch Dampfmaschinen getrieben und quetschen das Zuckerrohr so zusammen, daß es, nachdem es einige Tage in der Sonne gelegen hat, zur Feuerung der Maschine verwendet werden kann. Das Feuerungsmaterial besteht in Baumwollenspäulen, Baumwollkörnern und Niedgras. Kohlen und Holz hat man nicht. Der frische Rohrsaft schmeckt widerlich süß und wird an Ort und Stelle geläutert und zu vorzüglichem Zucker eingesotten.

Nachts hatten wir eine großartige Schakalmust in der Nähe der Barke. Der Mond schien nach Mitternacht hell, doch war es uns nicht möglich, eine von den Bestien zu Gesichte zu bekommen.

Am anderen Morgen fehlte der Wind. Wir gingen auf die Jagd und machten gute Beute. August Tischendorf, mein neuer Bedienter, sah in den Getreidesfeldern einen Luchs, ohne darauf zu schießen. Ob er vielleicht auch die Meinung des Schneiders Striebe gehabt und ihn für einen jungen Löwen gehalten hat, weiß ich nicht. Golz läßt diesen, nachdem er in der Durrah jedenfalls auch einem unschuldigen Luchs begegnet war, sein Abenteuer mit folgenden Worten erzählen:

„Mich ist ein schönes Beest, wissen Sie, was man sagen kann, ein gefährliches Thier, aufgestoßen. Wie ich in das Fruchtgetreide oder Feld drein kommen thue, sieht mir dieses Scheusal, wilde Thier, mit zwei schrecklichen Augen an, ganz als wenn es mir angreifen will. Ich denke, entweder du kommst auf mir, oder ich auf dir und so will ich gerade abdrücken, was ich eingeladen habe, so hat es mir nochmals angeblickt, ganz grimmig, und ist davon gesetzt auf zwei Hinterfüße, daß nur so geknastert in das Rohr; daß ich gewiß denken kann, der Gestalt nach und Grimmigkeit, daß dieses Thier ein Löwe gewesen ist, vielleicht noch nicht

ganz ausgewachsen, aber doch schon in der Fuge, was man sagen kann, ein wirklicher Löwe, der mir angefallen hat."

Wir Andern hatten es freilich nur mit harmlosen Thieren zu thun, denn wir schossen lauter kleine Vögel, z. B. Steinschmäger, die unermüdblich flüchtigen, genügsamen und lustigen Bewohner der Wüste, und schöne kleine Gimpel, von der Farbe der braunen Blumen in unseren Getreidefeldern, welche ihnen auch zu ihrem lateinischen Namen, *Pyrrhula githaginea*, verholfen haben. Hier und da machten sich schon einige Dompalmen bemerklich. Unterhalb des uns schon bekannten Dorfes Koffeïr stiegen wir wieder ein und erreichten bei dem aufgekommenen starken Winde bald den Fiebel Abu Fehde, hinter welchem die Krokodilhöhle liegt. Heute hatten wir keine Zeit zu ihrem Besuche und segelten rasch an dem Felsen hin. Der ägyptische Nasgeier schaute hoch oben aus einer Felsenritze von seinem Horste herab, der Schmarogermilan hatte nicht weit von ihm ein anderes Nistplätzchen gefunden, der ägyptische Taubenfalke besichtigte die Felswand, wahrscheinlich in derselben Ansicht; unten im Strome ruderten Pelekane ruhig umher, während kleine schwarze Scharben mit einander um die Wette tauchten oder reihenweis auf den Felsen saßen und von der weißen Kalkwand grell abstachen. Felsen- und Hausfchwaben jagten nach Mücken, welche in Schaaren auf der Oberfläche des Wassers spielten, am Ufer saßen blaue Steindrosseln auf Schöpfrädern; Gleitaaare durchschwammen die klare Luft und spähten in den Feldern nach Mäusen umher; Weihen glitten geräuschlos dicht über die Felder hin und große Geier und Adler zogen in ungemessener Höhe ihre schraubenförmigen Kreise. Ein vorsichtiger Fischreicher verdaute seinen Fang an einer sandigen Stelle des Ufers; ich schoß mit der Büchse nach ihm, mehr in der Absicht, ihn zu erschrecken, als zu treffen. Donnernd brach sich der Knall des Gewehrs an den senkrechten Felsen und pflanzte sich von Wand zu Wand mit immer erneuerter Stärke fort. Jetzt ladeten wir unsere kleinen Kanonen und ließen sie von Uali-Urha abfeuern. Das durch den Schlag hervorgerufene Echo war prachtvoll und erstarb erst in weiter Ferne.

Das ist nun zwar gar Wenig gesagt, allein man muß sich hinzudenken, daß wir auf dem heiligen Nil dahin schwammen, daß ein egyptischer Himmel über uns blauete, daß an der anderen Seite des Stromes sich ausgedehnte Palmenwälder hinzogen und über die schlanken Kronen der königlichen Bäume hier und da das Minaret eines egyptischen Dorfes schimmerte, kurz, daß uns eine andere Welt umgab, und dann erst wird man begreifen, daß das Erwähnte unseren Augen und Ohren einen gar großen Genuß verschaffte. Strom und Felsen, Palmen und Minarets, Nilschiffe und Pelekane, Scharben und Gleitaare, große Geier und Adler gehören zur egyptischen Landschaft und deshalb ist es wohl auch nicht gerade überflüssig, wenn ich ihrer hier gelegentlich Erwähnung thue. Und wenn ich wirklich einmal von einem Vogel erzähle, der eben nicht in die Reisebeschreibung gehört, dann bitte ich zu berücksichtigen, daß ich nicht, wie viele Nilreisende, den Strom besuchte, um nur in einer Stadt oder bei einem verfallenen Tempel aus dem Innern der Kajüte hervorzutauchen, sondern in Feld und Wald herumstreifte und mich in Hütten und Dörfern herumtrieb, um Thiere und Menschen zu beobachten, Vögel zu schießen und Käfer zu sammeln. Außer den Ruinen von Theben und den Pyramiden gibt es in Egypten noch gar Vieles zu schauen und außer dem Markte und Straßenlärm in Kairo und Alexandrien noch Manches zu hören, wenn man nur Augen und Ohren hübsch offen haben will! —

Halb sechs Uhr Abends kamen wir an das Städtchen Monfalut, an dem wir anlegten, weil der Koch Vorräthe für die Küche und Honig für die Reise einkaufen wollte. Man bekommt diesen hier sehr gut und billig, denn das Pfund kostet nur zwei Piaster. Von dem Schiffe aus konnten wir in mehrere Häuser hineinsehen. Die Strömung des Nil geht mehr nach dem linken Ufer zu und unterwäscht während des hohen Wasserstandes die Häuser so, daß jährlich mehrere in die Bogen hinabsinken. Das Minaret einer Moschee lag in Trümmern unter derselben, andere Gebäude waren so zerfallen, daß sie bei der nächsten Ueberschwemmung gewiß nachstürzen müssen; an Abhülfe denkt Niemand. Es ist „Gottes

Schickung“, gegen welche der Araber eben weiter Nichts thut, als daß er seine Gebäude entfernter vom jetzigen Stromufer wieder aufbaut. Ehe dieses, denkt er, von den Wellen weggespült wird, vergeht ja wieder eine geraume Zeit und „Allah kerihm“ (Gott ist barmherzig)! Das sind tief im Volke eingewurzelte Begriffe, gegen welche keine vernünftige Vorstellung, nicht einmal Macht= spruch Etwas auszurichten vermag.

Nach kurzem Aufenthalte setzen wir unsere Reise fort und fahren bis Nachts zehn Uhr bei gutem Winde weiter. Dann legt man an dem Dorfe Beni=Mahammed an.

Am 6. März. Gestern Abend waren wir nach langweiliger Fahrt, welche wir uns jedoch nach Möglichkeit mit der Jagd zu verkürzen suchten, in Siut angekommen. Die Stadt liegt am linken Ufer des Stromes, ungefähr eine Viertelstunde von diesem entfernt, unter 27° 13' nördlicher Breite und 28° 23' östlicher Länge von Paris, ist die Hauptstadt des Paschaliks Saaid oder Obergypsen, hat funfzehn Moscheen und zählt sechs= zehnbis zwanzigtausend Einwohner. Siut ist die Einbruchstation für die großen Karavanenzüge, welche jährlich von hier nach Dahr= Fuh und zurück gehen. Die Reisenden berühren auf dieser Tour mehrere Dafen, kommen regelmäßig alle drei bis vier Tage zu einem Brunnen und brauchen dreißig bis funfunddreißig Tage bis nach Kobbé, der Hauptstadt des Regersstaates. Auch gehen von hier aus, ebensogut als von Monsalut, Karavanenstraßen nach den Dafen Wadi=el Dachele und Wadi=el Rhardje in der lybischen Wüste, aus denen man unter Anderem viel Honig und Brennfohlen bezieht.

Der Weg nach der Stadt läuft auf einem Damme zwischen Gärten dahin und führt durch eine von Platanen beschattete Moschee nach dem von Sykomoren umstandenen Hofe des großen und schönen Regierungsgebäudes. Von hier aus gelangt man zu einer von Mahammed=Nali angelegten Steinbrücke, welche über den Kanal führt und von da durch mehrere bergige und frumme Gäßchen auf den Basar. Bemerkenswerth ist das von Mahammed=Bei el Desterdahr, jenem grausamen Tyrannen, angelegte

Bad, jetzt ein vortheilhaftes Vermächtniß an die Hauptmoschee. Die katholischen Christen haben ein Kloster und eine große, recht hübsche Kirche erbaut, deren Geistliche von Oesterreich ausgesendet und besoldet werden. Das Leben ist in Siut billig und angenehm. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Ackerbau und Anfertigung von Sattlerwaaren und Wollenzeugen, welche zu sehr niederen Preisen geliefert werden. Interessant ist der Friedhof. Er ist der Stadt der Todten in Kairo ähnlich und liegt westlich von der Stadt in der Wüste. Mimosen, welche die Gräber beschatten, erquickten den Besucher von Weitem durch die würzigen, balsamischen Dünste, die ihre goldnen, kleinen Köschen ähnlichen Blüten verstreuen. Links oben, am Bergabhange, sieht man den Friedhof der alten Egypter, eine Reihe ziemlich großartiger, jedoch unschöner, in die Felsen gehauener Katafomben.

Vom Nil aus gesehen zeichnet sich Siut vortheilhaft vor den meisten Städten Egyptens aus. Die Häusermassen sind größtentheils durch die lebhafte Einfassung von Palmen, Sykomoren, Mimosen, Drangen und anderen Fruchtbäumen dem Auge verdeckt und treten nur hier und da freundlich aus dem lebhaften Grün hervor, während die schlanken, hoch über Palmen und Sykomoren emporragenden Minarets schon von Ferne die Stadt verkündigen. Andere Städte liegen dicht an dem Strome und zeigen, von da aus gesehen, ihre rohen und theilweis zerstörten Häuserreihen, ohne alle das Bild hebende Einrahmung. Siut ist, von Außen wie von Innen betrachtet, eine reizende Stadt, in welcher man gern verweilt.

Bevor wir in die Stadt gingen, sandten wir unseren Khawahs zu einem im Dienste der egyptischen Regierung stehenden Franzosen, Aemin-Bei, dem wir, einem früheren Versprechen zu Folge, Gemüsesämereien von Europa besorgt hatten und jetzt übergeben ließen.

Nachmittags besuchte er uns auf unserem Schiffe, um uns zu danken. Im Laufe des Gespräches erzählte er uns von seinen Versuchen, Wüstenniederungen durch artesische Brunnen zu Oasen umzuwandeln. Bis jetzt hatte er seine Bohrversuche nur auf eigene

Kosten unternommen; nun aber, nachdem diese gut ausgefallen waren, wollte er der ägyptischen Regierung den Vorschlag machen, die Sache im Großen anzuwenden. Die Bohrung eines Brunnens wäre, wie er versicherte, durchaus nicht mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Durch eine Sand- und Thonlage von ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß durchgehend, kommt der Bohrer auf einen festen Sand- oder Kalkstein, dessen Bearbeitung wenig Mühe kostet und welcher dennoch gerade fest genug ist, um alle Einsatzröhren zu ersparen. In einer Tiefe von vier- bis fünfhundert Fuß findet sich das Wasser in so bedeutender Spannung, daß der durch das Bohrloch ausströmende Quell sehr stark und fähig ist, ganze Strecken in Seen zu verwandeln.

Sollten diese Versuche wirklich im Großen ausgeführt werden können, so daß man durch artesische Brunnen eine Oase da erschaffen könnte, wo man früher gar nicht an die Möglichkeit einer solchen dachte, so wäre dies ein Werk, dessen Folgen von unberechenbarem Nutzen sein müßten. Es wäre der Schlüssel zum Innersten der Wüste, ja sogar zum Innersten Afrika's, denn da, wo das Alles belebende Wasser vorhanden ist, ist auch die Möglichkeit zur Anbauung der Wüste gegeben. —

Nachdem uns der Bei verlassen hatte, erschien ein Bedienter von ihm mit einem großen Schlauch von Ziegenleder, voll in ihm eingestampfter, köstlicher Datteln, als Gegengeschenk für unsere Sämereien; ganz wie es der türkische Gebrauch erfordert. Nach diesem erhielt der Ueberbringer nun aber auch seinen Bathschiesch, den wahrscheinlich Ali-Urha ebenfalls empfangen haben mochte, weil er eifrig bemüht war, uns den „Tartieb“ *) in's Gedächtniß zurückzurufen, nach welchem der Diener belohnt werden müsse. —

Am anderen Morgen fuhren wir weiter. Der Wind war günstig, wenn auch schwach. Unser Khawahs brachte Fellahihin auf, welche die Dahabie ziehen mußten, bis der Wind stärker wurde. Wir kamen damit bis Khau, der alten Antaëpolis. Dort wendet sich der Nil nach Westen, weshalb uns der Wind konträr

*) Gebrauch.

wurde. Die Matrosen wollten wegen der kurzen Strecke, welche die Barke gezogen werden mußte, anlegen und die Weiterfahrt für heute aufgeben, allein der Khawahs wußte Rath. Erst trieb er das Schiffsvolk im Guten zur Arbeit an, dann aber gebrauchte er Ernst, fing Fellahihn ein, spannte sie gewaltsam an den Libbahn und half selbst mitziehen. Wir hüteten uns wohl, ihn durch hier nicht angewandte menschenfreundliche Gegenvorstellungen in seinen harten Maßregeln zu stören, sondern ließen ihn ganz ruhig seine Peitsche anwenden und sicherten uns bei diesen Menschen ein weit größeres Ansehen dadurch, daß wir nach türkischer Manier lieber unsern Khawassen beauftragten, die gegebenen Befehle auszuführen, als wenn wir selbst dessen Handleistungen übernommen hätten. Es würde uns sehr geschadet haben, hätten wir, ohne die größte Noth, eigenhändig eine Ruderstange ergriffen. Nachdem wir die Krümmung des Stroms durchfahren hatten, ging es mit vollen Segeln weiter; wir segelten noch den ganzen Abend hindurch, bis wir um Mitternacht in der Nähe des größtentheils von Kopten bewohnten Städtchens Tachta anlegten und übernachteten.

Am 9. März. Gestern fuhren wir an dem Städtchen Achmihm vorüber. Es liegt am rechten Nilufer, hat zwei Moscheen und gegen zehntausend Einwohner, wobei gegen vierhundert Mann leichter türkischer unregelmäßiger Reiterei mit gezählt sind. Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt liegt das koptische (?) „Deirumbassadj“ (Kloster der Unterhaltung) in der Wüste. Das Gebäude ist von hohen quadratischen Ringmauern umschlossen, über welche eine erhabene weiße Kuppel und eine mächtige Sykomore hervorragen. Dem Kloster schief gegenüber sieht man am linken Ufer das Städtchen Menschje mit einer Moschee, deren Minarett recht hübsch ausgeführt ist. Später fuhren wir an dem mit einem Heiligengrade geschmückten Djebel Schech Muhfa (der Name des Heiligen) vorüber und landeten Abends in Djirdje, einer großen, am linken Stromufer liegenden Stadt mit acht Minarets, aber kaum zehntausend Einwohnern. Die Lebensmittel sind hier beispiellos billig. Wir kauften hundert und fünfzig Eier für zwei Silbergroschen und bezahlten den Centner guter Schiffs-

zwiebake mit zweiundzwanzig Piaſtern. Alle Reiſenden, welche nach dem Sudahn gehen, nehmen von hier ihre Lebensmittel für die Wüſte mit.

Während die Leute mit dem Einkaufe unſerer Bedürfniſſe und zwar hauptſächlich von Zwieback beſchäftigt waren, gingen wir am anderen Ufer auf die Jagd. Wüthendes Hundegebell lockte uns nach einer mitten in der großen Fläche von Niedgras ſtehenden Strohhütte. Wir fanden eine Hündin von der guten, wachſamen, oberegyptiſchen Raze, den ſogenannten Armenti, von vier bis ſechs kleinen, biſſigen Hunden umgeben. Einer von den letzteren gefiel uns ſo, daß ich ihn zu kaufen beſchloß. Für einen Piaſter wurde ich mit der Bewohnerin der Hütte bald einig; größere Schwierigkeit machte das Einfangen des Hundes ſelbſt, welcher wahrhaft um ſich biß und darin von ſeiner Mutter unterſtützt wurde. Endlich wurde er doch überwältigt, in der Jagdtasche auf unſer herankommendes Schiff gebracht, unſerem großen Pubel Maſa-ut zugeſellt und Baſchi b, „der Glückliche“, getauft. Gute Hunde ſind bei Reiſen, wie wir ſie unternehmen wollten, von großer Wichtigkeit.

Am Strande hatte ſich eine Kolonie von Uferſchwalben angeſiedelt und mehrere hundert Neſtlöcher gegraben. Sie zu ſtören fällt glücklicher Weiſe keinem Araber ein und deſhalb ſind die Thierchen auch ſehr zutraulich. Weiter oben bemerkte ich das erſte Krokodil. Während ich es meinen erſtaunten Gefährten zeigte, ſah ich ein zweites von mittlerer Größe, d. h. von zehn bis zwölf Fuß Länge, auf einer Sandbank liegen. Es hielt auf Büchſenſchußweite aus, ich ſchoß, fehlte aber wegen des heftigen Schwankens des Schiffes. Erſchrocken machte es einen Luſtſprung und kroch dann langſam in's Waſſer. Kurz darauf beobachteten wir noch drei Stück, lauter große Exemplare, die von unſeren neuen Afrikanern nicht wenig bewundert wurden.

Abends legten wir bei der Zuckersabrik Farſchiut an, weil wir hier den nöthigen Zucker einkaufen wollten. Der arabiſche Centner (81½ Pfund wiener Gewicht) wird mit hundert und vierzig Piaſtern bezahlt.

Am 10. März. Die Dörfer in der hiesigen Gegend zeichnen sich durch eine sonderbare Bauart der Häuser aus. Diese scheinen mehr der Tauben als der Menschen wegen erbaut zu sein. Sie ähneln abgeschnittenen Pyramiden und sind zweistöckig. Der untere Raum ist für den Fellsch und seine Familie bestimmt, roh aus lufttrockenen Lehmsteinen zusammengesetzt und ohne alle Sorgfalt ausgeführt. Das obere Stock beherbergt eine zahllose Menge von Tauben. Mehrere Reihen von dicht an einander eingemauerten Stöcken oder Reisigbündeln dienen ihnen zum bequemen Sitzplatze in der Sonne, die Wand ist geglättet und häufig sogar mit Kalk beweißt; kurz, die Wohnung der Tauben ist weit eleganter und schöner, als die der Menschen. Außerhalb der Dörfer sieht man außerdem noch Reihen von thurmähnlichen, aus starken Krüzen zusammengemauerten, einzig und allein für die Tauben erbauten Gebäuden.

Bei dem wegen der Räubereien seiner Bewohner arg berücktigten Dorfe D i s c h n e stiegen wir aus, um zu jagen, weil aller Wind aufgehört hatte. Doch erhob er sich sehr bald wieder und unser Reiss, der die Räuber fürchtete, mahnte zur Weiterreise. Da fehlte unser großer Hund. Der Verdacht eines Diebstahls wurde rege und fiel auf's Räuberdorf. Er zeigte sich in der That auch begründet. Wir fanden unsern Hund an einem Hause angebunden und lösten ihn mit tüchtigen Peitschenhieben wieder aus. Nachdem wir auf das Schiff zurückgekommen waren, ging unser Reiss sogleich wieder unter Segel. Jeder von dem Schiffsvolke wußte eine Räubergeschichte zum Besten zu geben. Der Hauptmann der Bande war ein gewisser Redjihl, dessen Geschichte mir der Reiss beim dampfenden Dschibukh erzählte. Sie ist folgende: Redjihl war der Vater von fünf Söhnen: Harrihdi, Moasi, Taiabh, Hassan und Schabahn, welche er mit einer Frau, Fathme, erzeugte. Die Söhne hießen nach ihm „el Redjihli“ und starben, mit Ausnahme eines einzigen, entweder im Kerker oder durch Henkershand. Harrihdi wurde in Siut auf einem Fluchtwersuche von den Soldaten der Wache mit dem Bajonett erstochen, Taiabh in Kenneh aufgehängt, Hassan und Schabahn star-

ben im Kerker von der allzu großen Last ihrer Ketten. Moasi lebt und raubt noch jetzt und ist Anführer einer sehr gefürchteten Bande. Die Art und Weise seiner Räubereien ist originell. Braucht Moasi Geld, dann schickt er einen seiner Helfershelfer zu einem der wohlhabenden Schiuhch und läßt diesen nach dem friedlichen Gruße: „El salahm aaleikum!“ höflichst ersuchen, eine bestimmte Summe Geldes und ein fettes Schaf dem Botschafter zu überreichen, durch seinen Bedienten aber einen oder zwei Ardehb Waizen in ein von ihm bezeichnetes Haus bringen zu lassen. Aus Furcht, den Zorn des Räubers zu erregen, gibt der Schech dem Botschafter, wenn es irgend möglich ist, alles Gewünschte. Man sagt, Moasi allein habe einmal dreißig vom Markte zurückkehrenden Fellahihn das Geld abgenommen, welches sie bei sich führten; ja, man kennt in dem Dörfchen Samata, bei Dischne, seine Wohnung, seine Mutter und ihn selbst ganz genau, ohne sich an ihn zu wagen. Wer die Feigheit der Fellahihn kennt, zweifelt an der Wahrheit dieser Erzählung nicht.

Harrihdi machte vor mehreren Jahren die ganze Gegend so unsicher, daß man nur mit Bedeckung reisen konnte. Er hielt die Schiffe auf dem Nil an, befahl den Kapitänen zu landen und feuerte, wenn diese seinen Befehlen nicht Folge leisteten, vom Ufer aus auf die Schiffsmannschaft oder erschlug diese, wenn er sich des Schiffes bemächtigt hatte. Die Regierung that alles Mögliche, um seiner Person habhaft zu werden, doch waren die Bemühungen der Soldaten, den kühnen und starken Räuber zu fangen, fruchtlos, weil die nahe Wüste ihm bei wirklicher Gefahr stets ein sicherer Zufluchtsort wurde. Zuletzt lieferte er sich selbst an Mahammed-Ali aus, bat um sein Leben, gelobte Besserung und wurde von dem Vizekönig wirklich begnadigt. Er erhielt einen Firmahn und sein Leben unter der Bedingung geschenkt, das Land von den Räubern zu befreien und diese an die Obrigkeit abzuliefern. Jetzt begann der Schust ein wahres Bedrückungssystem auszuüben. Er ging zu den wohlhabenden Schiuhch und eröffnete diesen, er wisse, daß sich unter ihrem Schutze mehrere Räuber aufhielten und verlange diese ausgeliefert zu haben, widrigenfalls er sie selbst zur An-

zeige bringen werde. Die Schiuhch suchten dem angebrohten Schicksale dadurch zu entgehen, daß sie sich mit hundert und mehr Piaſtern von der Anklage loszukaufen versuchten. Harrihdi trieb dies eine geraume Zeit lang und wußte die Regierung stets von Neuem dadurch zu täuschen, daß er Gefangene einbrachte. Endlich aber wurden seine Betrügereien doch zur Anzeige gebracht, sein Firtmah wurde entkräftigt und Harrihdi mit der Gefangenschaft bedroht. Er flüchtete zu einem Beduinenstamme, wurde dort aber, weil ein Preis von zweitausend Piaſtern auf seinen Kopf gesetzt worden war, von seinem Gastfreunde verrathen und nach Siut gebracht (s. Th. 2 S. 85). Hier gelang es dem Räuber, Patronen zu erhalten; er bestach den Gefangenenwärter, befreite noch ungefähr hundert andere Verbrecher und entfloh mit diesen seinem Gefängnisse, doch nicht ohne mit seiner Bande die Gefängnißwache zu überrumpeln und zu entwaffnen. Glücklicher Weise wurde aber bald Lärm geschlagen und die in Siut liegende Garnison aufgeboten, den Flüchtigen nachzusetzen. Harrihdi war, durch seine lange Gefangenschaft entkräftigt, nicht im Stande, den Verfolgern zu entgehen; er wurde von einem Soldaten eingeholt und ohne Weiteres mit dem Bajonette erstochen.

Moasi ist noch jetzt sehr gefürchtet und seinetwegen die Gegend von Dischne oder Samata sehr verrufen. „Lakin el seif bitaa Ekendina thauih!“ — Allein das Schwert unserer Herrlichkeit (des Bizekönigs) ist lang! — schloß unser Reis seinen Bericht.

Am 11. März. Anf unserer heutigen Fahrt ereignete sich, außer daß wir wieder zwei Krokodile sahen, nichts Bemerkenswerthes. Abends kamen wir bei Khenneh an. Während des hohen Nilstandes wird ein dicht bei der Stadt vorüberführender Kanal so mit Wasser angefüllt, daß die Nilschiffe unter den Mauern der Stadt anlegen können. In jetziger Jahreszeit hat man eine Viertelstunde zu gehen, ehe man vom Landungsplatze der Schiffe die Stadt erreicht.

Khenneh zählt ungefähr achttausend Einwohner und sechs Moscheen, besitzt einen sehr schlechten Basar und ist der Sitz eines

Bei, des Stadthalters der Mubirie oder Provinz Khenneh. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Anfertigung der Khulahl oder Wasserkühlgefäße, wozu sich in der Nähe passender Thon in großer Quantität findet. Der Lohn der Arbeiter (Tscherahni) ist gering und steht mit ihrer Arbeit in gar keinem Verhältniß.

Khenneh ist die Einbruchstation für die Wüstenreise nach Koffeir am rothen Meere, eine Straße, welche vorzüglich von den Pilgern bei ihren Wallfahrten nach Mekka benutzt wird. Um auch irdischen Bedürfnissen der heiligen Hadjahdji*) zu genügen, ist Khenneh reich an Kaffehäusern, Branntweinkneipen und Spelunken mit schwarzen, braunen, gelben und weißen Freudenmädchen. Leider sind diese Geschöpfe aber so häßlich oder vielmehr Abscheu erregend, daß sie die Suhris des Paradieses keineswegs zu verfinnlichen im Stande sind. Eine andere Persönlichkeit, welche sich dem Fremden noch eher vorstellt als die öffentlichen Mädchen, ist ein nicht über drei Fuß hoher Zwerg. Er hält sich entweder am Landungsplatze oder am Eingange der Stadt auf, ist überaus flink und rasch in seinen Bewegungen, begleitet den Reisenden bei jedem Schritte, den er thut, bittet um Aufträge, welche er zu besorgen verspricht, ist sehr höflich und verlangt für alles Dieses nur einen Bathschiesch.

Nähe bei der Straße nach Koffeir wird schöner Jaspis und Grünstein oder Serpentin gefunden. Abahs-Pascha hat in den Jahren 1851 und 1852 eine Telegraphenlinie von Kairo nach Koffeir eingerichtet, deren Signalthürme an der Karawanenstraße stehen. —

Merkwürdig ist der Transport der in Khenneh gefertigten Gefäße. Die feinen Khulahl werden in Heu eingepackt, in großen Khafassahat versendet, aus den größeren und festeren aber eigene Flöße gebildet. Man baut diese, indem man in einer seichten Bucht des Nilufers mehrere hundert große Krüge (vorzüglich die festen, aus hartem Thone stark gebrannten Gefäße mit engen Oeff-

*) Plural von „Sadj,“ Pilger.

nungen, in denen die Fellahhe ihr Wasser auf dem Kopfe nach ihrer Behausung trägt) so zusammengesetzt, daß alle Oeffnungen nach Oben gerichtet sind, wodurch eine Unterlage von dicht an einander stehenden, hohlen Gefäßen entsteht, die auf dem Wasser schwimmen. Die einzelnen Krüge sind mit Henkeln versehen, durch welche, um das Ganze zusammenzuhalten, starke Stricke gezogen werden. Auf die erste Lage kommen zwei bis drei andere, welche man ebenfalls durch Stricke mit der unteren Lage verbindet. Dann wird das ganze Floß flott gemacht, von einigen Ruderern bestiegen und dem Strome, welcher es langsam mit sich hinabzieht, übergeben. Es enthält mehrere Hunderte, ja Tausende von einzelnen Krügen, welche nicht billiger transportirt werden könnten. Nur dadurch ist es möglich, daß man in Kairo diese Krüge für einen oder anderthalb Piafter kaufen kann, nachdem sie über sechzig Meilen weit herbeigeschafft worden sind und der ziemlich hohe Zoll schon berechnet ist. In der That sind in ganz Egypten die Töpferwaaren beispieellos billig; es scheint fast, als ob das Land die wahre Heimath der Töpfer wäre. Eine Menge von Geräthschaften, welche bei uns von Holz, Eisen, Kupfer oder Zinn gefertigt werden, macht der Araber aus Thon oder Milschlamm. Ich erinnere nur an die Schöpf-eimer bei den Süakhi*), an Taubenschläge u. a. m. In der Nähe der Städte finden sich ganze Berge von Topfscherben und Staub; bei Alexandrien steht man in der Wüste statt kleiner Steine nur Scherben. Wer die Töpfe alle gefertigt haben muß und wie viel hundert Jahre die Scherben schon an ihrem jetzigen Plage liegen, weiß man nicht. Kein Mensch kann aber begreifen, daß selbst in Jahrtausenden so viele Töpfe zerschlagen werden können, als es, nach den Gebirgen von Scherben zu urtheilen, in Egypten der Fall gewesen sein muß. —

Eine halbe Stunde stromauf= und ebenso viel landeinwärts liegt am rechten Nilufer der Tempel von Denderah, das am besten erhaltene und, wie sich durch neuere Forschungen herausgestellt hat, jüngste Monument Egyptens. Der Tempel, welcher

*) Plural von Sakhe, Schöpfrod.

noch sehr erhalten ist, wurde erst um das Jahr 100 v. Chr. von der Cleopatra und ihrem und Cäsar's Sohne erbaut und der Gottheit Hathor oder der ägyptischen Venus geweiht. Der Portikus wird von vier Reihen Säulen getragen, von denen in jeder Reihe drei und drei so zusammenstehen, daß in der Mitte ein breiterer Zwischenraum für den Eingang bleibt. Die vierundzwanzig Säulen des Portikus, deren nördlichste Reihe durch eine niedere Mauer verbunden ist, sind über und über mit Hieroglyphen bedeckt. Jede der Säulen hat sieben Fuß im Durchmesser und ist zweiunddreißig Fuß hoch. An der Decke der Vorhalle sah man einen später nach Paris gebrachten Zodiakus.

Der Tempel hat zehn Gemächer, unter denen die von prächtigen, mit Palmentknäusen verzierten Säulen getragene Halle das schönste ist. Die Hallen, welche hinter einander liegen, werden, wie bei allen ägyptischen Tempeln, nach innen zu immer kleiner, bis man in einen kleinen Raum gelangt, welcher wahrscheinlich das Allerheiligste des Tempels gewesen ist. Von Außen betrachtet zeigt der Tempel von beiden Seiten und hinten nur glatte Mauern mit einzelnen Löwenköpfen, welche dazu gedient zu haben scheinen, die Abzugsrinnen für das auf dem platten Steindache sich sammelnde Regenwasser zu bekleiden. Allein man weiß, daß es fast nie in Oberegypten regnet, und kommt deshalb bald von seiner Ansicht zurück, ohne sich den eigentlichen Zweck der Ausgussrinnen erklären zu können.

Hinter dem Heiligthum der Venus stand ein kleinerer, der Isis geweihter Tempel, welcher aber jetzt größtentheils in Trümmern liegt. Der nebenanstehende größere ist noch besser erhalten. Er war dem Typhon oder Teufel (bösen Wesen) zugeeignet.

Um die Tempelruinen herum liegen die Trümmer eines auf Mauerresten, zwischen und neben großen Thoren aus der Pharaonenzeit erbaut gewesenen ägyptischen Dorfes. Die Umgebung der Tempel ist auf der einen Seite die Wüste, auf der anderen eine weite, mit Niedgras, „Halfa,“ bedeckte Ebene, welche gegen den Nil hin von einem schönen Lompalmenwalde begrenzt wird. —

Nach einer Fahrt mit wenig Wind und viel Libbahn kamen

wir am 15. März bei den Ruinen von Theben an. Fünfzehn Schiffe mit Europäern, meist Engländern oder Nordamerikanern, lagen bei Luxor im Nil. Wir besichtigten die großartigen Monumente nur flüchtig, bloß um sagen zu können, wir haben sie gesehen. Deshalb kann ich auch keine Beschreibung von ihnen geben. Ich mußte Das, was ich sagen wollte, aus anderen Werken entlehnen, und das will ich nicht. Der freundliche Leser muß diesmal mit mir weiter reisen und Luxor und Karnak links, Medinet-Habu, die tönende Memone und die Königsgräber rechts liegen lassen. Wir fuhren an dem Tage unserer Ankunft wieder ab und reisten theils mit, theils ohne Wind, also mit dem Libbahn, weiter. Einzelne Krokodile lagen auf Sandbänken im Nil, Barane oder große, gegen sechs Fuß lange Wassereidechsen trieben wir aus den Gebüschern am Ufer des Stromes, in den Lüften kreisten Störche, in spitzigen Winkelzügen flogen Kraniche; beide eilten der Heimath zu.

Am 17. März hielten wir kurze Zeit in Esneh. Das Städtchen mag ungefähr sechstausend Einwohner zählen, enthält zwei Moscheen, sowie auch einen altegyptischen Tempel und war früher der Verbannungsort der öffentlichen Mädchen, welche es in Kairo zu bunt trieben. Sie bewohnten hier ein eigenes Viertel, in welchem zuweilen ein gar lustiges Leben herrschte, zumal wenn reiche Engländer, der Eifersucht ihrer Lady's überhoben, sich hier Fantastie machten und die berühmte „Nachele ja hoh“ sich vortanzen ließen. Jetzt sind die Mädchen fast alle begnadigt worden und nach Kairo zurückgeführt.

Esneh macht, vom Nil aus gesehen, einen traurigen Eindruck. Die Stadt liegt auf einem kahlen, nur am unteren Ende mit Gärten und Lusthäusern gezierten Hügel und zeigt ihre verworrenen, halb verfallenen, lieblich gehaltenen, schmutzigen Häuser- oder Barackenreihen in nackter Blöße dem Auge.

Der Wind blieb heute und den folgenden Tag aus, weshalb wiederum zum Libbahn gegriffen werden muß; wir sind darüber auch nicht ungehalten, weil wir viele Zeit zu einer ergiebigen Jagd verwenden können.

Am 19. März. Am rechten Nilufer sehen wir die Trümmer eines großen Dorfes und steigen aus, um sie zu besichtigen. Einige nannten sie el Kahb, Andere Hellahl, und europäische Gelehrte wissen ganz genau, daß auf der Stelle dieses zweifelhaften el Kahb oder Hellahl unzweifelhaft zu der Pharaonen Zeiten eine Stadt gestanden und den Namen Eilethya geführt hat. So viel ist gewiß, daß sich hinter diesem Dorfe in dem Nilgebirge Katakomben befinden, welche Darstellungen aus dem häuslichen Leben der alten Ägypter und gründliche Anweisungen enthalten, wie sie Vögel fingen, Schiffahrt oder Ackerbau betrieben, Steine behieben oder sonstige Arbeiten verrichteten. Um aber wieder auf el Kahb zu kommen, so fanden wir, daß der Ort einen altägyptischen Tempel enthielt, gänzlich in Trümmern lag und früher von hohen, außerordentlich starken Mauern aus lufttrockenen und gebrannten Ziegelsteinen (bei deren Anfertigung die lieben Kinder Israel wahrscheinlich die bewußten Prügel bekamen) umgeben war. Wir bemerkten, außer dem ägyptischen Mauerkäuzchen mit seiner unheimlichweisenden Stimme und der isabellfarbenen Wüstenlerche, kein lebendes Wesen weit und breit und folglich für uns auch Wenig von Interesse.

Bevor wir noch mit unserer Besichtigung ganz zu Ende waren, meldete ein Bote des edlen Keis, daß sich Wind erhoben habe. Deshalb kehrten wir nach unserem Schiffe zurück und fuhrten bei schwachem Winde den ganzen Tag hindurch langsam weiter. Gegen Abend kamen wir an Ebsu vorüber, ohne auszustiegen. Zur Zeit des Nische oder Nachtgebetes wurde bei einem Dorfe Halt gemacht. Bald erhielten wir Besuch von der sehr zahlreichen Hundeeinwohnerschaft desselben, welche nicht übel Lust bezeugte, unsere Barke in Belagerungszustand zu erklären. Einige wohlgezielte Schüsse, welche die Haupträdelsführer niederstreckten, befreiten uns für die Nacht von dieser ungebetenem Gesellschaft.

Am 20. März. „Siebenunddreißig Grad Reaumur in der Sonne und fünfundzwanzig Grad in der Kajüte! Was soll daraus noch werden? Es ist zum Ersticken, man kann es wahrhaftig nicht aushalten u. s. w.“ So ungefähr klagten

meine Gefährten am heutigen Tage, wo kein Lüftchen weht. Ich versuche sie durch die Versicherung zu trösten, daß wir noch anderthalbmal so viel Wärme bekommen werden, muß aber mit Bedauern sehen, daß mein Trostgrund als solcher nicht anerkannt wird. Die Barke wird langsam weiter gezogen; selbst den Matrosen scheint der 20. März zu heiß zu sein. Die Gänse und Störche beeilen sich, nach dem kühleren Deutschland zu wandern; wir sehen sie in Zügen von mehreren Tausend Individuen an uns vorüberziehen.

Der Djebel el Selseli ist in weiter Ferne in Sicht. Tags darauf geht es mit schwachem Winde weiter; allmählig wird er stärker und artet plötzlich in einen so heftigen Sturm aus, daß er unser Schiff, ehe noch die Segel geborgen werden, mit Macht auf eine Sandbank schleudert. Alle Anstrengungen der Matrosen, die Dahabie wieder flott zu machen, sind vergeblich. Nali-Arba läßt sich von einem der Matrosen auf's feste Land tragen und fängt unter fürchterlichem Fluchen ungefähr zwanzig Fellahihin ein. Sie entkleiden sich und stemmen ihre Schultern an beide Seitenwände des Schiffes. Seufzer, Gestöhn, unartikulierte Töne und zuletzt eine Art von verzweifelttem Gesange regeln ihre gemeinsamen Anstrengungen. Die Dahabie schwimmt endlich wieder in gutem Fahrwasser. „Allah maakum!“ (Gott sei mit Euch!) rufen die Matrosen als einzigen Dank den Helfern zu. Die Barke fliegt jetzt den Strom hinan. Brausend brechen sich die Wogen am Bug des Schiffes, kein Segel ist geöffnet, zwei Mann regieren das Steuer und so geht es schneller, als jedes Dampfschiff, den Wogen des Nils entgegen.

Solche Scenen kommen während einer Nilfahrt sehr oft vor, sind aber keineswegs so gefährlich, wie ängstliche Reisende wissen wollen. Die Araber behaupten: „Wer den Nil kennt, dessen Freund ist er auch,“ und haben nicht Unrecht. Man muß die scheinbare Nachlässigkeit des Egypters erst wirklich kennen gelernt haben, ehe man ihn geradezu als den schlechtesten Schiffer verdammen will. Wer, wie ich, sämtliche Katarakten des Nil überschifft hat, der weiß recht gut, daß es unter den Arabern so muthige

und tüchtige Schiffsleute giebt, als unter den Europäern auch. Gewiß sind die Europäer die besten Seeleute, welche existiren; aber ob sie den Gefahren des innerhalb der Katarakten äußerst heftigen Nil besser zu begegnen wissen, als die muthigen Nubier, das fragt sich noch sehr. In Egypten giebt es auf einem guten Schiffe auf dem Nil gar keine Gefahren.

Am 28. März. Der gestrige Sturm hatte sich heute in den besten Segelwind verwandelt. Gegen neun Uhr Vormittags passiren wir die Stromenge zwischen den Bergen der Diebahl el Selseli und landen gegen elf Uhr bei Kohm = Dmbos, um den schönen Doppeltempel dieses Namens zu besichtigen. Auf einer Sandbank, mitten im Nil, lag ein ungeheures Krokobil, wahrscheinlich dasselbe, welches ich schon am 16. October 1847 liegen sah. Nach kurzem Aufenthalte gehen wir wieder unter Segel. Einer der Matrosen, Mahammed, und zwar ein Scherief, fällt in den Nil, während die Dahabie im schnellsten Zuge den Strom hinaufbraust. Der Scherief war kein fertiger Schwimmer und Alle fürchteten für sein Leben. Im Nu war er mehrere hundert Fuß von uns entfernt und kämpfte verzweifelt mit den Wellen, ohne sich einem der Ufer nähern zu können. Ein tüchtiger Schwimmer warf, um ihn zu retten, die Rhiskahle in's Wasser, sprang selbst in den Strom und ruderte eilig auf den Ertrinkenden zu. Er kam mit seinem Rettungsboote auch wirklich noch zur rechten Zeit an und brachte den vollkommen kraftlosen Mahammed mit Hülfe desselben glücklich an's Land, wohin sich auch unser Schiff gewendet hatte.

Der Wind bleibt uns so günstig, daß wir schon Nachmittags fünf Uhr, nachdem wir seit diesem Morgen ungefähr acht deutsche Meilen zurückgelegt haben, bei der Insel Elephantine ankommen. Dort nehmen wir einen Lootsen ein und umfahren mit dessen Hülfe die linke Seite der Insel, wobei wir uns mit äußerster Vorsicht zwischen den Felsmassen des beginnenden Katarakts hindurchwinden. Mit Sonnenuntergang landen wir unter dem Donner der kleinen Kanonen bei Assuan. —

An den Felsen am oberen Ende der Insel Elephantine waren jetzt die riesigen Hieroglyphenbilder sichtbar, welche der hohe

Nil mir bei meinen früheren Besuchen Assuan's verdeckt hatte. Jahrtausende hindurch waren die Wogen des Nil rastlos bemüht, sie zu vernichten, immer umsonst; es scheint, als ob sie erst vor wenig Jahren in die festen Porphyrmassen eingegraben worden wären.

Nachdem unsere Effekten ausgeladen worden waren, wir die Dahabie verlassen und ein Zelt im Palmenwalde bezogen hatten, erschienen am Morgen des 25. März einige Araber mit sechzehn Kamelen, um unser Gepäck nach dem uns schon bekannten Dorfe Schellahl zu bringen, wo unser Khawahs zwei kleinere Barken, sogenannte Kheahse zur Weiterbeförderung gemiethet hatte. Diese Barken sind ohne Kajüte und werden deshalb zur Bequemlichkeit der Reisenden mit großen, aus Palmenblättern geflochtenen Matten überdeckt. Gegen Abend ritten wir auf Eseln auf der schon beschriebenen Straße nach und kamen nach anderthalb Stunden im Dorfe Schellahl an.

Die Umgebung des Dorfes ist, wie jeder Punkt des Katarakts, romantisch schön. Am Landungsplatze unserer Barken ist der Nil von ausdrucksvollen Felsenmassen so umgeben, daß er eher einem See, als einem Strome gleicht. Die Strömung des Wassers ist auf dem uns gegenüber liegenden Ufer und uns völlig unmerkbar, hier liegt er in Spiegelglätte vor uns.

Wir übernachteten im Freien, im herrlichsten Mondenscheine. Die Nacht ist so hell, daß meine Gefährten ihr Tagebuch beim Lichte des Mondes schreiben. Nur dann und wann bringt ein schwacher Nordwest das Tosen des Katarakts zu uns. Unsere Leute sitzen in den verschiedenartigsten Gruppierungen am Strande, um die Kisten herum und rauchen ihre Tschibukpfeife. Nali-Arha singt türkische Kriegs- und Minnelieder mit den schönen, gefühlvollen Melodien. Außer unseren beiden Hunden hält Niemand die Wache; in dem friedlichen nubischen Dorfe ist sie unnöthig.

Am 26. März. Große, äußerst fatale Wäsche. Fatal für uns, denn wir müssen die getrocknete Wäsche selbst zusammenlegen, die einzelnen Strümpfe zu Paaren treiben, Alles selbst einpacken u. s. w., und das ist doch gewiß keine angenehme Beschäftigung für junge Männer. Wegen der Wäsche denken wir nun auch an

Diejenigen, welche die heutige, lästige Arbeit im Vaterlande uns abnehmen, an die Frauen; unter den Frauen verstehen wir jungen Leute nun zufälliger, aber höchst natürlicher Weise die jüngeren, und so kommen unsere Gedanken von der Wäsche hinweg direkt zu den deutschen Mädchen. Diese steigen plötzlich noch einmal so hoch in unserer Achtung, wenn auch nicht allein wegen der Wäsche. Aber der Schluß aller Gedanken ist und bleibt immer der: Es wäre doch recht schön, wenn einige deutsche Mädchen uns auf unseren Reisen begleiten könnten, um sich dann und wann mit uns recht gemüthlich zu unterhalten und dann und wann — die Wäsche zuzurichten! Die Engländer scheinen das recht begriffen zu haben, wenigstens führen sie auf ihren Nilreisen stets eine Menge von Bedienten mit sich, welche ihnen derartige Arbeiten abnehmen. Gewöhnlich befindet sich auch ein Frauenzimmer mit auf der speciell für sie eingerichteten, prachtvollen und äußerst komfortablen Dababie; — da läßt es sich freilich leicht reisen, denn man weiß da gar nicht, ob man zu Hause oder ob man auf Reisen ist. Wir aber empfinden das Letztere wohl, doch trösten wir uns mit dem Berge ebennenden „Mahlesch“ — es thut Nichts — der Araber.

Nachmittags vertheilen wir das Gepäck in unsere beiden Khasaht, von denen die eine von dem Dr. Bierthaler und Ali-Arha, die andere, größere von meinem Bruder, meiner Wenigkeit, dem deutschen Bedienten August, dem Koch und dem Kubier Mahammed bezogen wird. Nach dem Assir fahren wir ab und legen mit Sonnenuntergang bei den Ruinen von Philä an.

Am anderen Morgen besuchen wir diese und fahren gegen neun Uhr Vormittags ab. Der Wind wird uns so günstig, daß wir schon zum Morhreb unter Gewehrsalven den Wendekreis passiren können. Bei dem köstlichen Mondescheine fährt man die ganze Nacht hindurch, ohne in Gefahr zu sein, an einem der felsigen Ufer anzustoßen und das Schiff zu zertrümmern. Nur am Morgen machten die beiden Reisseln nach glücklich durchwachter Nacht ihre Mandöver so schlecht, daß ihre Schiffe zusammenfuhren und uns das Strohzelt über dem Kopfe zerschlagen wurde, wodurch wir unangenehm aus dem Schlafe geweckt wurden.

Am 28. März. Die Hitze stieg heute wieder bis auf sieben- undzwanzig ° Reaumur im freien Schatten und erschwerte die Arbeit des Treidelns. Nachmittags fuhren wir langsam mit Libbahn bis zum Dorfe Djebel-Heiati, in der Nähe des alten Tempels von Lake. Später erhob sich noch etwas Wind, mit welchem wir bis zu dem Bah el ahkhi, einer felsigen und gefährlichen Stelle des Stromes, gelangten. Wir haben bis heute schon den vierten Theil nach Wadi-Halsa zurückgelegt.

Am anderen Morgen treibe ich, sobald der Tag graut, zur Abfahrt. Mit schwachem Winde geht es langsam weiter. Vor uns liegt der Djebel Maharaka, ihm gegenüber, am linken Ufer der sehr zertrümmerte Tempel Moëbahd. Felsen oder die Wüste engen den Strom ein und lassen zu beiden Seiten kaum einen schwachen Streifen Culturlandes frei. Die armen Nubier haben das geringste Fleckchen Landes bebaut und besäet; trotz ihrer geringen Anzahl ist der Boden nicht ergiebig oder nicht ausgebreitet genug, um sie zu ernähren, sie müssen von Egypten und aus der Gegend von Wadi-Halsa Getreide und Datteln zuführen. Die bitterste Armuth herrscht überall und der Reisende verzeiht deshalb der schwarzbraunen Jugend ihr dringendes Verlangen um Bakhschiesch. Wir sind jetzt im Wadi el Arab, einer der von den Berbern willkürlich gemachten Eintheilung der Nilufer, wahrscheinlich so genannt, weil früher ein Araberstamm dort seinen Wohnsitz aufschlug und sich über eine gewisse Gegend verbreitete.

Abends im Mondenscheine großes Concert von dem versammelten Schiffsvolke beider Barken, wobei Nali-Atcha thätig mitwirkt.

Am 30. März. Der Wind fehlt uns den ganzen Tag; die Barken werden langsam weiter gezogen, wir jagen nebenher. Um Mittag ist man bis zu dem Dorfe el Subura vorgerückt; es liegt einem altegyptischen Tempel gleiches Namens — wenigstens im Munde der Eingeborenen — gegenüber. Abends legt man bei dem Dorfe Abd el Kerim an, um dort zu übernachten.

Das Thermometer stand heute Morgen auf + 11° nach Reaumur, wobei uns tüchtig fror; eine Stunde nach Sonnenaufgang hatten wir bereits neunzehn und Mittags dreißig Grad im freien

Schatten. Eine Stunde nach Sonnenuntergang zeigte es noch drei- undzwanzig Grade. Diese Temperatur war für uns äußerst angenehm.

Am Ostersonntage, den 31. März. Mit recht günstigem Winde kommen wir bis Korosko. Wir kennen den armseligen Ort bereits aus dem ersten Theile dieser Blätter (S. 65). Zur Feier des Festes zogen wir auf beiden Barken unsere größten Flaggen auf. Nali-Arha begrüßte sie mit freudigen Pistolenschüssen, weil der Türke sich nie recht freuen kann, ohne dabei zu schießen. Unser Rhawahs freute sich heute weniger wegen des Festes, sondern mehr in Voraussicht der Meriesä, welche ich den Leuten versprochen hatte.

Wir lagen am Ufer unter Palmen auf Teppichen und rauchten unsere Tschibukhakt. Rings um uns her standen blühende Mimosen, deren balsamische Gerüche bis zu uns gelangten. Es war der Weihrauch, welchen die hochheilige Natur am heutigen Tage verstreute.

Die Araber hatten Meriesä erhalten und machten Fanthasie. Sie wurden bald lustig und führten ihre, denen der Kordofanesen ganz ähnlichen Nationaltänze auf.

Unter Abfingung eines ihrer Lieder mit den eintönigen Melodien, welches sie mit Händeklatschen und Stampfen mit den Füßen begleiten, tritt Einer in den von sämtlichen Theilnehmern gebildeten Kreis und beginnt, einen Stock in den Händen haltend, den Tanz, in welchem er durch allerlei Bewegungen und Geberden seine Wünsche auszudrücken versucht. Oft nimmt auch noch ein Anderer in der Rolle eines Mädchens am Tanze Theil. Dann bekommt freilich nicht selten der Natursohn die Oberhand und stellt Dinge dar, welche die Handlungen der berühmten pariser Tänze noch weit hinter sich zurücklassen.

Die Gefänge der Nubier, meist arabischen Ursprungs, sind oft wunderschön, d. h. von wirklich dichterischem Werthe. Die Poesie ist bei den Arabern in's Leben übergegangen. Ihr Talent zu Dichtungen aus dem Stegreife ist außerordentlich. Ich habe oft Zwei gesehen, welche sich halbe Stunden lang in Versen unterhielten, wie ja die Märchenerzähler auch stets nur in Versen sprechen. —

In Korosko lagen sehr viele Kamele, welche von Abu-Hammed angekommen waren. Wir schmeichelten uns, dieselben, weil sie ohne Ladung nach Abu-Hammed zurückkehren mußten, billiger miethen zu können, als es sonst der Fall ist, und wären dann durch die große nubische Wüste gezogen. Der Scheck el Djemahli belehrte uns jedoch eines Anderen und stellte uns so hohe Preise, daß wir von unserem Vorhaben abstanden und die Route über Wadi-Halfa wählten. Glücklicher waren wir in unseren Bemühungen, die liebe schwarzbraune Jugend zum Käserfangen aufzumuntern — ein Mittel, welches ich, beiläufig bemerkt, jedem Sammler anrathen —; denn diese brachten uns für wenige Para so große Massen von Käsern, daß wir zuletzt ihrem Eifer selbst Einhalt thun mußten. —

Mit oder ohne Wind setzten wir am folgenden Tage unsere Reise fort und erreichten am 5. April Wadi-Halfa. Ich erlegte mit der Büchse ein kleines Krokodil und schoss ein großes an, ohne es zu tödten. Tagtäglich beschäftigten wir uns mit der Jagd und erbeuteten oft seltene Vögel. Nebenbei wurde auch der Käserfang eifrig betrieben oder mein Bruder sammelte Pflanzen ein. In Wadi-Halfa war die ganze Jugend auf die Beine gebracht worden, um die merkwürdigen Gelüste der „Trendji“ zu befriedigen; ein großer Theil von den müßigen Männern und Knaben begleitete die Jäger, um sie mit den lebhaftesten Ausrufen der Bewunderung zur größten Enttäuschung auf die häufig vorhandenen egyptischen Turteltaubchen aufmerksam zu machen oder ihnen sonst bei der Jagd behülflich zu sein.

Von Wadi-Halfa aus wollten wir mit Kamelen weiter reisen. Der Scheck el Djemahli verlangte bis Neudongola oder Dongola el Urbi fünfundsreisig Piaster oder zwei Thaler zehn Neugroschen für das Kamel. Dies ist der gewöhnliche Preis, welchen die Regierung zu zahlen pflegt; Kaufleute oder Reisende, welche nicht mit einem Firmahn versehen sind, müssen gewöhnlich das Doppelte erlegen. Die Wegstrecke beträgt zweiundzwanzig Mahhaddah oder fünfundsreisig bis vierzig Meilen. Weil der Weg sehr schlecht und uneben ist, braucht man zu der Reise zehn bis

zwölf Tage. Gewöhnlich wählt man das linke Ufer des Stromes, obgleich man auf der anderen Seite einen Bogen abschneiden und einen bis zwei Tage eher ankommen kann. Der Weg ist aber hier noch schlechter, als am linken Ufer.

Wir fuhren daher an dieses hinüber und lagerten uns mit unserem Gepäcke in einer halbverfallenen Schuhne oder Schohne, einem jener Gebäude, in welchem die Getreide- und Spreuvorräthe aufgehäuft lagen, womit man die aus dem Sudahn nach Egypten ziehenden Rinderheerden fütterte und welche zugleich als große, mehrere Hundert Stücke Rindvieh fassende Ställe benutzt wurden. Das Dorf Wadi-Halfa lag uns gegenüber und nahm sich sehr gut aus. Nur hier und da blickte eins der Häuser durch das dunkle Grün des Dattelpalmenwaldes, der sich über zwei Stunden lang am Ufer des Stromes dahinzieht und die weite, fruchtbare, leider nur wenig bewässerte und bebaute Fläche auf der einen Seite begrenzt. Von der anderen Seite wird die Ebene von Bergen umschlossen, deren zackige Gipfel über den Palmenwald emporragen.

Einer der Matrosen hatte sich die ganze Reise hindurch von unserem Schiffszwiebacke genährt, obgleich es streng verboten war, diesen uns in der Wüste so außerordentlich nöthigen Artikel anzugreifen. Der junge Mann erhielt seine wohlverdiente Strafe von Nali-Urha mit der Peitsche zuertheilt, obgleich sich der Keis für ihn verwendete, indem er sagte, der „Knabe“ thue ihm nicht leid, der seine Strafe verdient habe, nur bedaure er, daß einer von seinen Schiffsteuten gestohlen habe, und jeder Peitschenhieb, den der Schuldige empfangen, sei ihm ein Dolchstich in's Herz, weil er ihm stets von Neuem seine Schande in's Gedächtniß bringe. Er sei stets ein ehrlicher Mann gewesen und deshalb möge ich doch ja den Befehl geben, mit der Bastonade einzuhalten; denn es berühre ihn zu schmerzlich, daß einer seiner Leute schuldig sei. Die Heuchelei unseres Keis that jedoch nicht die gewünschte Wirkung; der Dieb wurde empfindlich gestraft.

Während unseres Aufenthaltes sahen wir öfters große Geier in der blauen Luft ihre Kreise ziehen. Wir beschloffen, sie anzulocken, kauften einen dem Tode stündlich entgegenschendenden Esel,

vergifteten ihn und warfen ihn als Köber in die Nähe eines der Hintergebäude unserer jetzigen Wohnung. Die Geier erschienen nicht, anstatt ihrer aber jede Nacht Hyänen. Wir machten zuletzt förmlich Jagd auf sie und gingen allabendlich auf den Anstand. Doch waren die Nächte so dunkel, daß wir nie einen sicheren Schuß thun konnten. Wir fanden am Morgen einige Male Blutspuren, die wir über eine Stunde weit in die Wüste hinein verfolgen konnten, ohne jemals eine verendete Hyäne aufzufinden. Diese Thiere haben ein sehr zähes Leben und sind deshalb schwer todtzuschießen. In hiesiger Gegend sind sie ganz ungefährlich.

Bei Gelegenheit dieser Jagden gab mir einer meiner Diener Ali, mit dem Spitznamen Mukle*), Folgendes zum Besten:

„Hier,“ sagte er, „ist weiter keine Gefahr damit verbunden, wenn man eine Tabaä (*Hyaena striata*) schießt; etwas Anderes ist es aber im Sudahn, und zwar hauptsächlich im Sennahr und Fassoffl, mit den großen Marasihl (*Hyaena crocuta*), welche als verwandelte Menschen herumgehen, große Zauberer sind und dem sie Angreifenden oft gefährlich werden können. Solche Hexenmeister können durch den bloßen Blick ihres „bösen Auges (Aëin el hassid) das Blut in den Adern ihres Feindes zum Stocken, das Herz zum Stillstehen bringen, die Eingeweide austrocknen und den Verstand verwirren. Obgleich Churschid = Pascha (Gott segne ihn dafür!) viele der Dörfer verbrennen ließ, in denen sich solche Zauberer befanden, ist doch ihre Anzahl noch immer groß genug, und „aus billahi min el scheidahn el radjihm!“ (Gott sei über dem aus seinen Himmeln herabgestürzten Teufel!) mir schaudert die Haut, wenn ich an sie denke, die Allah einst in den tiefsten Pfuhl der Djehennem (Hölle) schleudern wird. Churschid = Pascha starb eines frühen Todes, denn er verfuhr hart gegen alle Zauberer, und wahrlich, nur das Aëin el hassid hat ihn unter die Erde gebracht. So machte er einstmals mit zwei- bis dreihundert Soldaten Jagd auf Nilpferde und schoß, obwohl ihn ein weiser

*) Mukle soll in der Berbersprache einen närrischen Kauz oder spaßhaften Kerl bedeuten, und das war Mukle allerdings.

Schech wohlmeinend warnte, es nicht zu thun, auf die Djama mihs el bahhr, wenn auch der Schech wiederholt sagte, es seien keine wirklichen Aeësinahht*), sondern lauter verwandelte Menschen, welche des Nachts in ihren Wohnungen schliefen und bei Tage die Gestalt eines Aeësinahnt annähmen. Der Pascha achtete seiner nicht, und wie bald hat ihn der giftige Blick eines Sahahr — Zauberers — getödtet! Friede sei über ihm und Gott sei seiner Seele gnädig! Er ist dahingestorben an einer Krankheit; den fränkischen Aerzten hat er sich anvertraut und diese konnten ihm keine heilsame Arznei geben. Er war verzaubert, nur ein anderer Zauberer oder ein weiser, frommer Schech hätte ihm helfen können. O Herr, auch ich war einst in großer Gefahr! Allein „Allah subhahne wu taalo **“ hat mein Herz gutem Rathe geöffnet, meine Ohren waren bereit, die Stimme des Warners zu meinem Herzen zu führen. Mein Bruder und ich wollten auf Hyänen Jagd machen, welche sich gar heftig auf einem todten Kamele stritten, wurden aber noch zur rechten Zeit — el hamdi lillahi — davon abgehalten. Der Sohn des Schech machte uns auf ihre Stimmen aufmerksam. „Hört ihr,“ sagte er, „ist das die Stimme des Marafihl? Bei Allah und seinem großen Propheten — Allah musellem wu sellem aaleihu! — das sind Sahahihl***)!“ Meine Glieder zitterten vor Schrecken, meine Zunge ward dürr, meine Augen dunkelten, ich schlich mich unter Zagen hinweg und suchte mein Lager. Die ganze Nacht hindurch hörte ich das Heulen der Marafihl; es war, als wenn sich die Diener des Teufels — Gott schütze uns vor ihm! — gestritten hätten. Ja, Herr, das waren keine Hyänen, das waren wirkliche Zauberer, das waren die Söhne der Verfluchten! Was meine Augen sahen, was meine Ohren hörten, das läugnet mein Herz nicht.“

„Doch, Du zweifelst noch an meinen Worten, Herr? Du glaubst nicht, was ich sage? Ihr Franken seid einmal Ungläu-

*) Djamuhs, Plural Djamamihs, el bahhr ist der eine, Aeësinahnt, Plur. Aeësinahht, der andere arabische Name des Nilpferdes.

***) Gott, der Bewunderte und Gepriesene!

****) Plural von Sahahr.

bige, was soll ich Dir sagen! Glaubst Du denn gar nicht an derartige Dinge?"

„Nein!“

Mukle lachte hellauf. Er betheuerte das, was er gesagt hatte, mit kräftigen Schwüren. Ich glaubte noch immer nicht. „So wisse denn, Herr — meine Rede ist bei Gott wahr — daß im Sudahn noch ganz andere Zaubereien verübt werden. Ich muß mein Heilmathsland *) doch besser kennen, als Du! Mein Vater und mein Großvater wissen doch mehr, als Du von Dingen wissen kannst, welche in einem Lande vorkommen, welches Du gar noch nicht kennst. Und Du sagst, daß es in Deinem Lande keine Zauberer gebe! Habe ich nicht hier mit diesen meinen beiden Augen den Sahahr Bosko in Alexandrien vor der Effendina Mahamed-Nali — Gottes Gnade sei über ihm! — seine Teufelswerke ausführen sehen, gegen welche die unserer Schlangenbeschwörer nur Schaum sind? War nicht ein indischer Zauberer in der Massr el Khahira, welcher den Bauch eines Thonkruges austrocknete, ohne ihn anzurühren; warum sollte es im Sudahn nicht Zauberer geben, welche den Leib des Menschen ebenso austrocknen könnten! Ich will Dir andere Geschichten erzählen:

„Im Sudahn, und zwar in der Nähe der Stadt Sennahr, leben Weiber, welche so die Zauberei verstehen, daß sie einen Mann, der sie nur einmal liebte, durch Zauberei verhindern, andere Weiber zu besuchen. Er darf ohne ihren Willen nicht einmal seinen ehelichen Pflichten genügen. Ich kenne einen jungen Mann, einen Ibn el Harahmi **), welcher durch ihre Zaubereien lange Zeit wie ein Verschnittener beschaffen war, ohne daß ein Messer ihn berührt hatte. Nur durch viele Bitten schenkte ihm die Sahahre seine Mannbarkeit wieder; allein nie hat er, so lange sie lebte, eine andere Frau lieben dürfen. Er war Sklave ihres Willens und Niemand hat den Zauber lösen können.“

*) Mukle stammte aus Woled-Medine am blauen Flusse.

***) Ibn el Harahmi, der Sohn des Verfluchten oder Gottlosen, bedeutet auch einen ausschweifenden Menschen und wird manchmal gebraucht, um einen „lustigen Bruder“ zu bezeichnen.

„Und wahrhaftig, nicht immer sind diese Zaubermittel so unheilbringend, denn es gibt andere, in Gestalt kleiner Wurzeln, welche ein Chemann vor seiner Abreise in den Sand vor seiner Thürschwelle gräbt, um sicher zu sein, seine Frau ebenso keusch, rein und treu zu finden, als er sie verlassen hat, weil das Zaubermittel jedem Unberufenen den Eingang wehrt. Es gibt auch wieder andere, welche man anwendet, um die Liebe einer Frau zu gewinnen. Man steckt die unscheinbare Wurzel unter die Tathie oder den Tarbuhsch und besucht das Mädchen, von welchem man geliebt zu werden wünscht. Das wirkt besser als jeder Liebesstrant*); die Wurzel entzündet die heftigste, brennendste Liebe in dem Busen des geliebten Weibes oder bekräftigt und stärkt sie.“

„Solche Zaubermittel muß man sich von nackten Sahahihn lösen, entweder für Geld oder Geldeswerth. Man findet sie an wüsten Orten; allein es ist dem Frommen nicht zuträglich, sie aufzusuchen, denn sie sind verflucht und sind die Söhne der Verfluchten. Ihnen wird nie das Glück blühen, Vaterfreuden zu genießen, und besäßen sie auch einen Harem, gleich dem des Sultahn; sie werden das Paradies nie zu sehen bekommen, sondern in der tiefsten Nacht der Hölle wimmern.“

Ich war thatsächlich überführt und glaubte zu Mukles großer Befriedigung Alles, ja, ich zeichnete es sogar im Tagebuche auf. Mukle hat mir versprochen, eine Wurzel mit den Eigenschaften zu bringen, welche, Liebe entzündend, Liebe gewähren sollte, — hat aber späterhin leider nicht Wort gehalten und mich so des überaus großen Vortheils beraubt, die Schönen im Vaterlande mit ihnen ganz neuen und, was die Hauptsache ist, unwiderstehlichen Waffen zu bekämpfen.

Der Glaube an derartigen Unsinn ist sehr weit verbreitet und fest eingewurzelt. Es versteht sich von selbst, daß nur Dinge auf die Schultern der Sahahihn gewälzt werden, welche wir in der Befangenheit unseres Geistes und in unserer Herzens-einfalt für Zufälligkeiten ansehen. Allein der Sudahnese schreibt alle üblen Vor-

*) Die Araber glauben fest an die Wirksamkeit solcher Hausmittelschen.

fälle der Wirksamkeit der Zauberer zu und diese steigen so immer mehr durch Furcht — im Ansehen. Doch ist der Schimpfname Sahahr dem frommen Muselmänn ein Gräuel und eine Beleidigung, wegen der er den Beleidiger beim Khabi verklagt. —

Am 10. April. Es kommen zwei Dahabien an; auf der einen befinden sich levantinische Kaufleute, welche nach dem Sudahn gehen, um dort ihre Manufakturwaaren gegen Senahblätter und arabisches Gummi zu verkaufen. Der Hauptbesitzer, el Chawahdje Hanna Sabuaä, ist ein dicker, die nubische Sonne rückstichtslos verbammender Mann, welcher einen Bedienten aus Aleppo bei sich führt; er ist ebenfalls aus Syrien gebürtig und in Begleitung eines schwächtigen, heuchlerischen und kriechenden Levantiners, der, wie ich höre, von seiner Gnade lebt und Abd el Fetah genannt wird. Sie wollen sich uns anschließen. Auf der anderen Barke haben sich sechs bis acht nubische Kaufleute zusammengemischt; sie führen hauptsächlich Kurzwaaren und sind Djellalib, d. h. Sklavenhändler, wenigstens dienen ihnen die Sklaven als Nebenfracht beim Gummi und der Sennah.

Der Schech el Djemahli schickt zu mir und läßt mich bitten, bald abzureisen oder wenigstens mein Gepäck voranzuschicken, weil er sonst nicht im Stande wäre, mehreren nachkommenden Reisenden Kamele zu verschaffen. Es ist mir unangenehm, weil mein Bruder unwohl ist und nicht gut weiter kann. Nali=Arha erhält den Befehl, Alles zur Abreise vorzurichten und die Karawane zu begleiten.

Am 13. April. Die griechischen Kaufleute verlassen in Gesellschaft meines deutschen Bedienten Tischendorf und Nali=Arha's heute den Lagerplatz und ziehen mit dem Gepäck Neu=Dongola zu; wir bleiben mit zwei nubischen Bedienten noch zurück. Abends kommt eine kleine Karawane von Oben herab. Sie hat den uns bevorstehenden Weg nach Neu=Dongola in elf Tagen zurückgelegt. Der Inhaber der Karawane ist ein türkischer Kaufmann und früherer Soldat und heißt Mahammed=Arha. Er hat eine seiner Frauen bei sich und diese ist krank. Vergnügt kommt er zu unserem Doctor und bittet sich Arznei für sie aus. Der Doctor will zuerst die Frau sehen, was der Türke im Anfange gar nicht, später

nur dann erlauben will, wenn sie bereits Arznei zu sich genommen habe. Jeder der Beiden behauptet, der Wunsch des Einen gehe nicht ohne vorherige Erfüllung des Wunsches des Anderen; Keiner gibt nach; die Frau bleibt krank und der Türke schleicht mit dem Stoffsensur: Allah kerihm! seinem Zelte zu.

Jeden Tag werden wir jetzt von dem heftigen Shamassih gepeinigt; er wirbelt Wolken von Staub auf und jagt sie durch die lustigen Hallen unserer Wohnung, bezüglich durch die früheren Kinderställe. Wir lassen das Zelt aufschlagen, der Wind wirft es in der Nacht um und über uns. Um nun wenigstens ruhig zu schlafen, legen wir uns im Schutze einer Mauer nieder und errichten dort eine Art von Beduinenzelt.

Am 18. April. Mein Bruder fühlte sich stark genug, um weiter reisen zu können. Gestern waren Kamele angekommen, aus denen ich drei gute Hedjinihn und unter diesen wieder das beste aussuchte, um es für meinen Bruder zu satteln. Der Doktor vertauschte, trotz meines Ab Rathens, ein großes, schönes Reitkamel mit einem weit kleineren, um nicht allzu hoch herabzufallen. Ich sattelte alle Kamele eigenhändig, weil es ganz unmöglich ist, selbst auf einem guten, aber schlecht gefattelten Kamele zu reiten, und die Art und Weise, den Sattel auszupolstern, keineswegs gleichgültig ist.

Gegen neun Uhr Vormittags verließen wir Wadi-Halfa und ritten in leichtem Trabe dem großen Katarakt zu. Um Mittag lagerten wir in der Nähe von Abke unter Palmen und hielten unser höchst einfaches Mittagmahl. Ein Kubier in unseren Diensten, welcher einstweilen die Stelle eines Kochs vertrat, Idrief, ging auf eine kleine Insel und prügelte dort, ohne Ursache, seine armen, harmlosen Landsleute. Diese beklagten sich bei mir und wurden durch die Versicherung getröstet, daß dem Burschen die nöthige Strafe zuertheilt werden würde. Er erhielt diese auch von mir mit der Milpeitsche zugemessen, weil das Maas seiner Sünden längst übergelaufen und er einer von denen war, welche nur durch die Peitsche im Zaume gehalten werden können. Obgleich er heute

hinreichend bestraft worden war, wirkte dies doch, wie wir bald sehen werden, nur auf wenige Tage.

Um vier Uhr Nachmittags reiten wir, mein Bruder und ich, den beiden anderen Kamelen voraus und erreichen zum Nische den Nil wieder, wo wir uns lagern und ein weit leuchtendes Feuer anzünden. Erst nach Verlauf von mehr als einer Stunde erscheint das Lastkamel mit unserem Doktor, weil dessen schwächliches Thier unterwegs gestürzt ist und jetzt leer geführt werden muß.

Tags darauf kommen wir Mittags bei Semne an und besichtigen den kleinen verfallenen Tempel. Mit Sonnenuntergang setzen wir die Reise fort und reiten bei hellem Mondenscheine in der Kühle des Abends weit angenehmer, als in der glühenden Hitze des Tages. Unsere Kamele werden zuletzt so müde, daß sie sich bei einer großen, ruhenden Karawane mit Gewalt niederlegen und nur mit aller Anstrengung weiter getrieben werden können. Gegen elf Uhr Abends wird gelagert.

Der ganze Weg von heute war sehr beschwerlich, er führt bergauf und bergab durch die Gebirgsmassen und Sandfelder des Battn el Hadjar.

Am 10. April. Die Hitze ist zwischen den schwarzen, glühenden Felsenmassen so drückend, daß wir Nachtmärsche machen müssen, weil es die Kamele bei Tage nicht aushalten, große Strecken beladen zu durchwandern. Vormittags reiten wir heute nur wenige Stunden. Mit Sonnenuntergang Allah-Muhle (Gottesweihe), zwei Stunden später Akahsche.

Noch leuchten am anderen Morgen die hellen Sterne am Him-
melsdome, als wir aufbrechen und durch steinige und beschwerliche Wegstrecken die Reise fortsetzen. Hohe Berge, von wahrscheinlich mehr als tausend Fuß Höhe, ziehen sich am anderen Ufer in der Nähe der uns bereits bekannten heißen Quelle von Dkme in großen Bogen hin. Ihre zackigen Gipfel zeichnen sich scharf gegen den schon lichten östlichen Himmel ab. Nach wenig Minuten strahlen sie im prachvollsten Purpurglanze, der mehr und mehr in's Goldige übergehend, die Ankunft der Königin des Tages kündigt. Die Zeit der Dämmerung verläuft in den südlichen Breiten so

schnell, daß eigentlich von einer Dämmerung gar nicht die Rede sein kann. In wenigen Minuten geht die Dunkelheit der Nacht in die Helle des Tages über. Allein diese wenigen Minuten vereinen auch alle die Pracht des Morgens in unserm Vaterlande, und weil das herrliche Schauspiel sich so schnell entfaltet, gewinnt es (wenn etwas so hoch Erhabenes noch gewinnen kann) nur um so mehr an Reiz. Funfzehn Minuten nach dem ersten Morgenlichte vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne schon die Gebirgszacken des anderen Ufers *).

Mittags Rast bei dem Dorfe Dahle in der Nähe des Schelahl gleichen Namens. Um vier Uhr Nachmittags reite ich mit meinem Bruder den Lastkamelen voran. Wir verkürzen uns die Zeit in trauten Gesprächen von der Heimath und machen Pläne für die Zukunft.

Am 22. April. Unser großer Hund hat sich in dem glühenden Sande die Beine verbrannt und kann nicht weiter laufen. Wir nehmen ihn auf's Kamel, obgleich dieses mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden ist. Beim Hinausreiten aus einem Mimosenwäldchen empfängt uns ein heftiger Chamassih, welcher auch mit voller Stärke anhält. Gegen Mittag kommen wir zu einer einzeln stehenden Hütte, wo wir von zwei bildschönen Berberinnen mit Milch bewirthe und gar freundlich ersucht werden, die Gastfreundschaft des ärmlichen Hauses anzunehmen. Leider müssen wir ihr Anerbieten ablehnen und reiten weiter. Bei der Sakhie el Nabihd (dem Schöpfrade des Sklaven) halten wir Rast und theilen unsere Hütte mit mehreren Zakruhripilgern, welche nach Mekka ziehen.

Sakhie el Nabihd ist der erste Ort im Dahr el Sukoh.

*) Zimmermann sagt in seinem „Populären Handbuche der physischen Geographie“, dritte Auflage, Seite 486: „In jenen Gegenden, in welchen die Luft rein und durchsichtig ist, hat man (wie schon in Italien) Morgen- und Abendröthe nicht“ u. s. w. Diese Behauptung des gelehrten Herrn Verfassers jenes vortrefflichen Werkes ist irrig. Gerade da, wo die Luft ganz rein ist, habe ich die Morgenröthe oft in unübertrefflicher Schönheit gesehen.

Das öde, traurige Battu el Hadjar liegt hinter uns; der Nil breitet sich von Neuem aus, die Dattelpalmen fangen wieder an, sich in Wäldchen zu vereinigen.

Von diesem Mastorte gelangen wir, nachdem wir über mehrere sandige Hügel weggekommen sind, auf einen breiten ebenen Weg. Dieser führt, mit dem Flusse gleichlaufend, hinter vielen Dörfern weg, von denen wir eins nach dem anderen zurücklassen. Lange, fast ununterbrochene Palmenwälder ziehen sich von einem Dorfe zum anderen dahin; sie erzeugen die köstlichsten Datteln Nord-Ost-Afrikas. Um elf Uhr Nachts lagern wir in dem Dorfe Khubbe*), der Einbruchsstation für die Wüstenstraße nach der Dase el Selihma. Letztere wird sehr besucht, weil sich in der Nähe der Dase, nur wenige Fuß unter der Erdoberfläche, große Lager eines außerordentlich reinen Kochsalzes finden. Die Kuber ziehen mit Kamelen dorthin und holen sich beliebige Quantitäten des Steinsalzes, mit denen ein kleiner Handel selbst bis Charthum und weiter südlich getrieben wird.

Am 23. April. Unser guter Doktor kann sich noch immer nicht entschließen, sein Kamel in Trab zu setzen, weil dieses einmal mit ihm gestürzt ist. Da es nun aber für Einen, der auf dem Hedjihn reiten gelernt hat, etwas wahrhaft Peinigendes ist, das Thier im Schritt gehen zu lassen, reiten wir, mein Bruder und ich, immer den Lastkamelen voraus, während sich der Doktor zu diesen hält, obgleich wir ihn ermuntern, das Trabreiten doch zu versuchen. —

Nachdem wir heute Morgen noch einige Stunden an dem ununterbrochenen Palmenwalde dahin geritten waren, kamen wir zu den Ruinen eines Tempels aus der Pharaonenzeit, dessen Name mir unbekannt ist und verließen, einen Wüstenstreifen betretend, das Dahr el Sukoh. Der Wüstenweg schnitt einen Bogen des Nil ab, dehnte sich aber mehr und mehr aus, so daß der Mittag längst vorüber war, als wir das Dorf Koë im Dahr el

*) Kuppel, so genannt, weil mehrere uralte Schemsgräber in der Nähe sich befinden.

Mahhas erreichten. Ruhend erwarteten wir die Lastkamele, welche erst zwei Stunden später eintrafen. Mein Bruder, der unermüdlche Sammler, war bereits wieder auf die Käferjagd ausgegangen. Ich bot die ganze Dorfschaft auf, um ihm sein Geschäft zu erleichtern. Für eine gewisse Anzahl von Käfern, wovon ich erst ein Exemplar vorzeigte, versprach ich wenige Para. In kurzer Zeit verließen die Knaben ihren Sitz am Triebrade der Schöpfmaschinen, die Männer ihre Felder und die Weiber ihre Reibemahlsteine, um Käfer zu suchen, wovon auch bald Massen ankamen. Unter den Weibern, welche fast alle recht hübsch waren, befand sich ein bildschönes Mädchen oder junges Weib in der üppigsten Blüthe der Jugend. Immer hatte man mir die Frauen des Dahrel Mahhas als die schönsten ganz Nubiens geschildert; allein meine Erwartungen wurden durch das vor mir stehende Original noch bei Weitem übertroffen. Man hätte es für eine Abyssinierin halten können, so regelmäßig und vollendet schön war der Körperbau des Mädchens. Durch das lustige, durchscheinende Tuch, die Ferbah, welche es in malerischen Faltenwürfen um sich geschlagen hatte, wurden seine Reize keineswegs in Schatten, sondern erst recht in's wahre Licht gestellt. Es fehlte ihm in unseren Augen weiter Nichts, als eine lichte Hautfarbe. Allein selbst ein durch blendendweiße Georginerinnen verwöhnter Türke oder ein durch das glühende Kolorit der Frauenbeschreibungen aus dem Munde des Meddah idealisirter Araber würde nicht gezögert haben, der Nubierin ebenfalls einen Preis der Schönheit zuzuerkennen, warum sollte ich es da nicht thun, ich, dem alle Mittel zum Vergleiche fehlten? Waren ja doch die deutschen Frauen, welche ich — ich wiederhole es gern, — ganz gewiß für die liebenswürdigsten, einnehmendsten der Erde halte, so weit entfernt, daß ich mich jetzt unmöglich im Geiste mit ihnen beschäftigen konnte, wo ein — — braunes Mägdlein mit seinen dunklen, von langen, seidnen Wimpern beschatteten Augen, seinen blendendweißen, unübertrefflich schönen Perlzähnen und einem kleinen Mündchen mit purpurrothen Lippen vor mir stand! Und diese Lippen waren so schön, so einladend, daß ich unmöglich etwas Anderes denken und thun konnte,

als mir einen Kuß davon auszubitten. Lachend entfloß das liebe-
liche Kind, kehrte aber doch wieder zurück, um Käfer zu bringen.
Die schlechtesten, welche das Mädchen brachte, waren doch im-
mer die besten, wenigstens bezahlte ich es am Reichlichsten und
schenkte ihm zuletzt noch obendrein eine Kette von Glasperlen, wo-
mit ich ihm gar große Freude bereitete. Leider verstand die Nu-
bierin kein Arabisch und deshalb gingen viele Artigkeiten, welche
ich ihr sagte, ohne Wirkung an ihrem Ohre vorüber. Und als
ich endlich meinen nubischen Bedienten aufforderte, mir den Dol-
metscher zu machen, sah ich es ihm an den Augen an, daß er
mehr oder weniger eifersüchtig auf seine Landsmännin war, wes-
halb der Schlingel auch gewiß nicht treu übersezte. —

Vor uns liegt ein breiter Wüstenstreifen, welchen wir durch-
reiten müssen, weil der Weg längs des Nilufers doppelt so lang
ist, wie jener. Deshalb brechen wir heute erst gegen Sonnenunter-
gang auf und reiten bei hellem Mondenscheine die ganze Nacht hin-
durch. Um Mitternacht läuft ein Schakal oder eine Hyäne vor
uns hin, ich schieße das Thier an, ohne es jedoch tödtlich zu ver-
wunden. In der Nähe eines langen Felsblockes, der auf einem
anderen nur in der Mitte aufliegt und von den Arabern „el Tim-
fach“ (das Krokobil) genannt wird, kochen wir uns starken Kaffee,
um den Schlaf zu bannen und reiten weiter.

Um drei Uhr Morgens überholen wir eine ebenfalls nach Sü-
den ziehende Karawane und erfahren, daß der Nil sehr nahe ist.
Aber unsere Müdigkeit ist so groß, daß wir uns bald darauf la-
gern. Erst mit Sonnenaufgang ziehen wir weiter und erreichen
kurze Zeit später ein Schechsgrab, neben dem unter einer großen
schattigen Mimose eine bewohnte Hütte steht. Der Ort heißt Fak-
hîe- oder Schech-Bänder und ist ein gewöhnlicher Ruhepunkt der
Karawanen. Im Sande der Wüste stehen sehr viele Gesträuche der
Aselepias procera, an denen wir große, prachtwoll gelb- und
rothgestreifte Heuschrecken fangen. Dann legten wir uns unter Mi-
mosen nieder und versuchten zu schlafen. Das glänzende Sonnen-
licht, die drückende Hitze und ein heftiger, uns höchst lästiger Cha-
massihu hinderten uns daran; wir waren froh, gegen Abend wie-

der auf dem Kamele zu sitzen, ritten noch eine geraume Zeit hindurch und legten uns dann bald zur Ruhe.

Am 25. April. Vor dem ersten Morgenschimmer brechen wir auf. Gegen sieben Uhr gelangen wir in ein Dorf und halten dort kurze Zeit an, um unser Frühstück bereiten zu lassen. Während dies geschieht, streichen wir, jeden Augenblick der so kostbaren Zeit benutzend, um Käser zu sammeln, in der Nähe unseres Lagerplatzes herum und kommen in einen Theil des Dorfes, welcher in die Ringmauern einer der aus trockenen „Luftsteinen“ aufgeführten Festungen hineingebaut ist. Ein lautes Klaggeschrei lockte uns näher, man beweinte einen Todten.

„Schmerzvoll an die Brüste schlagend“

faßen einige zwanzig jüngere Frauen im Kreise auf der Erde, weinten und klagten. Drei alte, zusammengeschrumpfte, bis auf die Hüften nackte Matronen liefen hin und her, stießen ein widerliches Geheul aus, schleuderten die Arme hoch in die Luft und streuten sich Staub und Erde auf's Haupt. Die Männer hockten etwas weiter entfernt am Boden und verhielten sich ruhiger. Jeder der Neuankommenden begrüßte die Verwandten des Verstorbenen mit lautem Geheul und Weinen, wie ich dies früher auch schon bei den Subahnesen gesehen hatte. —

Die Vegetation in hiesiger Gegend nimmt mehr und mehr den Charakter der Tropen an. Schöne Mimosenwäldungen bedecken die Ebene. Sie prangten jetzt gerade in ihrem Blüthenschmucke und durchdufteten die ganze Atmosphäre mit Wohlgerüchen; das Land ist fruchtbar und leicht zu bebauen, aber keine Hände finden sich, um der Erde die Reichthümer, welche sie in ihrem Schooße birgt, abzulocken. Die Bevölkerung dieses gesunden Landstrichs ist seit der Einnahme Rubiens durch die Türken noch immer nicht wieder auf ihre frühere Anzahl gestiegen. Früher hatte die Insel Argo, deren unteres Ende uns im Strome gegenüberliegt, tausend Schöpsräder, jetzt ist kaum der vierte Theil dieser Anzahl noch im Gange. Der Melik von Argo war ein angesehener Mann, der jegige

Schick der Insel ist ein unter der ägyptischen Ruthe seufzender Sklave, wenn er auch frei geboren wurde. —

In der Nähe des Marktfleckens Hafiera sehen wir acht bis zehn große Geier auf einem todten Kamele sitzen. Es waren Ohrengeier (*Otagyps auricularis*); sie hielten so ruhig aus, daß ich mit Hasenschroten aus einer Entfernung von nur zwanzig Schritten mit meinem guten Doppelgewehr auf sie feuern konnte. Ungeachtet dieser Nähe blieb mein Schuß wegen der Lebenszähigkeit der Geier ohne Erfolg.

Im Dorfe wurde gerade Markt gehalten. Einige elende Säckelchen, hauptsächlich Kurzwaaren, Gemüse, Getreide, Butter und Milch waren die einzigen Gegenstände, welche man zu kaufen bekam. Der Kafschef des Orts, Mahammed=Arha, lud uns freundlich zum Mittagessen ein, welches wir, mit Ausnahme unseres Doktors, auch annahmen. Dieser konnte sich aber durchaus nicht entschließen, mit den Fingern zu essen und verglich unser Mahl mit dem der Geier. Wir dagegen griffen, das alte Sprüchwort: „Ländlich, sittlich“ wohl erwägend, herzhaft zu und fanden uns durch eine sehr gute Mahlzeit recht angenehm überrascht. Im Divahn des Kafschef oder Bezirkskommandanten fanden wir auch Hanna Sabuaä, unseren alten Bekannten, von Wadi=Halsa wieder vor, welcher uns die glückliche Ankunft unserer Leute in Neu=Dongola meldete. Er hatte es vorgezogen, wegen des heftigen Chamasshn hier zu bleiben.

Gegen Abend schossen wir noch einige Ohrengeier und bewunderten staunend die Größe des Vogels, der von einer Flügelspitze bis zur anderen über fünf Ellen klasterte und funfzehn Pfund wog.

Am 26. April. Der Chamasshn machte uns heute die Weiterreise lange Zeit unmöglich. Erst gegen Abend konnten wir wegreiten. Um zehn Uhr hielten wir an, um Kaffe kochen zu lassen. Da fehlte das Wasser. Idrieß erklärte sehr naiv, keins mitgenommen zu haben. Ich erinnerte ihn an den von mir vor der Abreise ausdrücklich gegebenen Befehl, die Simsemiaht zu füllen. „Ich habe es aber nicht gethan“, war die Antwort.

„Warum nicht?“

„Ich vergaß es, hättest Du es doch selbst gethan.“ Immer noch ruhig, schalt ich ihn aus und setzte ihm aus einander, welches Unglück entstehen würde, wenn er bei einer Wüstenreise sich Aehnliches zu Schulden kommen liesse. Er wurde, statt zu schweigen, grob und immer gröber, bis dies zuletzt in eine so unerträgliche Unverschämtheit ausartete, daß ich zu dem einzigen Mittel greifen mußte, um ihn zur Ordnung zu bringen, nämlich zur Mispeitsche. Beim Ausbruch fehlte er ganz und gar; er war, ehe wir recht wußten wie, mit seinem Kamele auf und davon geritten. Wir ritten die ganze Nacht hindurch und kamen wenige Stunden nach Sonnenaufgang in Dongola el Urbi an. Unsere Leute hatten in dem Hause eines italienischen Juden, des Herrn Morpurgo aus Alexandrien, Aufnahme gefunden. Man wies uns jetzt auch dahin. Wir fanden in unserem Hausherrn einen zuvorkommenden und lebenswürdigen jungen Mann. Nachmittags schickte der Gouverneur der Provinz Dongola, Schirim=Beï, zu mir und ließ mich bitten, „in seinem Diwahn eine Pfeife mit ihm zu rauchen.“ Ich ging hin, wurde sehr freundlich empfangen und endlich durch die Nachricht überrascht, mein Bedienter Idriß sei angelangt und habe mich bei dem Beï wegen erlittener Mißhandlung verklagt. Der Beï bat mich, die Sache der Wahrheit gemäß zu erzählen. Aufmerksam hörte er zu, endlich sagte er zu mir:

„Da hast Du freilich einen sehr großen Fehler gemacht, Chahl=Essendi. Du hast den unverschämten Burschen gezüchtigt, aber viel zu wenig. Da muß ich nothwendiger Weise nachhelfen.“

Alle meine Versicherungen, daß der Bediente seine hinlängliche Strafe empfangen habe, halfen mir zu Nichts; der Beï blieb unerschütterlich, ließ den Nubier hereinrufen, hielt ihm eine derbe Strafpredigt und befahl zwei Khawassihn, ihm hundertundsfunfzig Hiebe auf die Fußsohlen zu geben. Nachdem die Bastonade vorüber war, rief er Idriß, welcher kaum noch gehen konnte, zu sich und befahl ihm, sich meine Verzeihung zu erbitten. Ich gewährte ihm diese, gab aber auch seiner Bitte, ihn aus meinen Diensten entlassen zu wollen, augenblicklich Gehör, weil ich sein tückisches Herz kannte und zuletzt fürchten mußte.

Unser Aufenthalt in Dongola el Urdi wurde uns durch die Freundlichkeit der Vornehmen der Stadt sehr verschönert. Wir empfingen die Besuche aller höherstehenden Türken und gaben sie zurück, wurden aber auch zu verschiedenen Festen geladen. Am 29. April gab unser Hausherr eine glänzende Fankhasie, zu welcher der Gouverneur mit seinem Gefolge und den nach Egypten zurückkehrenden Sendjek Abdim=Beï aus Berber erschienen. Dabei wurde schließlich auch Wein getrunken und getanzt, wovon sämtliche eingeladene Türken, mit Ausnahme des Beï, keine Feinde waren.

Am 2. Mai besuchten wir den Chef der vierhundert albanesischen irregulären Reiter in seinem Lager bei Kabtoht, einem unter Palmen gelegenen Dorfe, unterhalb der Stadt Dongola. Abdim=Beï bewohnte ein schönes, großes, im dichtesten Schatten aufgeschlagenes Zelt, in dessen Nähe noch zwei andere, für zwei Frauen seines Harehm, errichtet waren. Der in jeder Hinsicht feingebildete, artige und höchst liebenswürdige Mann nahm uns sehr gut auf, bewirthete uns aufs Beste und ließ uns vor Abend nicht wieder weg. Für den Bizekönig hatte er achtzehn junge Dongolawipferde von der besten Rasse eingekauft und ließ sie uns vorführen. Es waren große, schöne, kräftig gebaute Thiere von dunkler Farbe, feurig und muthig und doch fromm und sanft, wie die guten arabischen Rasse es sind. Mit diesem höchst werthvollen Geschenke hoffte der Beï seinem Gebieter eine Freude zu machen.

Am 5. Mai waren wir zu einer Festlichkeit bei einem der Adjutanten des Beï, Chalihl=Effendi, Tags darauf zu der Feier des Festes „Schimm el Nessim“ (Thl. 2, S. 106) vom Gouverneur selbst eingeladen worden und hatten beide Male an sehr glänzenden Gastmählern Theil genommen. Wir hatten schöne Käfer erbeutet und auf drei getödtete Hunde achtundzwanzig Dhirengeier gelockt, von denen zwölf Stück erlegt worden waren; kurz, wir verlebten sehr glückliche Tage unter Fest und Schmaus, Arbeit und Belustigung, Jagd und Beutegewinn. Mit dem Bergnügen, welches nur der Sammler kennt, sahen wir unsere natur-

historischen Schätze von Tag zu Tage anwachsen und waren glücklich, sehr glücklich darüber — — —

„Doch mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell!“

Ja wohl, es schreitet oft so schnell, daß das arme Menschenherz seine Schläge noch gar nicht begreifen kann, wenn sie es schon beinahe vernichtet. Ich muß hier eine Geschichte niederschreiben, von welcher jedes Wort noch heute in meinem Innersten an eine zitternde Saite schlägt und dumpf und traurig wiederhallt.

Es war am 8. Mai 1850, Mittwochs vor dem Himmelfahrtsteste, als wir Beiden, mein Bruder und ich, wie immer uns gegenseitig bei unseren jetzt sehr gehäuften Arbeit unterstützend, zuletzt so ermatteten, daß wir gegen Abend nach einem kühlenden Bade im Nile verlangten. Nahe bei der Stadt liegt eine stille Bucht im Strome, welche nur an ihrem unteren Ende mit demselben vereinigt, zum größten Theile von einer Sandinsel umgeben und vollkommen frei von Krokodilen ist. Zudem ist dort das Wasser auch so ruhig, daß sie einem See gleicht. Dort wollten wir baden. Es gibt wahrhaftig manchmal Augenblicke im Leben, in denen es uns fast scheint, als wolle eine warnende, prophetische Stimme in unserem Innern dem harten Spruche des Schicksals entgegenwirken, als spräche ein guter Genius, den der gütige Gott in unser Herz gelegt. So kam mir heute im Laufe des Nachmittags, ganz ohne Ursache, das Lied in den Sinn: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod“ u. s. w. und die Weise vor mich hinstummend, sang ich dann laut, mich zu meinem Bruder wendend:

„Prahst Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Gold und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all!“

Doch wir gingen ohne Besorgniß zum Baden. Oskar hatte schon oft in dieser Bucht gebadet, nur war sie weiter oben so seicht, daß das Wasser dort unangenehm warm wurde. Wir suchten eine tiefere Stelle. Da wurde mein Bruder leichenblaß und sagte:

„Ach Gott, ich werde doch nicht ertrinken! Mir ist es zu Muth, als könnte ich eine innere Angst nicht bezwingen. Ich kann nicht schwimmen.“

Nun hätte ich freilich davon abstecken sollen, zu baden, ich hätte wenigstens meinem Bruder abrathen müssen; allein was hätte ich nicht Alles thun können oder was würde ich nicht Alles gethan haben, hätte ich den Verlauf von einer Viertelstunde voraussuchen können! Ich ging in's Wasser und untersuchte die Tiefe genau. Dann meldete ich meinem Bruder, daß das Ufer keineswegs sehr abschüssig sei, zeigte ihm, wie weit er ohne Gefahr hineingehen könne und schwamm der Mitte der Bucht zu, wo ich mich in dem kühlen Wasser nach Herzenslust erquickte. Mehrere Male schaute ich mich nach meinem Bruder um und sah ihn immer in einer vollkommen ungefährlichen Tiefe im Wasser stehen. Schon war ich auf dem Rückwege begriffen, als ich plötzlich einen taubstummen Knaben, welcher bei uns oft Almosen genossen hatte, einen fürchterlichen Schrei ausstoßen hörte und mit Geberden, welche mich das Aergste fürchten ließen, auf das Wasser deuten sah. Ich sah ein, daß ein Unglück geschehen war; die entsetzliche, schaudervolle Wahrheit wollte und konnte mein Geist nicht fassen. Mit aller Anstrengung schwimmend, erreichte ich gar bald das Ufer; ich sah es leer. Bruder! Oskar! Oskar! — Keine Antwort! Doch wo sollte er denn hingekommen sein, da standen ja sogar seine Schuhe noch. Ich sah auf einmal das Gräßliche vor Augen. Schon hatte der Taubstumme Leute herbeigezogen; ich versuchte, in die Tiefe zu tauchen, meine Glieder waren wie gelähmt, — ich konnte nicht! So oft ich in die Tiefe hinabzutauchen suchte, ebenso oft wurde ich wieder emporgeschleudert; ich mußte das Tauchen den bereits herbeigekommenen Nubiern überlassen.

Da saß ich denn am Strande, wie vernichtet an Seele und Leib, meine Glieder zitterten, vor den Augen schoß es wirr durch einander; ich war zu Allem unfähig. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich Den allein gelassen hatte, den ich jetzt nicht einmal retten konnte; sprechen konnte ich nicht.

Das ganze Ufer war mit Menschen angefüllt, funfzehn bis

zwanzig Nubier tauchten unermüdtlich im Wasser herum; der Doktor, Ali-Urha, mein deutscher Bedienter, unser Hausherr, Alle, Alle waren bemüht, die Leiche aufzumuntern. Man hatte im Nu eine Barke herbeigeschafft und tauchte von dieser ab immer und immer von Neuem in's Wasser; endlich — jetzt hatte man den Körper gefunden, hob ihn auf die Barke und trug ihn nach unserem Zimmer. Auch mich trug man mehr dahin, als ich gehen konnte.

Wir legten den leblosen Körper auf ein Lager und sungen an, ihn mit wollenen Tüchern zu reiben. Der Doktor öffnete zuerst am rechten Arme eine Ader — kein Blut! Dann wiederholte er seine Operation am linken — es fielen nur wenige Tropfen. Er war unermüdet, ordnete an, half selbst mit, kurz, er hat gethan, was ein Mensch, was der geschickteste Arzt thun konnte; er öffnete zuletzt noch die Luftröhre, um Luft in die Lungen zu blasen — zu spät! Wir beweinten einen Todten. Dr. Viertelhaler glaubte, daß ihm ein Schlagfluß das Leben geendet habe.

Man brachte mich hinweg und versuchte mich zu trösten, man weinte, man handelte nach Scherer's Worten:

„Mit dem Betrübten klagen ist das Beste,
Die Schmerzen ab ihm von der Brust zu lösen,
Und Worte geben seinem stummen Starren;
Damit er bald der Leiden Kreis durchwandle.“

Und wirklich ich konnte weinen! Ich drängte die Thränen nicht zurück, die mir aus den Augen perlten; ich versuchte, mich zu fassen, ich vermochte es nicht! Ich versuchte, mich zu überreden, wie der Mahammedaner an ein unerbittliches Fatum zu glauben, ich konnte es nicht! Kein Schlaf kam die Nacht hindurch in meine Augen, sie war die traurigste, die längste meines Lebens. Wenn ich die Lichter schimmern sah, die man bei dem theuren Todten angezündet hatte, um die letzte Wache bei ihm zu halten, da war es mir, als solle durch sie jedes Fünkchen von Hoffnung, das sich in meinem Innern zeigen wollte, verdunkelt werden. Und wenn dann Ali-Urha, der treue Türke, zu mir hereintrat, um nach mir zu sehen und ich auch bei ihm einzelne dicke Thränen in den grauen Bart hinabrollen sah, dann machten auch meine Gefühle sich von Neuem Lust und ich weinte wieder bitterlich!

Unser gütiger Hausherr und der wackere Adjutant des Gouverneurs, Chahihl-Effendi, besorgten am folgenden Tage das Nöthige zum Begräbniße. Man fertigte aus zweien unserer Reisefisten einen rohen Sarg und legte gegen Mittag die Leiche da hinein. Der Doktor hatte sie waschen und in ein weißes Gewand kleiden lassen. Schirim-Beï sandte nicht nur zwei arabische Schreiner, welche den Sarg anfertigen mußten, sondern auch seine beiden Adjutanten, um Alles anzuordnen, was zu einem feierlichen Begräbniße nöthig wäre. Später erschien auch noch ein Kommando Soldaten, um dem Leichenzuge das Ehrengeläute zu geben.

Nachmittags bedeckten wir den geschlossenen Sarg mit der österrreichischen Flagge, unter deren Schutze wir bisher so sicher gereist waren, und legten darauf von einer Palme, unter welcher wir oft zusammen gesessen hatten, zwei Zweige. Dann verließen wir die Stadt unter Vorantritt der Soldaten, in Begleitung der Adjutanten des Diwahn und wandten uns dem koptischen Friedhofe zu. Dem Sarge folgten wir, Ali-Urha, unser Gastfreund Morpurgo, der Kaufmann Hanna Sabuaä, die Diener des Hauses und mehrere koptische Christen. Wir zogen nach Westen in die Wüste hinaus und langten nach einer Viertelstunde auf dem Kirchhofe an, wo noch an dem Grabe gearbeitet wurde, weil dieses in den Felsen gehauen ward. Auch dieses hatte der Gouverneur angeordnet; ja er hatte mehrere Hundert gebrannte kleine Ziegelsteine von dem für den Bau einer Moschee bestimmten Materiale wegnehmen und auf den Kirchhof bringen lassen, um **das Grab eines Christen zuzuwölben!** Dieses wurde bald vollendet. Die koptischen Geistlichen weiheten den Todten und sprachen ihre Gebete. Wir thaten dies mit Worten und Gedanken; die Türken beteten mit uns.

Es that mir wohl, unaussprechlich wohl, zu sehen, daß sich fünf Religionsparteien vereinigt hatten, um einem Todten die letzte Ehre zu erweisen, um in vier verschiedenen Sprachen an seinem Grabe zu beten. Und Du, Leser, der Du den Türken, den Mahammedaner als fanatisch verdammt, lerne ihn besser beurtheilen! Frage Dich, ob Du am Grabe eines Griechen, oder Kopten, oder

Mahammedaners, oder Juden wohl auch gebetet hättest, wie Diese es thaten!?

Dann senkten wir den Sarg in seine Gruft und warfen nach vaterländischem Gebrauche noch eine Handvoll Erde auf die Gebeine des edlen Mannes, den wir beweinten.

Zu Dreien waren wir in die Wüste hinausgezogen, zu Zweien kehrten wir zurück. Da richtete wohl Jeder still die Frage an das Schicksal: „Wer wird der Erste sein, der diesen Weg antreten wird? Du armer Richard Bierthaler, Du eifriger Mann der Wissenschaft, wie bald hast Du diese Frage beantwortet! Auch jener Levantiner Hanna Subuaâ liegt schon im Sande der Wüste. Und von den Bekannten und Freunden, die mit mir nach dem Sudahn gingen oder die ich dort antraf, wie viele wurden während der kurzen fünf Jahre, die zwischen heute und jenem Tage liegen, schon zu ihrer ewigen Ruhe gebracht! —

In der Wüste, westlich von Dongola, tausend Schritte von der Stadt entfernt, deckt ein einfacher Grabhügel die Asche meines armen Bruders Dskar. Er war ein edler, rechtlicher Mann, kenntnißreich und bescheiden, eifrig und unermüdet, in jeder Hinsicht tüchtig und in jeder Hinsicht anspruchslos. Der Tod ereilte ihn zu früh, denn schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre haben wir ihn begraben. Mir starb in ihm der beste Freund, der treueste Gehülfe, der aufopferndste Gefährte. Sein Tod war der schwerste Schicksalsschlag, der mich je betroffen hat. —

Am Abend des 10. Mai besuchte mich der Gouverneur Schirim-Bei, um mir sein Beileid auszudrücken. Er spendete mir Trostesworte in orientalischer Weise.

„Erhebe Dein Haupt, Chalihl-Effendi, und murre nicht über die Schickung des allbarmherzigen und hochheiligen Gottes. Du weißt ja wohl, daß der Tod uns Alle ereilt, früher oder später, wenn Allah uns die Pforten seines Paradieses öffnen will. Laß Dir den Kummer nicht Dein Herz bemeistern, denn wir alle sind hier in der Fremde und nicht daheim in unserem Heimathlande; wir müssen geduldig ausharren, bis Allah uns zurückführt. Denke an Deine Lieben im Vaterlande, es ist besser, damit Du

nicht auch von der Macht des Schmerzes, des Kummers und des Grames zu Boden gedrückt wirst.“

Das sind Worte eines strenggläubigen Mahammedaners, er sprach sie zu einem ihm fast fremden Christen, um diesen zu trösten!

Und dann greife ich zu meinem Lateinbrevier, um darin Trost zu suchen und zu finden. O, Leopold Schefer, das hast Du wohl nicht geahnt, daß selbst im fernen Afrika Deine Worte einem tiefbetrübten Herzen Balsam sein würden! Und welcher Trost lag nicht in diesen schönen Worten:

„Denn unermesslich ist dem Menschen Nichts,
Dem Sterblichen unsterblich Nichts gemessen,
Der Freud' ein Maas und auch dem Leid ein Ziel.
Und wollt' er ewig weinen — ihm versiechen
Zulezt die Thränen, wollt' er immer wachen
Und seinen Schmerz betrachten — löst' ihn endlich
Der treue Schlaf die Glieder auf, verwischet
In holden Träumen seinen Schmerz und flüßert
Allmählig Hoffnungstroth und Lebenslust ihm
In so bescheidenen Morgenröthen ein,
Die anspruchslos und schön und treu ihm täglich
Antreten und ihn leise fragen, ob
Er lebend, nicht zum Leben kehren wolle?
Denn die da leben, sollen rüstig wirken,
Und wenn wir todt sind, dann erst laßt uns ruh'n!“ —

Noch ist mir die ganze Begebenheit nur wie ein schwerer, schwerer Traum. Mir ist, als solle mein Bruder, von einer Jagdpartie zurückkehrend, zur Thüre hereintreten. Sein Tod hat einen zu tiefen und zu schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht, als daß ich noch länger in Afrika bleiben könnte. Ich will nach Deutschland zurückkehren, wenn der Baron angelangt sein wird. Jetzt verlangt man ja noch Alles von mir, so schwer mir auch Alles werden wird. Man kann darnach nicht fragen.

Am 13. Mai. Der Dr. Bierthaler und ich machten heute noch einen Besuch am Grabe unseres theuren Todten. Es war gegen Abend. Die Sonne sandte uns ihre letzten Strahlen in's Gesicht; die Wüste war still und ruhig, kein Laut war hörbar und das Herz konnte so ganz den Gedanken nachhängen, die sein In-

nerstes durchtobten. Ueber Den, welcher vor wenig Tagen noch in der Kraft der Jugend unter uns wandelte, wölbte sich heute der Hügel des Grabes!

Wir waren Beide sehr traurig, ein Jeder war in seine eigenen Betrachtungen versunken. Still kehrten wir zur Stadt zurück; wir wollten des andern Tages weiter ziehen *).

Am 14. Mai verließen wir Dongola mit dem herzlichsten Danke gegen Alle, welche uns in einer so schweren Zeit so thätige und freundliche Hülfe geleistet hatten. Tiefe Seufzer stahlen sich aus der Brust hervor, als wir vom Landungsplatze der Stadt, welche uns so viel entrisen hatte, abstießen, und von den freudigen Gefühlen, welche man gewöhnlich bei einer Abreise nach uns unbekanntem, anziehenden Ländern empfindet, verspürten wir heute keine Regung. Wir legten schon am oberen Ende der Insel, welche vor Neu-Dongola im Strome liegt, wieder an und blieben dort über Nacht. —

Mit gutem und schlechtem Winde fuhren wir dann weiter. Nach neuntägiger Fahrt kamen wir in Ambukohl an. Unterwegs bot sich oft gute Gelegenheit zur Jagd, doch wurde diese bloß in der letzten Zeit von mir benutzt. Ich nahm das Gewehr nur in die Hand, um mich zu zerstreuen, und fand, daß mir Bewegung und Arbeit Bedürfnis geworden waren. Mein Jagdgeräth wurde mir theuer und werth.

Am 23. Mai bekamen wir einen heftigen Sturm, der später nachließ und einer Schwüle, welche sich bald in ein Gewitter verwandelte, Raum gab. Es blitzte und donnerte um uns herum, doch hatten wir noch immer das Gewitter nicht in der Nähe. Plötzlich aber erfasste uns ein heftiger Wirbelwind und warf uns mit Macht auf eine Sandbank, so daß die Wellen über Bord schlugen.

*) Ich habe die traurige Begebenheit ganz aus dem Tagebuche abgeschrieben und Gedanken und Empfindungen mit aufgezeichnet, welche, wie ich wohl weiß, nicht in eine Reisebeschreibung gehören. Man möge mir es hier verzeihen!

Er trieb den Sand von dem mehr als dreihundert Schritte entfernten Ufer bis auf unsere Barke. Dann folgte ein starker Regen, dessen großen Tropfen Mensch und Thier zu entgehen suchten.

Am 24. Mai. Mit dem frühesten Morgen gingen wir zu unserem alten Bekannten, dem Kadschef Jusuf-Effendi, und erfuhren von ihm, daß sich in der jetzigen Jahreszeit in der Wüstensteppe noch Wasser vorfinde und daß wir in einigen Tagen Kamele bekommen würden.

Auf Befehl des Kadschef wurde uns neben seinem Wohnhause eine Hütte eingeräumt, in welcher wir wohnen und unsere Effekten aufbewahren konnten. Wegen seiner Freundlichkeit lud ich den Kadschef ein, zu mir zu kommen und ein Glas Wein zu trinken. Er aber zeigte ruhig auf seinen vollen Bart und sagte gelassen: „Die Zeiten haben sich geändert, ich will meinen Bart nicht mehr durch die Thorheiten meiner Jugend beschimpfen, denn ich werde alt.“

Die Hitze hatte in letzter Zeit außerordentlich zugenommen. Das Thermometer zeigte im Schatten durchschnittlich fünfundsiebzehn Grade nach Reaumur, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß der heiße Chamassin, welcher fast tagtäglich wehete, sogar in den Häusern eine weit höhere Gluth hervorrief, als die Sonne selbst.

Wir blieben bis zum 29. Mai in Ambukohl und beschäftigten uns viel mit der Jagd. Ein nubischer Jäger, Fathl-Allah Woleb el Kadsir, welcher, wie er behauptete, schon unseren Landsleuten, dem berühmten Naturforscher Ruppell und dessen Begleiter Hay, Dienste geleistet hatte, brachte uns einen jungen Wüstenluchs von stroh- oder rehgelber Farbe (*Lynx Caracal*). Er versprach auch Mehr zu liefern, weil er, wie er versicherte, die Wüstensteppe ganz genau kenne und beständig durchstreife.

Zur Zeit des Nachmittagsbetes, am 29. Mai, gelang es unseren vereinten Bemühungen, die Karawane in Gang zu bringen. Wir verließen Ambukohl in süd-südöstlicher Richtung und zogen der Wüstensteppe zu, welche wir sehr bald erreichten. Noch zeigte sich überall eine für jene Gegend sehr lebhafte Vegetation. Die Gebüsche der *Asklepias* hatten sich in der Nähe des Dorfes zu

Wäldchen vereinigt und machten jetzt Mimosengesträuchen Platz. Ich ritt mit dem Doktor der Karawane voran, so schnell unser Chabihir uns begleiten konnte. Doch erlegten wir dabei noch immer einige Wüstenvögel und freuten uns über die herrlichen Papeitäubchen (*Oena capensis*), Flughühner und Wüstenlerchen, welche sich noch ziemlich häufig vorfanden.

Mit Sonnenuntergang kamen wir zu einigen Nomadenzelten. Eine schöne Stute der vortrefflichen Dongolawirage stand, an dem linken Hinterfuße gefesselt, vor dem Eingange des Hauptzeltes, mehrere Hunde, kordofaneseische Windspiele, fielen uns mit wüthendem Gebell an. Ganz in der Nähe der Zelte hatte sich der egyptische Nasgeier auf einige Mimosen zur Nachtruhe niedergelassen und theilte diese friedlich mit mehreren Hühnern der Nomaden, hier in der Wüste seltenen Hausthieren.

Der Chabihir bat uns, die Karawane zu erwarten, welche uns nach Verlauf einer Stunde nachkam. Dann ging es weiter. Es war Nacht geworden; die Kameltreiber gingen singend hinter ihren Thieren her, Nali-Urha sang die Lieder seiner Heimath. Die schönen, ausdrucksvollen Worte der kräftigen und doch melodischen Sprache hallten weithin durch die stille, herrliche Nacht der Wüste. Wir lagerten bald.

Am 30. Mai. Obgleich wir die Kühle des Morgens bezugen und bei Mondschein hatten weiter reiten wollen, kamen wir doch erst eine Stunde vor Tagesanbruch zum Aufbruch. Wir ritten im scharfen Trabe der Karawane voran und rasteten erst nach einigen Stunden, um uns selbst den Kaffee zu bereiten. Mein Kamel fand es bei dieser Gelegenheit für angemessen, durchzugehen und an einigen Mimosen zu weiden, obgleich diese über eine Viertelmeile von uns enifernt waren. Mit großer Anstrengung gelang es uns, das selbstständig handelnde Thier nach einer Jagd von mehr als einer Stunde wieder einzufangen. Dann ritten wir weiter und gelangten nach kurzem Ritte in einen Chohr, welcher dicht mit Mimosen bewachsen und reich an Geflügel war. Unsere Richtung ging heute südöstlich, einem kahlen, dunklen Berge zu, welchen der Führer Schinkani nannte. Er erwartete, dort von dem

am 23. Mai gefallenen Regen her noch Wasser zu finden, mit welchem wir unsere Vorräthe sogleich wieder zu ergänzen beschloßen, um bei der jetzt herrschenden furchtbaren Hitze nicht dem Alles vernichtenden Wassermangel Preis gegeben zu sein. Um zehn Uhr Vormittags lagerten wir uns im Schatten eines äußerst dornigen Baumes oder Strauches, dessen Namen ich nicht kenne, um die Karawane zu erwarten.

Lange Zeit warteten wir vergebens. Wir hatten weder Mundvorräthe noch Trinkwasser mitgenommen und verspürten einen bedeutenden Hunger. Zuerst versuchten wir diesen mit den rothen Beeren des Strauches zu stillen, unter dem wir uns gelagert hatten, allein der Magen verlangte nach etwas Kräftigerem. Der Doktor ging deshalb auf die Jagd, um wenigstens einige von den vielen wilden Lachtauben zu erlegen, welche häufig in den Gebüschchen herumflogen, während ich nach Wasser suchte, weil wir vermutheten, daß sich von dem Regen her davon noch finden würde. Nach halbstündigem Suchen entdeckte ich wirklich eine Lache mit diesem köstlichen Naß und füllte frohlockend unsere Simsemiaht. Der Doktor hatte mehrere Tauben geschossen, welche gerupft, in unserem Kaffegeßirf gekocht und mit Schießpulver gewürzt wurden. Das Wasser fand sich in einer Lehmypfütze und schmeckte, obgleich es ganz von erdigen Theilen geschwängert war, doch ungleich besser als unser Schlauchwasser, denn dieses hatte bei der herrschenden Hitze schon heute ganz den unausstehlichen Geschmack und Geruch angenommen, welche die mit Thran getränkten Schläuche ihm sehr bald mittheilen.

Mittlerweile schickten wir den Chabihr auf Entdeckungsreisen nach unserer Karawane aus. Er kam nicht zurück; an seiner Statt aber bemerkten wir gegen vier Uhr Nachmittags einen Nomaden zu Kamele, welcher nach einem verlaufenen Kamele suchte und uns die Nachricht brachte, daß sich die Karawane in einer Entfernung von zwei Meilen in der Nähe einer Lache gelagert habe, um uns zu erwarten. Er ermahnte uns, immer in dem Chohr fortzureiten und beschrieb uns den Lagerplatz unserer Leute genau. Auch der Chabihr kehrte nun bald zurück; wir stiegen zu Kamele und

erreichten nach einem scharfen Ritte von zwei Stunden unsere Karawane, deren Feuer uns schon von Weitem geleitet hatten.

Der Chohr, in welchem wir uns befanden, war derselbe, in welchem der Bihr el Bahiuda (s. Th. 1 S. 123) liegt, nur führen die Krümmungen seines langen Bogenlaufes verschiedene Namen. Er ist vier bis sechs Tagereisen oder zwanzig bis dreißig Meilen lang, überall mit Bäumen oder Gebüsch bestanden, reich belebt (wenigstens nach Wüstenmaaßstabe) und von vielen Nomadenfamilien, deren Ziegenheerden die Blätter der Mimosen abweiden, bewohnt. Nach Versicherung unseres Chabihir soll er sich bis zur Hochebene Nordosahn hinaufziehen und während der Regenzeit bisweilen fließendes Wasser enthalten, welches jedoch nie den Nil erreicht, sondern zuletzt im Sande der Steppe verschwindet. Die Kamele der in der Nähe des Chohr wohnenden Nomaden, welche mit ihren langen Hälsen weit an den Bäumen hinaufreichen und die hohen Zweige abfressen, laufen im Charief frei in der Steppe herum und suchen sich selbst ihr Trinkwasser auf. Außer ihnen besitzen die Nomaden auch noch kleine Ziegenheerden, welche sie während der trockenen Jahreszeit aus mehreren Brunnen, die im Bette des Chor gegraben sind, tränken. Ihre Hauptnahrung sind während dieser Zeit ebenfalls die Mimosenblätter. Sie klettern geschickt in den Büschen herum und besteigen mit Leichtigkeit höher stehende Nester der Bäume. Während des Charief werden sie in die Steppe getrieben, wo sich dann Gras in Menge befindet. Doch ist die Gegend noch immer viel zu wasserarm, als daß die Nomaden zahlreiche Heerden halten könnten, und sie leben deshalb in großer Dürftigkeit.

Am 31. Mai. Die Karawane bricht heute sogleich nach Aufgang des Mondes auf; wir folgen erst mit Tagesanbruch und reiten, nachdem wir das Wadi verlassen haben, in südöstlicher Richtung weiter und zwischen dem großen und kleinen Djebel el Sinkau, zwei isolirt stehenden Keigelbergen, hindurch. Vor uns liegen in gleichmäßiger Entfernung von einander drei andere, deren südöstlichstem, Namens Seni, wir uns zuwenden. Auf einer Grasebene, über welche unser Weg führt, laufen vier wohlgenährte

Kamele ohne Hirten herum und kommen bei unserem Erscheinen neugierig herbei, um unsere Reithiere zu begrüßen. Um neun Uhr Vormittags erreichen wir die Karawane und ziehen mit dieser dem wieder vor uns liegenden Chohr zu, welcher hier den Namen Wadi Abu-Ahwei führt. In der Ferne werden wieder drei Bergspitzen sichtbar, von denen die eine den Djebahl Abu-Samut, die andere den Djebahl el Bahiuda angehören. Die Hitze ist so groß, daß wir schon gegen zehn Uhr rasten müssen, wozu wir uns in der Nähe des Djebel Tomahit schattige Mimosen im Wadi aussuchen.

Erst Nachmittags um vier Uhr erlauben uns die sengenden Strahlen der Sonne die Weiterreise. Mein Kamel erregt durch seine grenzenlose Störrigkeit meinen gerechten Zorn, wirft mich aber, in den tollsten Sprüngen durchgehend, mit Sattel und Zeug ab, nachdem ich es die Peitsche hatte fühlen lassen.

Unsere Richtung ist heute nach Süden. Wir verfolgen das Wadi und werden durch mehrere Antilopen zur Jagd aufgemuntert. Allein die Thiere waren viel zu scheu, als daß wir nur einen Schuß hätten thun können. Ihre leichten, zierlichen Sprünge und ihre fabelhafte Schnelligkeit gewähren uns Ersatz für die Hoffnung einer angenehmen Jagdbeute. Sie gehören der Art Antilope arabica an, welche die Araber Aeriöll nennen. Wenn sie auch nicht so zierlich gebaut und deshalb nicht so oft und lebhaft von den Arabern besungen wurden, als die Gazellen, sind sie doch immer eine Erscheinung, welche man gern sieht.

Links von unserem Wege liegt der Djebel Barkataui, weiter nach vorn der Djebel Barkohl, rechts, in der Sandebene, der Berg Serchf*).

Zum Nische lagert man sich. Wir betten uns in den weichen Sand und schlafen nach des Tages Last und Hitze bald ein; ja,

*) Ich führe die Namen dieser Gebirge hier mit an, um zu zeigen, wie wichtig sie für eine Wüstenreise sind. Sie bilden die Richtpunkte des Chabihir und dienen überhaupt dazu, gewisse Stellen der einförmigen Steppe zu bezeichnen. Aus diesem Grunde haben sie auch ihre besonderen Namen, welche fast allen Nomaden wohl bekannt sind.

unsere Ermüdung ist so groß, daß wir weder zum Essen, noch zu einem Tschibuk Lust und Appetit haben.

Am anderen Morgen präsentiren sich die ausgeprägten Formen des Gebirges der Bahjuda. Der Chabihir hat wiederum die alte Richtung eingeschlagen; wir ziehen süd-südöstlich und erreichen Vormittags zehn Uhr den Regenstrom wieder, welcher hier den Namen Chohr el Samurh führt. Unser Weg schneidet immer die großen Bogen desselben ab. Außer mehreren Gazellen sehen wir heute auch noch einige Hasen, kleinere, als die unserigen, aber mit weit größeren Ohren. Der Wüstenrabe und der egyptische schmutzige Nasgeier folgen unserer Karawane oder zeigen sich auf den Lagerplätzen, sobald wir diese verlassen haben. In den Gebüschern sehen wir auch wieder eine Familie der merkwürdigen, wüstenfarbigen Stufenschwänze (*Sphaenura Acaciae*), welche, dicht auf der Erde hinfliegend, von Busch zu Busch eilen oder, wie Mäuse, schnell durch die dichtesten Dornenhecken schlüpfen.

Schon in Ambukohl hatte sich eine Araberin von den am Bihir el Bahjuda wohnenden Nomaden unserer Karawane angeschlossen. Sie hatte ihren kleinen, kaum einjährigen Sohn bei sich und ging zu Fuß neben den Kamelen her. Manchmal trug sie das Kind eine Strecke, manchmal reichte sie es einem von meinen Leuten auf das Kamel. Nie hörte ich dasselbe weinen oder schreien; es ertrug die furchtbare Sonnenhitze oder die schaukelnde Bewegung auf dem Kamele mit dem größten Gleichmuth. Was würde ein unserer Kinder an seiner Stelle gethan haben? Hier sind die kleinen Kinder viel verständiger, viel weiter fortgeschritten, als bei uns, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil man ihnen hier weit weniger Hülfe leistet. Die Araberin legt ihr Kind nackt neben sich auf eine gegerbte Ziegenhaut und verrichtet ruhig ihre Arbeit; sie hat keine Zeit, sich viel mit ihm zu beschäftigen. Das Kind fühlt, daß es sich selbst überlassen ist und lernt seine Geistes- und Körperkräfte bald in Anwendung bringen. Im Alter von einem halben Jahre kriecht der kleine Erdenbürger schon selbstständig im Sande herum und fängt mit seinen Geschwistern an zu spielen. Bei den Wanderungen der Nomaden wird das Kind unter allen

Umständen mitgeschleppt und so kommt es, daß dasselbe auch bald eine größere Reise ertragen lernt.

Beim Ausbruche aus unserem Kastrorte hatte ich noch den Verdruß, mein Thermometer zerbrochen zu finden. Der Verlust war um so empfindlicher, weil er gar nicht wieder ersetzt werden konnte.

Unsere Richtung war wieder Südost. Wir ritten über eine harte, sandige Fläche, welche mit kleinen schwarzen und runden, hohlen, eisenhaltigen Steinen in der Größe von Flinten- bis zu dreipfündigen Kanonenkugeln bedeckt war, und erreichten nach drei Stunden den *Bih el Bahiuda*. Dort lagerten wir uns unter derselben Mimose, welche mir schon vor zwei Jahren ein schattiges Obdach geboten hatte. Die Karawane kam nach Einbruch der Nacht am Lagerplatze an.

Am Brunnen standen zwei Araberinnen und schöpften Wasser. Die Eine von ihnen war ein bildschönes Weib und bewillkommte mich freundlich. „*Marhabahbak aaschra!*“ — Du sollst mir zehnmal willkommen sein! — riefen sie mir Beide zu, als ich mich dem Brunnen näherte. Ich bat um Wasser, und wie einst *Rebecka* am Brunnen, so auch heute hier, schöpfte mir die Jüngere in einer Kürbischale frisches, gutes Wasser und sagte: „Trinke, Herr, dann werden auch Deine Kamele getränkt werden.“ Sie war, wie ich später erfuhr, eine Tochter der Frau, welche mit uns gekommen war.

Jetzt hatten die Frauen ihre Gefäße gefüllt und warfen den ledigen Strick noch einmal in den Brunnen hinab, aus welchem das Wasser bei der herrschenden Dürre aus einer Tiefe von neun Klaftern herausgehoben werden mußte. Sie zogen und brachten ein kleines Mädchen von höchstens acht Jahren heraus, welches das Wasser unten in einer Art von Stollen geschöpft hatte. Das Kind hatte sich den Strick um die Hände geschlungen und kletterte mit den Füßen an den Seitenwänden des Brunnenschachtes empor. Es hatte ein wunderschönes, offenes Gesicht von hellbrauner Hautfarbe und war zutraulich und liebenswürdig. Das feine Haar hing ihm, in Hunderte von kleinen Zöpfchen geflochten, frei um den Nacken. Eben wollte es mit seiner älteren Schwester, der vorhin

erwähnten schönen, jungen Frau, den weiter oben aufgeschlagenen Zelten zuwandern, als die Karawane und mit ihr die Mutter ankam. Mit lautem Freudenrufe eilten Beide dieser entgegen und bewillkommten sie und den kleinen Bruder mit vielen herzlichen Küssen. Unser Chabihr war ein Verwandter der Familie und trat jetzt auch hinzu, um die beiden Mädchen zu begrüßen. Gewiß würde er auch gern einen Kuß von den frischen Purpurlippen der hübschen jungen Frau angenommen haben, wenn ihm das die Sitte verstattet hätte. So mußte er sich mit einem Händedruck begnügen. Es fiel mir auf, daß Beide, während sie sich die rechte Hand reichten, die linke Hand auf die rechte Hüfte des Anderen legten. Ob dies noch ein Ueberbleibsel der in der Bibel (1. B. Moses Cap. 24 Vers 2) erwähnten Sitte ist oder nicht, weiß ich nicht.

Ich bat um Milch und erhielt bald einen vollen Schlauch mit frischer, guter Ziegenmilch, welche ich mit Geld bezahlte. Als Bathschiesch gab ich dem kleinen Mädchen noch eine Schnur Glasperlen und bereitete ihr damit eine große Freude.

Am 2. Juni. Die wenigen Glasperlen, welche ich gestern verschenkt hatte, zogen heute mehrere Araberinnen mit ihren Töchtern in unser Lager. Man brachte Milch, Holzkrüge, Gazellenleder und andere Sachen herbei, um dafür Glasperlen einzutauschen. Gern gewährte ich ihnen ihre Bitten.

Die Araberinnen hier am Brunnen haben sehr schöne, feine, lange Haare und flechten und salben sie auf andere Art, als dies die Frauen der Barabra zu thun pflegen. Ich wünschte ein Paar der fetttriefenden Locken zu besitzen, allein da stieß ich auf Schwierigkeiten, welche ich gar nicht vermuthet hatte. Die Frauen einiger Nomadenstämme achten ihr Haar so hoch, daß schon seit alten Zeiten ein sonderbarer Gebrauch herrscht, um dasselbe zu schützen. Man legt nämlich bei Verheirathungen dem Chemanne die Verbindlichkeit auf, den Verwandten seiner Gattin für jedes Haar, welches er ihr gewaltsam ausreißt, eine Kamelstute als Sühneopfer zu geben. Erst nach vielen Bitten und Geschenken ertheilte mir jene junge Frau die Erlaubniß, eine ihrer Locken abtrennen zu dürfen.

Am Bihr el Bahiuda wohnen Hauawihr. Sie haufen in den aus Ziegenhaaren gewebten Zelten, welche so dicht sind, daß der Regen nicht durchdringen kann. Es sind große, wohlgebildete Leute, welche sich nur von Jagd und Viehzucht nähren. Glücklicher Weise übt man hier die üble Gewohnheit der Egypter, die Mädchen schon in ihrem sechsten oder siebenten Jahre zu verheirathen, nicht aus, sondern läßt diese erst mannbar werden. Solche in jeder Hinsicht wohlausgebildete Frauen sind dann auch gewiß eher im Stande, gesunde und kräftige Kinder zu gebären, als es bei den Egypterinnen der Fall sein kann, welche im zwölften Jahre oft schon schwanger sind. Die Kinder der Nomaden verheirathen sich mit ihrem vierzehnten Jahre, um welche Zeit sie erwachsen sind. Ich sah hier die schöne Braut eines unserer Kameltreiber, welche dieses Alter wohl kaum erreicht hatte und doch in ihrer Ausbildung einer achtzehnjährigen Nordländerin gleich. Die eheliche Treue der Frauen der hiesigen Nomaden ist bekannt und wird selbst von den Arabern nach Verdienst und Würdigkeit belobt.

Die Knaben beschäftigen sich von Jugend auf mit dem Hüten des Viehes, nebenbei aber auch mit dem Fang oder der Jagd des Wildes. Zum Fangen der Gazellen hat man eine eigene Falle erfunden. Sie besteht aus drei Theilen und ist sehr sinnreich. Der erste Theil bildet einen runden Ring, in welchem zugespitzte Stäbchen dicht an einander liegen und nach dem Mittelpunkte des Ringes zulaufen. Dieser steht tiefer, als der Ring. Der zweite Theil ist ein handhoher Reif von Baumrinde. Er wird in einer Vertiefung im Sande auf den Wechsel der Gazelle gelegt und mit dem beschriebenen Teller bedeckt. Hierauf wird der dritte Theil der Falle, eine an einem starken Knüttel befestigte Haarschlinge, um den Rand des Tellers gelegt. Tritt nun die Gazelle auf den mit Sand leicht bedeckten Teller, so rutscht der Huf auf der glatten Fläche der Stäbchen dem vertieften Mittelpunkte zu und kommt in die Grube. Sie fühlt jetzt ihren Fuß mit einem stachelnden Kranze umgeben und ist bemüht, diesen durch kräftiges Hin- und Herschleudern zu entfernen. Allein gerade durch die heftige Bewegung zieht sich die Schlinge fest zusammen und behält, selbst wenn sie sich des Tellers

entlebigt, dennoch die Schlinge mit dem Knüttel am Fuße. Nun ist es dem Nomaden leicht, die Spur des Thieres aufzufinden und es mit seinen windschnellen, trefflich abgerichteten Jagdhunden zu fangen. Wollte man die Schlinge an einem schweren Gegenstande befestigen, so würde sie die Gazelle gewiß zerreißen und entfliehen.

Erst am 3. Juni verließen wir nach dem Nasser den Bihir. Die Kameltreiber hatten einen ganzen Tag damit zugebracht, unsere Schläuche zu füllen. Man mußte oft Stunden lang warten, ehe sich in der Tiefe des Brunnens so viel Wasser gesammelt hatte, daß es geschöpft werden konnte. Gestern waren die durstigen Kamele getränkt worden.

Die Richtung des Weges ist vom Brunnen aus erst südlich, dann südöstlich. Ich wollte die ganze Nacht hindurch reiten und unsere schon vor einigen Stunden vorausgegangene Karawane überflügeln, allein der Doktor erklärte, nicht weiter mitreiten zu wollen, weil er fürchtete, auf dem holperigen Wege vom Kamele zu stürzen. Natürlich hatte auch unsere Karawane es für gut befunden, sich zu lagern, aber nur, weil ich selbst nicht dabei war und zur Eile antrieb. Wir fanden sie, nachdem wir am anderen Morgen mit Aufgang des Mondes weiter gegangen waren, noch schlafend. Nachdem ich die trägen Schläfer ermuntert hatte, belud man die Kamele und zog langsam weiter und zwar genau in der gewöhnlichen süd-südöstlichen Richtung. Gazellen und andere Antilopen erschienen häufiger, ohne jedoch zum Schuß auszuhalten. Die Straußenfährten kreuzten sich in allen Richtungen; man sah deutlich, ob der Vogel langsam oder schnell gelaufen war. Im ersteren Falle waren seine Schritte nur fünf, im letzteren aber acht bis neun Fuß lang.

Schon um neun Uhr wurde die Hitze so unerträglich, daß gerastet werden mußte. Man hätte überhaupt in jetziger Jahreszeit viel mehr bei Nacht reisen müssen, als ich dies bei der mir überall hinderlichen Trägheit der Kameltreiber ermöglichen konnte. Wir lagerten uns im Schatten einiger Büsche und fanden zu unserer Verwunderung zwei der erwähnten Stufenschwänze ohne mir erklärliche Ursache todt auf der Erde liegen.

Die Karawane sollte erst nach dem Nassr aufbrechen, um den „Gohs“ zu passiren, von dem ich mir keine rechte Vorstellung machen konnte. Es wurde mir erzählt, daß er sich von Kordofahn bis Berber el Mueheiref erstrecken sollte und daß die Kamele tief in den Sand versänken. Man schien dieser Wegstrecke mit einer gewissen Aengstlichkeit entgegenzugehen.

Vor Sonnenuntergang zog man weiter. Wir ritten, nachdem es dunkel geworden war, neben der Karawane dahin. Singend gingen die Treiber hinter ihren Thieren her; Einer sang vor, die Anderen fielen nach jeder Strophe mit dem Refrain ein: „Schohkhi el rassuhl ja achuana!“ — Der Prophet ist meine Sehnsucht, meine Brüder! — Wenn man die Mühseligkeiten einer Wüstenreise kennt und wenn man bedenkt, daß der Treiber, welcher am frühen Morgen sein Kamel belud, den ganzen Tag in der glühenden Hitze hinter seinem Thiere zu Fuße hergehen muß, ohne einen Bissen zu genießen und nur des Abends oder in der heißen Jahreszeit des Mittags einige Nahrung zu sich nimmt, mit welcher in unserem Vaterlande die Schweine gefüttert werden würden, dann wundert man sich freilich, daß ein solcher Mensch noch fröhlich sein und singen kann. Unseren Kameltreibern waren die durch Sandalen nothdürftig geschützten Füße verbrannt (denn unsere Hunde konnten nicht auf dem glühenden Sande laufen, weil sie sich die Sohlen versengten, und mußten auf das Kamel genommen werden), der Schweiß rieselte ihnen während des Marsches in Strömen von dem über und über mit Staub bedeckten Körper, bloß zuweilen neigten sie die Zunge mit einigen Tropfen warmen, stinkenden Schlauchwassers. Das war ihre einzige Nahrung während der ganzen Reise; es war dieselbe, welche den Kamelen, ungekocht, gereicht wurde, und nie nahmen sie mehr als zwei Mahlzeiten zu sich. Gewöhnlich aßen sie zu Mittag einmal und dann bis zum anderen Mittag Nichts wieder. Es ist ganz wahr, daß man in der fürchterlichen Hitze fast gar keinen Hunger, sondern nur Durst, Durst, Durst! verspürt; allein wie man die im höchsten Grade anstrengenden Fußreisen dieser Leute und ihre Enthaltsamkeit zusammenreimen soll, ohne dieses Hungerleiden und jene

unmenschliche Beschwerden zu nennen, das weiß ich nicht. Und dennoch sind sie heiter und fröhlich!

Wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, dann scheinen sich ihre Glieder neu zu erfrischen, ihr Muth und ihre Ausdauer neu zu stärken. Und wenn die kühle Nacht dann hereinbricht und in ihrer unendlichen, unbeschreiblichen Schönheit alles Lebende bezaubert, dann zieht eine Fröhlichkeit in das Herz der Leute ein, welche sich nothwendig in Gefängen Luft machen muß. Dann ist die Phantaste rege und geschäftig, dem ausgedörrten Pilger der Wüste erfrischende Gebilde vorzuzaubern: sie malt ihm kühlende, mit Palmen umstandene und von duftigen Mimosen beschattete Brunnen und Zelte mit freundlichen Nomaden befreundeter Stämme oder gar verwandter und wohlbekannter Leute vor. Denn siehe da, kennt nicht unser Wüstensohn jenes hübsche, braune Mägdlein, welches dort, den Vorhang eines Zeltes lüftend, hervorlugt und, wie es den Fremdling erschaut, freudig heraus- und ihm entgegen-eilt, ihm den Gruß des Friedens spendet und ihn zu der lustigen Wohnung seiner Eltern führt? Er kennt es wohl, denn es ist die Geliebte seines Herzens, seine ihm angelobte Braut, für die er arbeitet und schafft, um bald den von dem Propheten gebotenen Mahyr zu entrichten und mit ihr dann ein eigenes Zelt in jenem schönen Orte aufzuschlagen, an jenem stets vollen Brunnen, in dessen Nähe es immer reiche Weide gibt. Und wenn er an alle diese Freuden denkt, dann wendet sich sein Herz auch gern dem Höheren zu, und deshalb schließt er jede der Strophen seines Liedes mit den immer und immer wiederkehrenden Worten: „Schohkhi el rassuhl ja achuana!“ Denn mehr noch, als nach all' dem Schönen und Herrlichen, das er in seinen Gefängen leben läßt, sehnt sich das Herz des frommen Mahammedaners nach den ihm von seinem Propheten bereiteten Freuden!

Das war der Sinn der Reime, welche ich heute hörte und in schlichter Prosa wiedergegeben habe. Auch mir klangen deutsche Lieder vor der Seele auf und verschiedene heimathliche Melodien leise für mich hinsummend, lauschte ich dem Gesange der Djemahli bis tief in die stille, schöne Nacht. Dann trat nach und nach die

Ruhe der Ermüdung ein, der Gesang verstummte, wir stiegen von den Kamelen und streckten uns auf unsere Teppiche in den weichen Sand der Steppe. Noch sah ich die bunten Bilder des Gesanges vor meinen Augen vorüberhuschen, doch mehr und mehr verbunkelten sie sich.

„Allmählich fühl' ich um mein Auge
Sich leise Schlummerfäden weben.
Mein Liebster ist von Wonne trunken,
Ob meine Lieder auch verschweben!“

Am 5. Juni. Noch lag der Schleier der dunklen Nacht über der Wüste ausgebreitet, da saßen wir schon wieder im Sattel und ritten weiter. Wir befanden uns jetzt in dem „Gohs.“ Es ist eine hügelige und wellenförmige Strecke mit tiefem, leichtem Sande, ohne Bäume und fast ohne alle Vegetation. Die Kamele traten oft fußtief in das trockene Erdreich und kamen nur langsam weiter.

Beim Aufgange der Sonne war der ganze Himmel mit fahlen Dünsten umzogen, die Temperatur war im höchsten Grade schwül und lästig und nöthigte uns bald, einen kühlen Rastort zu suchen. Unsere Lastkamele waren so matt, daß mehrere mit ihren Ladungen stürzten, weshalb diese bedeutend erleichtert und, trotz der Einwendungen der Treiber, den Wasserkamelen aufgeladen werden mußten, deren Schläuche schon größtentheils geleert waren. Der Wassermangel wurde um so fühlbarer, weil auch ein Kamel stürzte, welches mit Wasserfässern, in denen wir unser Trinkwasser aufbewahrt hatten, beladen war. Dieses schmeckte noch immer erträglich gut, während es uns schlechterdings unmöglich war, das Schlauchwasser zu trinken. Daß wir bald einen Samuhm bekommen würden, wußten wir, und sahen nur mit großer Besorgniß den nächsten Tagen entgegen. Es galt jetzt, so schnell als möglich den Nil zu erreichen. Wir änderten sogleich unsere Richtung und zogen statt süd-südöstlich jetzt südöstlich weiter. Mein Reitkamel mußte mit einem anderen vertauscht werden, weil es sich kaum selbst weiter fortschleppen konnte, und ging unbeladen neben der Karawane her.

Der Chabihr versicherte uns, daß wir schon morgen früh in Woad-Bischahri, einem am Nil liegenden Dorfe, ankommen würden.

Nach dem Nasser brachen wir auf und ritten eine Zeit lang der Karawane voraus. Am Horizonte war ein Gewitter aufgezogen, es blitzte und donnerte, wenn auch noch immer in weiter Ferne. Bald brach ein fürchterlicher Sturm über uns herein. Er wirbelte Wolken von Staub auf und trocknete unsere Schläuche ein. Wir mußten uns mit dem größten Durste zur Ruhe niederlegen, weil an eine Weiterreise bei unserer Mattigkeit nicht zu denken war.

Am 6. Juni. Der Himmel war bei unserem Aufbruche, wie gestern, durch ein Nebelmeer unseren Blicken entzogen. Wir konnten kaum dreihundert Schritte vor uns die Gegenstände erkennen und sahen die Sonne erst, nachdem sie schon hoch am Himmel stand. Sie erschien uns kleiner als der Mond und war kaum bemerkbar. Von unserer Karawane entdeckten wir Nichts, nicht einmal die Fustapfen der Kamele im Sande. Der Chabihr führte uns, wie ich an meinem Taschenkompas sah, bald rechts, bald links, weil er in dem trockenen Nebel gar keine Richtpunkte finden konnte; ich glaubte, daß er viel zu weit östlich ging, durste es aber bei unserer jetzigen Lage nicht wagen, meinem Kompass mehr zu vertrauen, als ihm, auf dessen Ortskenntniß wir bauen mußten. Der Wind erhob sich bald wieder. Er war glühend heiß und vermehrte unseren Durst auf eine unerträgliche Weise. Seit gestern Nachmittag hatten weder wir noch unser treuer Hund einen Tropfen Wasser getrunken; dem armen Thiere hing die Zunge weit zum Halse heraus, es lechzte unter kläglichem Gestöhn nach Wasser und schien nach Luft zu schnappen. Wir kauten Grasshalmen, um nur den Mund einigermaßen feucht zu halten, fühlten uns aber alle von einem sehr heftigen Kopfschmerz gepeinigt und unsäglich matt. Die Gazellen und Hasen sprangen in Rudeln vor uns auf. Niemand dachte daran, sie zu verfolgen. Unsere Gedanken beschäftigten sich mit weiter Nichts, als mit Wasser. So ritten wir noch gegen Mittag, so schnell die Thiere laufen konnten, in der Steppe herum und wie ich mit großer Besorgniß bemerkte, kreuz und quer. Mit Recht mußte ich fürchten, daß der Führer selbst

nicht mehr wußte, wo er sich befinde. Zum Glücke trafen wir endlich einen Baum, an welchem eine Nomadenfamilie ihre Geräthschaften aufgehangen hatte. Und da hing auch ein halbgefüllter Wasserschlauch. Unmöglich kann ich den Jubel, welcher jetzt laut wurde, beschreiben. Wir fühlten, daß wir den Durst nicht lange mehr hätten aushalten können und würden diesen Wasserschlauch mit den Waffen in der Hand genommen und eher unser Leben, als ihn gelassen haben, wenn uns Jemand verwehrt haben wollte, zu trinken. Aber weit und breit war Niemand zu sehen. Das Wasser war jedenfalls zum Bedarfe der Hirten dahin gebracht worden, welche öfters mit ihren Heerden hierher kommen mußten. Es war schlecht und lauwarm, für unsere verdorrten Lippen aber eine köstliche Erquickung. Auch unser armer Hund wurde nicht vergessen und leckte begierig eine volle Kürbisschaale aus.

Der Schabirh versicherte uns jetzt, daß wir den Fluß sehr bald erreichen würden und nahm aus diesem Grunde und auch deshalb kein Wasser mit, weil wir, wie er sagte, unmöglich unsere Simsemiaht füllen könnten, ohne den Besitzer des Schlauches vielleicht in die größte Noth zu versetzen. Wir ritten eilig weiter und hatten bald eine vor uns liegende Hügelreihe überschritten, von welcher aus wir die Nilgebirge sehen sollten; allein vor uns lag gerade wieder eine so leere Ebene als vorher. Heerden von Schafen und Ziegen weideten zerstreut unter den Mimosenbüschen, ohne daß wir einen Hirten bei ihnen bemerken konnten. Nach einiger Zeit stöberten unsere Kamele einen Trappen auf, der uns zur Jagd anspornte, aber scheu entfloh, als ich mich ihm mit meiner Büchse zu nähern versuchte. Dann kamen wir in einen Chohr, welcher eine lebhaftere Vegetation erzeugt hatte. Wir sahen schöne, große Bäume mit dichtbelaubten Kronen und dicken, saftigen Blättern. Die Kamele, welche in ziemlicher Anzahl in diesem Chohr weideten, rühren nach Aussage der Araber die Bäume nicht an.

Nach zweistündigem Ritte kamen wir zu einem anderen Baume, unter welchem Leute schliefen. Das Niederlegen unserer Kamele erweckte zuerst ein Mädchen mit chocoladenbrauner Hautfarbe, sehr feinem und scharf markirtem Gesichtsschnitte, rothen Lippen,

blendendweißen, vollkommen fehlerfreien Zähnen und einem Auge, in welchem ein ganzer Himmel liegt. Es ist wirklich wahr, etwas Schöneres, als das dunkle Auge einer Araberin, kann es nicht geben. Die Augen der Nordländerinnen sind gewöhnlich zu sanft, in denen der braunen oder weißen Araberinnen ist dagegen der unschuldige Blick der Gazelle mit dem strahlenden Feuer des Adlerauges vereinigt.

Das Kind war kaum zehn Jahre alt; doch hatten Wärme, Luft und Licht des Südens schon eine Knospe entwickelt, welche nur noch wenige Monden braucht, um sich zur vollendeten Blume zu entfalten. Ich beschenkte es mit Glasperlen und gewann dadurch sogleich sein Wohlwollen.

Es ist für den Europäer ein unendlich wohlthuetendes Gefühl, wenn er im Süden eine Frau ohne Zwang und vertrauensvoll sich ihm nähern sieht. Während in Egypten das Weib, beim Anblick des Mannes scheu entfliehend, nur die rohe Sinnlichkeit erregen kann, fesselt das Kind des Beduinen, die freie Tochter der Wüste, Sinn und Herz mit weit festeren Banden; Jene kann wohl Begierden, Diese kann und muß Liebe erwecken.

Wir erhielten Wasser und Milch und zogen nach der Raft von einer halben Stunde dem Dorfe der Leuten zu. Noch hatten wir uns in der glühenden Sonnenhize des nubischen Mittags keine dreihundert Schritte entfernt, als die Kleine uns nachgelaufen kam und den Doktor, welcher zuletzt ritt, bat, sie zu sich auf's Kamel zu nehmen. Sie erzählte, daß sie zu ihren Eltern wolle, welche in einem nahen Zeltdorfe ihre lustige Wohnung aufgeschlagen hätten, und zeigte uns den nächsten Weg dahin. Einige Schafe lagen unter einem Busche; sie erkannte sie als die ihrigen und stieg ab, um sie dem Lager zuzutreiben. Später übernahm der Chabibr dieses Geschäft und ich bekam die Kleine auf's Kamel. Der Hund war abgesprungen und lief hinter uns her. Ich übergab ihn der Sorge des Führers und ritt mit meiner kleinen Wegweiserin rasch dem Dorfe zu.

In kurzer Zeit hatte ich es erreicht. Zehn bis zwölf neben einander aufgeschlagene, aus Ziegenhaaren gewebte Zelte bildeten

den Kern desselben, andere Hütten standen weiter unten im Schatzen dichter Mimosen. Die Leute nannten ihr Lager Abu-Nhere. Freundlich bewillkommten sie uns und führten uns zu einem freistehenden Baume mitten im Dorfe, in dessen Schatten wir uns niederließen. Man brachte uns vier Tage altes, stinkendes Schlauchwasser, es war warm und brau, wir schlürften es mit Begierde! Dann regte sich aber der Hunger. Seit gestern Abend hatten wir Nichts gegessen; doch hatte bis jetzt der Durst jedes Gefühl des Hungers zurückgehalten. Wir baten die Nomaden, uns Etwas zu essen zu geben. Sie hatten weiter Nichts als Durrabrod. Es war dick, pechschwarz, schluffig, sauer und voller Asche und Kohlenstaub. Unser Doktor verspürte einen unüberwindlichen Ekel und war unfähig, auch nur einen Bissen zu genießen. Bei mir überbobten die ungestümen Forderungen des Magens alle übrigen Rücksichten; ich suchte mir mit aller Kraft vorzustellen, daß ich mich im Inneren Afrikas befinde, drückte die Augen zu und aß. Dasselbe that unter fürchterlichen Grimassen auch August Tischendorf.

Jetzt erst wurden wir gewahr, daß unser armer Hund fehlte. Mühsam hatte sich das ermattete Thier von Baum zu Baum geschleppt, um in deren Schatten einige Linderung zu bekommen. Zuletzt war er ganz zurückgeblieben. Ich sandte den Chabih zurück, um ihn zu suchen, er fand ihn nicht. Trotz meines Mitleidens und unserer gemeinsamen Sorge konnten wir uns ohne Wasser und Nahrungsmittel hier nicht länger aufhalten und mußten weiter. Doch wollte ich noch Etwas thun und versprach Demjenigen, der mir den Hund noch lebend bringen würde, die hier außerordentlich hohe Summe von einem österreichischen Thaler.

Unsere Simsemiaht waren leer, man konnte sie uns im ganzen Lager nicht füllen, weil auch die Bewohner desselben keins mehr besaßen und deshalb mehrere Kamele nach dem Nil gesandt hatten, um neuen Vorrath herbeizuschaffen. Wir ritten von Zelt zu Zelt, das Wasser fehlte überall. Endlich, fast in der letzten Hütte, fand ich noch einen kleinen Schlauch mit dem kostbaren Lebenselemente angefüllt und erhielt auf meine Bitte: „Wahiaht el rassuhl etihni schweiet maa“ (Beim Propheten, gebt mir ein

Wenig Wasser), welche kein Mahammedaner ohne Noth ausschlägt, eine geringe Menge davon.

Von hier aus wandten wir uns in südöstlicher Richtung einem Felsberge zu, hinter welchem das Dorf Woad = Bischahri liegen sollte. Tischendorfs Kamel wurde zuletzt so matt, daß es zusammenstürzte. Der Reiter mußte nun den übrigen Weg zu Fuße machen, während der Führer zurückging, um das müde Thier nachzuholen. Vor uns lag eine weite, von hohen Bergen begrenzte Ebene. Vor dem Gebirge zog sich ein trüber Wasserstreifen dahin: er war das Ziel unserer grenzenlosen Sehnsucht, der heilige Nil! Jauchzend begrüßten wir ihn und gaben unseren ermatteten Kamelen zum letzten Male die Peitsche zu fühlen. Begierig schnüffelten sie den feuchten Duft ein, welcher bei der Kühle der einbrechenden Nacht von dort zu uns herüberwehte. Jetzt unterschieden wir auch Tothulspitzen auf der weiten Ebene und hatten nach einer halben Stunde Woad = Bischahri erreicht. Dort weideten die Kamele unserer Karawane. Sogleich wurde ein frisches Kamel abgesandt, um August Tischendorf herbeizuholen. Nach Verlauf von wenig Minuten war auch er mit uns vereinigt.

Unsere Leute waren schon heute Morgen angekommen und sehr besorgt um uns gewesen. Sie hatten sich bemüht, uns durch verschiedene Zurüstungen zu unserer Bequemlichkeit zu erfreuen. Aali Arha hatte einen Tothul von seinen Bewohnern gesäubert, elastische Anakharihs herbeigeht und schon am Mittage frisches Nilwasser in den im Schatten aufgehängenen Simeiaht dem Luftzuge ausgesetzt, wodurch es sehr abgekühlt worden war; der Koch hatte ein gutes Mahl zugerichtet: kurz, es war gethan worden, was die Anhänglichkeit unserer Leute hatte ausdenken können. Mit welcher nimmersatten Begier wir das köstliche Wasser schlürften, mit welcher Wollust wir uns auf die weichen Bettgestellen streckten und mit welcher Behaglichkeit wir unsere Tschibukaht rauchten, das kann nur Derjenige beurtheilen, welcher nach einer beschwerlichen Reise voll Gefahren und Mühseligkeiten in den Hafen der Ruhe einläuft; — doch nein, in Europa kann es Niemand — es kann es nur Der, welcher selbst eine Wüstenreise gemacht hat.

Am 7. Juni. Am frühen Morgen erhielt der Chabibr die Weisung, den Hund zu suchen und ritt auf einem frischen Kamel in die Wüste hinaus. Am Abend kehrte er zurück und behauptete, den ganzen Tag eifrig, aber ohne Erfolg gesucht zu haben. Ich zweifelte daran, weil ich seine Nachlässigkeit kannte und wollte ihn am anderen Morgen wieder aussenden. Da fehlte auf einmal sein Kamel; er hatte es jedenfalls versteckt, um von dem Suchen nach dem Hunde befreit zu sein und war durch keine Befehle und Drohungen zu bewegen, wieder in die Steppe zu reiten. Da er mir schon den ganzen Weg viel Verdruss gemacht hatte, kündigte ich ihm eine Strafe an, welche er später durch den Bei in Charthum zuertheilt erhielt. Er war ein störrischer, finsterner und übelgelaunter Mensch, welcher Reisende, die noch neu im Lande waren, gewiß oft tyrannisirte, aber an mir seinen Mann in jeder Hinsicht gefunden hatte. Der arme Hund wurde, wie wir später erfuhren, todt gefunden; er war verdurstet! —

Der erste Gang, welchen wir unternahmen, führte uns an die Ufer des Nil. Wir freuten uns wie Kinder, den Bringer und Erhalter alles Lebens vor uns zu sehen und begrüßten ihn wie einen theuren Freund. Seine Fluthen waren seit acht Tagen geröthet, ein Zeichen, daß die Regenzeit in seinem südlicheren Stromgebiete bereits begonnen hatte. —

Woad-Bischahri ist ein großes Tothulldorf, in welchem wöchentlich zweimal Markt gehalten wird. Fruchtbare, unbebaute Ebenen umgeben es von allen Seiten; der Mensch ist zu indolent, um das Land zu bebauen. Er erwartet, daß die Natur ihm ihre Gaben zuschleudern soll und pflanzt nur so viel Getreide an, als er zur höchsten Nothdurft gebraucht. Leider tragen hierzu die Mängel der Regierung sehr Viel mit bei: der Bauer war bisher seines Eigenthums nie recht sicher und hielt es deshalb auch für unnöthig, dasselbe zu vergrößern.

Am 9. Juli setzten wir unsere Reise fort. In der Nacht vorher hatten wir ein ziemlich starkes Gewitter gehabt; es war etwas Regen gefallen und die drückende Hitze der letztverfloffenen Tage dadurch vermindert worden. Nach kurzem Ritte kamen wir

in einen Mimosenwald, in welchem wir sehr viele Vögel in den lebhaftesten, brennendsten Farben des Sudahn antrafen.

Wir ritten dem Djebel Kojahn zu. Der Nil windet sich unter diesem Berge zwischen hohen Gebirgen hindurch, weshalb wir jetzt rechts abbrechen und über eine steinige Ebene unseren Weg fortsetzten. Erst nach Mittag kamen wir in dem Dorfe Gdjehr an und bezogen einen Toghul, um den Mittag zu verbringen. Im Nil spazierten auf einer Sandinsel Reiher und rosenrothe Nimmersatte (*Tantalus Ibis*) herum, auf Felsen saß der schöne Schlangenhalsvogel (*Ptotus le Valliantii*) und sonnte sich. Unsere Karawane kam spät nach, weshalb wir auch im Dorfe über Nacht blieben und uns die Zeit mit einer höchst ergiebigen Jagd verkürzten. Wir erlegten Erbeichhörnchen an ihren Höhlen, Nashornvögel und prächtige Blauracken, Scheerenschäbel (*Rhynchops flavirostris*) und stufenschwänzige Ziegenmelker. Ein im Strome auf einer Sandinsel liegendes, großes Krokodil erhielt von mir eine tödtliche Kugel und stürzte leblos in den Nil.

Man wollte in der Nacht weiter reisen, wurde aber durch einen heftigen Südwind, welcher allmählich zum Sturme anwuchs, daran verhindert. Die Vorboten der nahen Regenzeit zeigten sich mehr und mehr.

Auch am folgenden Tage mußten wir wegen des Sturmes bis gegen Abend in unserem einförmigen Dorfe verweilen und konnten nicht einmal auf die Jagd gehen. Erst um vier Uhr Nachmittags setzten wir die Reise fort. Eine Stunde später kamen wir wieder in die Nähe des Flusses. Am anderen Ufer stieg es wie eine braunroth gefärbte Rauchwolke auf. Ich glaubte, daß ein großer Ort oder ein Wald in Flammen stünde, erhielt aber auf meine Frage, was es sei, nur die kurze Antwort: „Habuhb tekhiel“ (ein schwerer Sturm). Auf unserem Ufer war noch keine Spur des Windes zu bemerken. Drüben vergrößerte sich die Wolke mehr und mehr und wurde dichter und dichter. Nach wenig Minuten brach ein fürchterlicher Orkan über uns herein.

Später fielen einige Regentropfen; zu einem wirklichen Guffe

kam es aber nicht. In kurzer Zeit wurde dann Alles wieder ruhig. Eine Todtenstille herrschte und die untergehende Sonne leuchtete in einer Klarheit, daß man das Vorübergegangene nicht mehr ahnen konnte.

Zum Mische erreichten wir die ersten Häuser des großen Dorfes Djömäähb und nach einer Viertelstunde auch die Wohnung des Scheck, in welcher wir über Nacht blieben.

Ich trat vor die Hütte, um noch einen Blick hinaus in die stille Nacht zu werfen. Die Sterne leuchteten prächtig vom Himmelbdome herab; die Ziegenmelker flogen, im Dunkel der Nacht Insekten fangend, hin und her und schnurrten gemüthlich; hin und wieder sah man mehrere Männer nach der Meriesakneipe gehen oder von dort herkommen, in der Ferne tönte Tarabukenschall und Tauschen der Menge; vor unserer Serieba lagen die ermüdeten Kamele und neben ihnen saßen die Treiber, um sie mit Durrah zu füttern; rings um die Hütte herum schliefen unsere Diener um ein großes, weithin strahlendes Feuer. Das ist die Scenerie eines Nachtbildes in einem Dorfe Ost-Sudahns. —

Am 11. Juli. Wali-Urha bestieg schon sehr früh seinen Hedjih, um nach dem Dorfe Sururahb, in welchem er früher in Garnison gelegen hatte, voranzureiten. Er war in seiner schönsten Kleidung und hatte seine Waffen schon einige Tage vorher gepuht. Wir folgten später nach und erreichten das große Dorf um Mittag. Der Ort zählt ungefähr fünfhundert Tokhahl, von denen vierhundert von den Soldaten bewohnt werden. Heute wurde gerade Markt gehalten, er war unbedeutend und enthielt nur die nöthigsten Lebensmittel.

Der Khawahs renommirte nach Herzenslust. Er hatte Sururahb als ein armer Invalid verlassen und kam jetzt zurück in den besten Kleidern und mit herrlichen Waffen, Sachen, welche in den Augen des türkischen Soldaten den höchsten Reiz haben und den größten Neid erregen. Sein Compagniechef bewirthete ihn selbst und ließ ihn neben sich setzen. Dies war eine Auszeichnung, welche dem alten ehrlichen Türken früher nie zu Theil geworden war. Allein der Sendjek verfehlt seinen Zweck, wenn er geglaubt hatte,

unserem Ali-Urha zu schmeicheln und die frühere schlechte Behandlung vergessen zu machen. Er nahm die Günstbezeugung so ruhig hin, als ob er nie etwas Anderes gewohnt gewesen wäre, ohne seine gegen den Sendjek gefaßte üble Meinung zu ändern. „Der verdammte Besswendj“, sagte er zu mir, „früher behandelte er mich wie einen Sklaven und jetzt weiß er nicht, was er Alles aus mir machen soll. Aber ich kenne den Ma-arras. Hätte ich Euch nicht gefunden, ich wäre elendiglich verhungert und Mahammed-Urha (so hieß der Chef) hätte es geschehen lassen. Um meinen Gold hat er mich betrogen, jetzt nennt er mich Freund und Bruder. Allah jenahl el Kelb (Gott verdamme den Hund)!“

Seine alten Bekannten kamen von allen Seiten herbei, um ihm zu seinen verbesserten Umständen Glück zu wünschen: Hasanessieb! — das ist (Gottes) Schickung — hieß es von der einen, Ama die bacht! — aber das ist ein Glück — von der anderen Seite, und Ali-Urha feierte einen so schönen Triumph, daß ich nothwendiger Weise hier liegen bleiben mußte, um ihn diesen recht genießen zu lassen.

Abends erschien ein albanesischer Sänger in unserer Serieba, um uns auf seiner kleinen, kaum anderthalb Fuß langen Zither vorzuspielen. Er war von einem Mann und zwei alten und häßlichen ägyptischen Weibsbildern begleitet, welche ich sogleich wegzagte. Der Albanese blieb und fing an spielen. Er strich mit einem Stückchen Papier, welches er zweimal zusammengebrochen hatte, um dadurch eine scharfe Ecke zu erzielen, über die vier Saiten hin und her und griff mit der linken Hand die Akkorde. Die Melodie ging bald in eine der schönen albanesischen Weisen über, der Mann spielte auf seinem unvollkommenen Instrumente meisterhaft und bereitete uns einen wahren Genuß.

Am anderen Morgen zogen wir weiter, kamen bald nach Kexeri und betraten jetzt das eigentliche Belled el Sudahn. Oberhalb des Dorfes hielten wir in einem kleinen Wäldchen an, um zu rasten und unseren Kamelen Weide zu verschaffen. Einzelne Tofhahl standen zerstreut unter den Bäumen und über oder neben ihnen die Nester des kleinen sudahnesischen Storchs. Ich schickte

meinen Bedienten Mukle hinauf, um die Eier der Vögel auszunehmen; er fand in jedem Neste drei bis vier Stück und brachte viele herab. Die Araber erhoben ein Zetergeschrei, als wir die heiligen Vögel beunruhigten und riefen auf Mukle den Fluch des Himmels herab, was diesen ganz in Wuth und Verzweiflung brachte.

Gegen drei Uhr Nachmittags setzten wir unsere Reise fort und erblickten mit Sonnenuntergang das Minaret der Hauptstadt Ost-Sudahns. Eine halbe Stunde später lagen wir unter einem mir wohlbekannten Baume des blauen Flusses. Unser Feuer lockte eine Menge von Scorpionen, Spinnen und anderem Ungeziefer herbei, welches uns ein hinzugekommener Grieche mit vertilgen half.

Am 13. Juni. Mit Tagesanbruch wurden wir von einem heftigen Südwinde erweckt. Eben streckte ein mächtiges Krokodil, wie ich nur wenige gesehen, den Kopf aus dem Wasser, um mir, wie ich glaubte, den Morgengruß zuzurufen. Nach kurzer Zeit erschien ein zweites und von nun an sahen wir alle fünf Minuten eins im Flusse herumschwimmen. Es waren fast lauter Riesen, welche die Araber des Dorfes Umdurmahn als äußerst gefährlich schilderten. Ich wurde später bald besser bekannt mit ihnen; manche meiner Kugeln mag heute noch einem Krokodile zu schaffen machen, denn ich habe nie einen Schuß gespart, wenn ich ihn anbringen konnte. —

Mittag gingen wir nach Charthum hinüber.

Bier Monate im Sudahn.

Die Fata Morgana hüllte die Hauptstadt Ost-Sudahns in ihr Nebelgewand, als wir uns ihren Mauern näherten. Ermattet von der fürchterlichen Hitze des Tages kamen wir auf dem Basare an und traten, um uns mit einer Tasse guten Mochatrankes zu erfrischen, zunächst in ein Kaffehaus. Dann machten wir Besuche. Der erste galt den Geistlichen der katholischen Mission. Wir wurden von ihnen recht freundlich aufgenommen. Während meiner Abwesenheit hatten sie ihre erste Reise auf dem weißen Flusse gemacht, auf welchem sie bis zu 4° 9' der nördlichen Breite südlich vorgebrungen waren. Der alte Petremonte verkürzte uns die Zeit mit Erzählungen und Jagdgeschichten von der Reise, klagte über Musquitos und andere Unannehmlichkeiten, theilte mir aber auch einige interessante Notizen über Fauna und Flora der Länder des weißen Flusses mit.

Von hier aus gingen wir in das Hôtel du Cartoum, d. h. zu meinem alten Freunde Penney. Wir traten in den Divahn des Hausherrn und begrüßten die Anwesenden. Penney war noch immer der Alte. Er erklärte sich sogleich als unsern Gastfreund und bot uns eine Wohnung in seinem Hause mit so viel Herzlichkeit an, daß wir sie nicht ausschlagen konnten.

Zu unserem nicht geringen Befremden wurden wir von einem Araber deutsch angeredet. Es war einer jener jungen Leute, welche auf Antrag des österreichischen Berggraths Ruffegger nach Wien gesandt worden waren, um dort (und später in verschiedenen österreichischen Bergwerken) den Bergbau zu studiren und befand sich jetzt in den Goldwäschereien von Khassahn, in der Provinz Fassokl am oberen blauen Flusse, wo es ihm ziemlich trübe ging. Die Freude Hassan-Effendi's el Maabendji — des Berg-

beamten —, einmal wieder mit Deutschen verkehren zu können, war grenzenlos. Seine Jugenderinnerungen übermannten ihn; er fing zu weinen an. „Jesus Maria,“ rief er, „wie glücklich bin ich, endlich einmal Deutsche zu sehen!“ Und nun suchte er uns begreiflich zu machen, daß er noch unendlich Viel von deutscher Art und Gewohnheit an sich habe. Er erzählte alte, längstbekannte Kalenderanekdoten, rezidirte deutsche Gedichte und sang schließlich fogar deutsche Lieder. Es war rührend und spaßhaft zugleich, unsern Hassan-Effendi die Lieder: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt u. s. w.“, „Von der Alpe tönt das Horn u. s. w.“ und andere mehr anstimmen zu hören; er wußte seiner Freude keine Worte zu geben und glaubte sicherlich, sich heute nicht im Innern Afrika's, sondern inmitten Deutschlands zu befinden.

Unsere Ankunft war unter den Europäern Charthums bald bekannt geworden. Alle kamen, um uns zu begrüßen, und theilten uns dann ihre Erlebnisse und andere Neuigkeiten mit. So erfuhren wir denn, daß sich Nicola Uivi gegenwärtig in Kor-dofahn befinde, um Gummi einzukaufen; daß der Engländer Pethelik seit einigen Monaten von einem Vimbashi zu einem Kaufmann avancirt sei und voriges Jahr hier in Charthum mit Sklaven gehandelt habe; daß la Farque nach Senahr gereist war und daß Nicola Uivi's Töchterlein, die blasse Genoveva, wieder in Charthum hause.

Der neue Generalgouverneur war Allen ein Stein des Anstoßes. Er hatte sich geäußert, daß er jeden Europäer, welcher die ihm wohlbekannten Gesetze seiner Nation vergäße, auf gut Türkisch behandeln, d. h., sobald er seinen Befehlen nicht Folge leisten würde, mit fünfshundert Peitschenhieben beschenken und in Ketten und Banden zu seinem resp. Konsul in Kairo bringen lassen werde. Er kennt die Europäer, ihre Gesetze und Sitten; er achtet ihren Verstand, haßt sie aber als Menschen. Ueber das Leben der Europäer Charthum's soll er sich wiederholt äußerst mißbilligend ausgesprochen haben; er tabelt mit Recht ihre Laster, vor Allen die Viehweiberei, in welcher sie fast Alle leben.

Ich war begierig, ihn kennen zu lernen. Am 15. Juni

machte ich ihm den ersten Besuch. Er empfing mich, nachdem er meinen Firmahn angenommen und gelesen hatte, sehr höflich. Man brachte Tschibukah und Kaffe. Der Pascha unterhielt sich mit mir in italienischer Sprache und brachte bald das Gespräch auf den weißen Fluß, welchen zu bereisen ich mir vorgenommen hatte. Im Laufe desselben entwickelte er sehr scharfsinnige Gedanken über Beschißung desselben behufs der Entdeckung seiner Quellen, brachte aber auch einige Ungereimtheiten mit zu Tage. So erzählte er von einem hohen Berge im oberen Stromgebiete des Flusses, welcher hin und her schaukle und von heftigen Winden bewegt werde. Derselbe müsse, glaube er, auf einer Lage von Quecksilber, welches er wahrscheinlich bloß in flüssiger Form kennen mochte, ruhen. Im Uebrigen hatte der Mann aber sehr vernünftige Ansichten. Wir wurden in unserm Gespräche durch das Erscheinen des früheren Gouverneurs Hahlib-Pascha und Hassan-Pascha's unterbrochen. Letzterer, ein ehrlicher, biederer Türke, ist einer der edelsten Familien entsprossen und half dem Bizckönig Abahs-Pascha so zu sagen auf den Thron, sprach sich aber über mehrere von seinen unheilbrohenden Regierungsmaßregeln so rücksichtslos offen aus, daß ihn der Pascha zu fürchten anfang und sich seiner zu entledigen suchte. Er schickte den alten Mann nach Kassahn in die Verbannung, hoffend, daß das mörderische Klima Ost-Sudahns oder die beschwerliche Reise von dreihundert und mehr deutschen Meilen dahin wohl das Leben des Greises enden würde. Aber die Vorsehung vereitelte den Plan des brutalen Menschen. Ein Engel wachte über dem Leben Hassan-Pascha's; seine zahlreichen Freunde brachten es beim Sultahn Abb-el-Medjid zuletzt dahin, daß Abahs-Pascha einen derben Verweis und den bestimmten Befehl erhielt, Hassan-Pascha sogleich nach Egypten zurückzurufen.

Abb-el-Latief-Pascha ist ein schöner Mann von vierzig und einigen Jahren, mit sehr schlaudem, regelmäßigen und einnehmendem Gesichte, dichten, schwarzem, gut gehaltenem Barte und dunkeln, stark gewölbten Augenbraunen. Er ist in Tscherkessien geboren, wurde als Sklave nach Konstantinopel verkauft, gelangte

von da in die Hände Mahammed = Ali's, erhielt von Diesem die Freiheit und mit ihr eine Anstellung in der Marine. Hier stieg er schnell empor, ging aber bald in den Landdienst über, bekam den Rang eines Bei und das Gouvernement der Provinz Siut in Oberegypten, von wo aus er mit dem Range eines Generals oder Pascha als Generalgouverneur „der Königreiche des Sudahn“ nach Charthum gesandt wurde. Latief = Pascha ist ein ziemlich unterrichteter Mann; er spricht neben der arabischen, türkischen und seiner heimathlichen Sprache das Italienische ganz leidlich, ist in manchen Wissenschaften bewandert und würde gewiß weit Mehr gelernt haben, wenn er dazu Gelegenheit gehabt hätte. Sein Charakter wurde sehr verschieden beurtheilt. Ich lernte ihn als einen edlen, freigebigen und großmüthigen, aber auch als einen herrschsüchtigen, strengen und rachsüchtigen Mann kennen. Oft machte er seinem Namen*) alle Ehre. Er gab und liebte eine Fanthasie und hielt es, ohne den übrigen Gesetzen seines Propheten zu nahe zu treten, mit Luther's Worten: „Wer nicht liebt Wein (in Charthum gilt Brantwein dafür), Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang.“ Gewöhnlich speiste der Khadi Charthums bei ihm; kamen dann Europäer, so lud er diese mit zur Tafel ein und trank ungenirt mit ihnen seinen Burgunder oder Champagner. Der fromme Mann betete, während dies geschah, ein „Aus billahi min el scheitahn el radjihm“ (Behüte uns, o Herr, vor dem von Dir gestürzten Teufel) nach dem andern, ohne dem sündigen Treiben des Pascha Einhalt zu thun, vielmehr ermunterte er Diesen zur Fröhlichkeit und entlockte ihm manchen Scherz. Latief präsentirte ihm z. B. Wein und ergözte sich an dem Entsetzen des Strenggläubigen oder versicherte ihm wiederholt, daß er keinen Wein, sondern nur Champagner oder Burgunder trinke u. d. m. — „Lieber Khabi“, sagte er einmal zu ihm, „wenn Du gen Himmel fährst, halte ich mich an Deinem Khafatahn an, damit auch ich noch mit in's Paradies gelange, ehe dessen Thor wieder geschlossen wird.“

*) Latief bedeutet der Lebenswürdige.

Seine Regierungsmaßregeln sind streng. Er duldet keinen Widerspruch und führt Das, was er sich vorgenommen hat, gewiß durch. Alte Gauner, welche seit Jahren den Diwahn um ungeheure Summen betrogen hatten, wurden gezwungen, das Veruntreute wieder herauszugeben. Ein Araber, Hassan=Mussmahr*), welcher seit vielen Jahren gewisse Monopole verwaltet hatte, wurde für schuldig befunden, sechstausend Beutel oder einhundertundfünfzigtausend Speciesthaler veruntreut zu haben. Dieser Mann hatte die armen Sudahneseu mit raffinirter Grausamkeit behandelt und sie unter Anderem zur Entrichtung von dreifachen Abgaben gezwungen, wo er nur einfache zu fordern hatte. Latief=Pascha revidirte seine Rechnungsbücher genau und zwang den Betrüger zur Bezahlung der erwähnten Summe. Daß dieser sein Haus, seine Sklaven und Sklavinnen verkaufen mußte, kümmerte seinen Richter nicht; Hassan=Mussmahr durfte sich glücklich schätzen, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Selbst Hahlid=Pascha erhielt von seinem Nachfolger, sogar gegen ausdrücklichen Befehl des Bizekönigs, die Erlaubniß zur Abreise nach Egypten nicht, bevor er acht-hundert Beutel an die Schatzkammer der Regierung bezahlt hatte, die er derselben schuldete. „Abahs=Pascha“, sagte Latief zu mir, „ist Statthalter des Sultahns für Egypten, ich bin es für Ost-Sudahn und befolge die Befehle des Großherrn, ohne auf die des Bizekönigs Rücksicht zu nehmen. Ich habe vom Sultahn einen Firman erhalten, der mir befehlt, das Rechte zu thun und wal-lahi ana achlass el sulm min el maslumih“ (so wahr Gott lebt, ich endige das Unrecht und nehme es von denen, welchen man Unrecht gethan hat).

Die ihm untergeordneten Beamten zittern vor ihm, das Volk ehrt und schätzt ihn. Wehe dem, der einen Nubier ohne hinreichenden Grund schlagen, ihn bedrücken oder ihm sonst Unrecht thun wollte! Sein Diwahn steht jedem Kläger offen.

*) Mussmahr bedeutet einen Nagel. Hassan erhielt diesen Beinamen, weil er auf seiner Nase eine wie ein Nagelkopf gebildete Warze hatte.

Einige, recht nothwendige Verordnungen sind durch ihn bereits in's Leben getreten. So stellte er den Geldkurs Ost-Sudahns dem Egyptens gleich, was man früher nie für möglich gehalten hatte. Man verlor regelmäßig zehn bis zwölf Prozent des Nennwerthes an dem von Egypten nach dem Sudahn gebrachten Gelde und hatte damit eine Reihe von Unannehmlichkeiten zu überwinden. Kurz nach unserer Ankunft ließ er in der Moschee fünf Gesetze proklamiren, welche ihm nur Ehre machen konnten. Das erste betraf die Schändung des Sifr *) und bedrohte die Fußsohlen eines Jeden, welcher auch fernerhin noch wagen sollte, das gottselige Werk auf die uns bekannte Weise zu verunheiligen, mit fünfhundert Peitschenhieben. Das zweite Gesetz untersagte den Gebrauch, welchen ich unter dem Namen „Diltein wu dilt“ beschrieben habe. „Jeder, welcher von nun an eine Braut unter den Umständen und Bedingungen des Diltein wu dilt heirathen will, wird mit fünfhundert Peitschenhieben bestraft, ebenso der Vater des Mädchens. Ist Jemand mit Frauen verheirathet, welche noch auf Erfüllung jener, das innerste Leben des Harem tief verletzenden Bedingungen beharren, so soll er sich von diesen scheiden lassen und andere heirathen, widrigenfalls ihm dieselbe Strafe, welche nach Befinden auch wiederholt werden kann, in Aussicht steht.“ Dieses Verbot störte freilich die Gemüthlichkeit der Sudahnesen wesentlich.

Das dritte Gesetz betraf den Mißbrauch der Sklavinnen zu dem schändlichen Gewerbe öffentlicher Mädchen. Latief-Pascha war über das Unwesen empört und verbot es bei harter Strafe. Er gab die strengsten Befehle, derartige Verbrechen sogleich zur Anzeige zu bringen und bedrohte Jeden, der es wagen sollte, sein Gesetz zu überschreiten, mit tausend Peitschenhieben. Zu dem sollte die Sklavin auch noch an einen edleren Herrn verkauft und das durch den Verkauf erlöste Geld als weitere Strafe von der Regierung in Beschlag genommen werden. Für den Fall, daß eine Sklavin ohne Wissen und Willen ihres Herrn einem solchen Er-

*) S. Th. 1 S. 167.

werb nachgehen sollte, galt die Verordnung, daß sie ebenfalls verkauft und nach Kairo oder überhaupt außer Landes gebracht, dem frühern Eigenthümer aber nach ihrem Werthe gezahlt werden sollte. — Die beiden letzten Verordnungen verboten das thierische Geheul bei Beerdigungen und die im Sudahn übliche Beschneidung der Mädchen, welche von nun an genau nach den Geboten des Islahm ausgeführt werden mußte.

Aus all' Diesem wird man wohl ersehen haben, welcher Mann jetzt Ost=Sudahn beherrschte. Ich werde noch mehrere Male Gelegenheit haben, seiner Erwähnung zu thun. Obgleich er sich gegen mich über die im Sudahn ansässigen Europäer mit nicht verhehlter Verachtung aussprach, gewährte er mir doch bald seine Gunst und erzeigte mir Dienste, welche ich füglich Wohlthaten nennen darf.

Wir hatten mehrere Tage lang die Gastlichkeit des Dr. Penney annehmen müssen, weil wir trotz aller Bemühungen keine passende Wohnung finden konnten. Das einzige brauchbare Haus, welches wir gesehen hatten, gehörte einem Italiener, der dem Namen nach erster Apotheker der Provinz Ost=Sudahn, in der That aber früher Kaufmann war; er hatte einmal aus bloßer langer Weile in einem pharmaceutischen Werke gelesen, dann in Smyrna, um dem Hungertode zu entgehen, in einer Apotheke die Dienste eines Kräuterstosfers versehen und so Viel von der Arzneimischkunst erlernt, um sich in Egypten für einen Apotheker ausgeben zu können. Hier hatte die Praxis seine Ausbildung vollendet; er war in die Dienste der Regierung getreten und von dieser nach Ost=Sudahn gesandt worden. Der gute Mann, Lumello war sein Name, hatte sich nun hier weniger mit den ihm anvertrauten Kranken des Hospitals, sondern mehr mit Kauf und Verkauf hübscher Sklavinnen beschäftigt, sich ein Haus und einen Garten angelegt und nebenbei auch die einträglichen Dienste eines Gistmischers besorgt; wenigstens hatte er einem italienischen Arzte, dessen Name mir entfallen ist, geholfen, einige Personen in ein besseres Land

zu speidiren. Der Arzt hatte dies Geschäft für Geld und gute Worte übernommen, um wieder andern Personen damit wesentliche Dienste zu leisten. Außerdem stand unser Lumello auch noch in dem wohlbegründeten Rufe eines Hauptgauners. Und gerade dieser Mann sollte und mußte unser Hauswirth werden, so sehr uns auch alle übrigen Europäer abgerathen hatten, uns mit ihm in eine, wie immer Namen habende Verbindung einzulassen. Allein was sollten wir thun? Die Regenzeit war vor der Thür, eine andre Wohnung nicht aufzufinden und in dem Hause des freundlichen Franzosen für uns kein Raum zu unsern Arbeiten. Wir miethten also von Lumello ein „Gartenhaus“ oder resp. eine Art von Hundestall, welcher von drei Seiten von seinem Garten eingeschlossen war, für monatlich sechzig Piafter und bezahlten die Miethe auch noch auf drei Monate voraus. Schon mit dem vierten Theile der Miethe summe wäre die elende Wohnung überreichlich bezahlt gewesen; wir wußten im Voraus, daß wir in Bälde mit dem Hauswirth in Unfrieden gerathen würden; wir mußten dennoch die Wohnung mietthen. Die einzige Annehmlichkeit der erbärmlichen Hütte war eine sich vor ihrer Thür befindliche Gartentlaube, in welcher wir uns den Tag über aufhalten, essen und schlafen konnten.

Ich will hier dem Gange unserer Erzählung vorgreifen und Das vorausschicken, was wir mit Herrn Lumello späterhin erlebten. Nachdem der Italiener die Feindseligkeiten eröffnet hatte — ihm war es nämlich geradezu unmöglich, mit Jemandem längere Zeit in Frieden zu leben —, mußte ich darauf bedacht sein, wenigstens unser Leben vor seinen Mittelchen zu schützen. Daß ich hierzu ein „argumentum ad hominem“ wählte, brachten die Verhältnisse mit sich. Lumello hatte ohne Grund den uns früher geöffneten Garten geschlossen, mich beim Pascha, freilich zu seinem eigenen größten Nachtheile, verklagt und einen Krakehl angefangen, welcher Monate hindurch anhielt. Ich mußte ernstliche, wohl begründete Besorgnisse hegen, von Herrn Lumello, wenn sich günstige Gelegenheit böte, vergiftet zu werden und ging daher, um Letzterem vorzubeugen, eines schönen Tages in Begleitung meines

wie ich selbst mit Pistolen wohl bewaffneten Khawahs Nali-Arha in den Divahn des Apothekers. Hier entspann sich ungefähr folgender Dialog zwischen uns:

„Bon giorno, Signor Lumello,“ sagte ich.

„„Bon giorno Lei, carissimo Signore,““ erwiderte der alte Heuchler sehr freundlich, „„ben venuto.““

„Vi ringrazio. Herr Lumello, ich bin gekommen, Ihnen Etwiges zu sagen. Sie wissen, daß ich Ihnen zutrauen darf, gelegentlich von Ihnen vergiftet zu werden. . . .“

„„Ma Signore . . . per la morto di Cristo, come poteto dirmi. . . .““

„O ich bitte, Herr Lumello, lassen Sie mich gefälligst ausreden. Sie wissen, Herr Lumello, daß Sie schon mehrere Personen vergiftet haben, bitte, ereisern Sie sich nicht ohne Grund; und beschweigen bin ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie sogleich niederschießen werde, wenn ich verspüren sollte, Gift erhalten zu haben. Sie kennen mich, Herr; verlassen Sie sich auf mein Wort, der geringste Versuch, Ihre Künste bei mir in Anwendung zu bringen, kostet Ihnen das Leben. Auch habe ich meinen Khawahs beauftragt, mich zu rächen, falls ich etwa zu jählings sterben sollte.“

„Nali-Arha, sage, was wirst Du thun,“ fragte ich diesen, „wenn ich durch Herrn Lumello vergiftet werden sollte?“

Nali-Arha strich sich seinen Bart und antwortete mit zornfunkelnem Auge: „Bei Allah und seinem Propheten, bei dem Kopfe meines Vaters, ich erschiefe Dich, wenn Du meinem Herrn nur ein geringes Leid anthun solltest; ich erschiefe Dich augenblicklich, wenn er es befehlen sollte!“

„Sie sehen, Signor Lumello,“ sagte ich, „daß mit mir nicht zu spaßen ist. Addio, Signore! A rivederla!“

Lumello blieb vernichtet, an allen Gliedern zitternd, in seinem Divahn zurück. „Tedesco matto, furioso, maladetto!“ murmelte er vor sich hin; — ich war vor seiner Kunst für immer gesichert.

Später hat er sich bitter über mich beklagt. Er erzählte dem

nachherigen Konsul Dr. Reiz, daß er in der größten Gefahr geschwebt habe, durch mich sein Leben zu verlieren.

Am 28. Juni. Abends kamen Briefe aus der Heimath und vom Baron Müller an. Einer der letztern enthielt so schwere Beleidigungen, daß ich unmöglich länger in irgend einem Verhältnisse mit diesem Manne bleiben konnte, zumal da er sich von uns losgesagt und uns angekündigt hatte, daß er vor der Hand kein Geld weiter schicken werde. Ob wir dadurch in die größte Noth versetzt werden würden oder nicht, schien ihm gleichgültig zu sein. Ich schrieb ihm sogleich, daß ich mich von heute an aller Verbindlichkeiten gegen ihn überhoben fühle, bis zu seiner Ankunft aber, welche seinem mir schriftlich gegebenen Versprechen gemäß Mitte Juli erfolgen sollte, noch meine Funktionen versehen würde. Zugleich forderte ich ihn auf, mir die nöthigen Gelder zur Heimreise — einer Reise von mehr als sechshundert deutschen Meilen! — zu übersenden. —

In der Nacht hatten wir den ersten Gewitterregen. Das Gewitter selbst war nicht heftig. Am andern Morgen war die Natur wie neu geboren. In unsrer Laube herrschte eine wahrhaft wohlthunende Kühle; im Garten sahen die Gebüsche noch einmal so frisch aus, als früher.

Die beiden Flüsse sind seit einigen Tagen regelmäßig gestiegen. Am blauen Flusse sieht man das besser, als am weißen. Das Wasser des ersteren ist schon jetzt dunkel lehmroth gefärbt, während das des weißen Stromes kaum trüber geworden ist.

Am 11. Juli. Man feierte gestern den Anfang des Fastenmonats Ramadtahn. Auf dem freien Plage vor der Mudirie oder dem Regierungsgebäude der Provinz Charthum versammelte sich gegen drei Uhr Nachmittags eine Menge von Gesindel um ein Bataillon Soldaten herum. Diese waren in Gala erschienen, d. h. die Offiziere trugen scharlachrothe, überreich und höchst geschmacklos mit Gold verzierte Jacken; die Gemeinen waren wie gewöhnlich gekleidet. Die Regimentsmusik dudelte schauerlich verstümmelte Kriegs-

weisen der Franzosen her, dazwischen schlugen zerlumpfte, auf gepußten Kamelen sitzende Kerle die großen Pauken unablässig und brachten damit einen Heidenlärm in ohrenzerreißender Weise hervor. Die Kinder des Propheten oder die Scharafa leuchteten mit ihren grünen Turbanen aus dem bunten Gemisch der Menge heraus, welche einem halb nackten, wahrhaft scheußlich aussehenden Derwisch die von ihm vorgesagten Gebete nachschrie. Der Mönch saß auf einem dürren Klepper und ritt später unter krampfhaften Verrenkungen der Glieder und erbärmlichem Gebrülle dem Zuge voran. Man schrie, lärmte, betete, trug heilige oder wenigstens geweihte Fahnen herum und kam zuletzt in eine so grauenhafte Unordnung, daß ich Das, was ich hörte und sah, nicht mehr verstehen konnte.

Aus einem nahen Fenster schauten sechs Paare schwarzer, glühender Augen heraus; ja, es ließ die Besitzerin des einen Paares manchmal sogar mehr von ihrem blendend weißen Gesichte sichtbar werden, als ihre Nachbarinnen zu billigen schienen. Diese Augenpaare waren unstreitig das Interessanteste bei der ganzen Geschichte; alles Andere war, wie gewöhnlich, trostlos langweilig.

Wir gingen von hier aus nach der Hofmoderie, auf deren Vorplaz eine großartige Fanthasie Statt finden sollte. Man warf hier eben den Djeried. Dieses kriegerische Spiel ist dem Türken unstreitig eins der angenehmsten, welche er kennt. Es gibt aber auch kein anderes, in dem sich männliche Kraft und Gewandtheit so kundgeben kann, als gerade beim Werfen des Djeried. Ein vollendeter Reiter hat hier die beste Gelegenheit, seine Künste zu zeigen.

Der Djeried ist eine drei bis fünf Fuß lange und ungefähr einen Zoll dicke Wurflanze von Holz. Jeder der Mitspielenden führt drei bis vier dieser Stäbe mit sich oder hat mehrere Bedienten an der Grenze eines bestimmten Raumes aufgestellt, welche ihm die zur Erde gefallenen immer wieder auf's Pferd reichen. Die Spielenden theilen sich in zwei Parteien, welche sich im Scheingefechte gegenüberstehen. Nun erwählt sich Jeder seinen Mann, reitet im vollen Jagen auf ihn zu und schleudert seine Lanze nach ihm. Dieser muß nun entweder die ankommende Lanze mit seinem

eigenen Dieried pariren oder sich so auf die Seite des Pferdes herunterbeugen, daß sie über ihm wegfliegt. Man sieht den Reiter bei solchen Gelegenheiten am Bauche des Pferdes hängen und sich nur mit der Fußspitze am Sattelnopfe anhalten; im Nu aber ist er wieder im Sattel und verfolgt nun seinen Gegner, welcher so gleich nach dem Wurfe sein Pferd zur Flucht wandte, mit der größten Schnelligkeit, um ihm eine kräftig geschleuderte Lanze beizubringen.

Oft wird auch einer der Spielenden von dem Dieried getroffen; ja es ist vorgekommen, daß Manche vom Pferde geworfen wurden. Für den Zuschauer ist das Werfen des Dieried eins der schönsten Schauspiele, welche ich kenne. Das Spiel steht in großer Achtung; die vornehmsten Türken nehmen oft daran Theil.

Nachdem die Reiter Meisterhaftes geleistet hatten, räumten sie dem eben ankommenden Linienbataillon den Platz. Dieses stellte sich in Parade auf, schwenkte die Fahnen, präsentirte vor dem Pascha das Gewehr und zog sich unter dem Donner von einundzwanzig Kanonenschüssen, womit die Festlichkeit beendet wurde, nach seiner Kaserne zurück. —

Am 23. Juli. Eine schauerhafte Gräueltthat des Pascha, welche, obgleich sie ein tiefes Dunkel decken sollte, doch bereits in Aller Munde ist, hat die Europäer in Bestürzung versetzt.

Vorgestern Abend beschuldigten zwei Berschnittene des Pascha eine der Frauen des Harehm, in dem diesen umgebenden Garten mit einem fremden Manne verkehrt zu haben. Die Beschuldigte war die Frau Ibrahim-Effendi's, eines Adoptivsohnes des Pascha, des unausstehlichsten, häßlichsten Menschen im Gefolge desselben. Sie mochte ungefähr funfzehn Jahre zählen und soll ein Weib von großer Schönheit gewesen sein. Früher eine Konkubine des Pascha, war sie von diesem später an besagten Ibrahim-Effendi überlassen worden. Wahrscheinlich brachten die Eunuchen ihre Anklage mit der diesen Menschen eigenthümlichen Gehässigkeit vor, vielleicht sogar mit verleumderischen Zusätzen, wenigstens soll der Pascha über das Gehörte außerordentlich zornig gewesen sein. Er gab den Befehl, die Frau und den Mann, mit welchem sie ver-

fehrt habe, vorzuführen. Das herbeigerufene unglückliche Weib zitterte an allen Gliedern, als sie die Wuth des Pascha in dessen Blicken las.

„Hast Du heute mit einem fremden Manne im Garten gesprochen?“ fragte der Pascha.

„Ja, Herrlichkeit, ich fragte den Dir und mir von Kairo her wohlbekannten Ibrahim=Arha nach meinem Herrn (Ibrahim=Effendi).“

„Gewiß hat er Dich zur Untreue gegen Deinen Herrn verleiten wollen; nicht wahr, so ist es?“

„Nein, Herrlichkeit, das ist nicht wahr!“

„Gesteh die Wahrheit und es soll Dir Nichts geschehen; leugnest Du aber das Geschehene, dann lasse ich Dir Deine Glieder in Stücken vom Körper herunterhauen.“

Das arme Weib erschrak, wurde verwirrt und gestand Alles zu, was die niederträchtigen Ankläger behauptet hatten.

„Führt sie hinweg,“ gebot der Pascha, „und bringt mir den Hund Ibrahim=Arha!“

Dieser erschien.

„Hast Du Refiese, die Frau Ibrahim=Effendi's, zur Untreue verleitet?“

„Nein, Excellenz!“

„Wie, Du willst noch lügen? Ergreift ihn, Khawassihn, bindet ihn und prügelt ihn so lange, bis er die Wahrheit gesteht! Hund, Du mußt sterben!“

Ibrahim=Arha entflieht und passiert glücklich die Palastrache. Die Khawassihn verfolgen ihn und erhalten den Befehl, ihn lebend oder todt vor den Pascha zurückzubringen. Drei von ihnen fühlen menschlich und schießen nicht, der Vierte thut es, die Kugel zerschmettert die Kinnlade des Schlachtopfers. Er stürzt zusammen, man bringt ihn bewußtlos vor seinen Richter. Dort kehrt seine Bestimmung zurück, er richtet sich auf und sagt: „Herrlichkeit, ich bin unschuldig!“

„Schießt den Hund zusammen und werft ihn in den Fluß!“ antwortet der Pascha.

Ibrahim-Arha erhielt eine zweite Kugel in den Unterleib; man nimmt ihn, bringt ihn in eine Barke, fährt mit dieser der Mitte des Stromes zu und wirft ihn hinein. Ungeachtet des sehr hohen Wasserstandes erreicht der Unselige eine nur niedrig überfluthete Sandinsel. Hier richtet er sich mit letzter Kraft noch einmal auf und ruft mit lauter Stimme: „Ibrahim-Effendi, ich habe Dir noch Etwas zu sagen.“ Statt Ibrahim-Effendi's vernimmt dies der Pascha und befiehlt den Henkern, ihr Werk zu vollenden. Eine dritte Kugel bringt ihn auf immer zum Schweigen.

Jetzt kommt die Reihe an die Frau. Der Pascha befiehlt, sie in den Strom zu werfen. Sie ist mit Diamantenschmuck und anderem Geschmeide geziert, welches ihr die Khawassihn abnehmen wollen. „Nein!“ donnert der Pascha, „laßt das Zeug an ihr hängen und werft die Wege ihrem Buhlen nach, wie sie ist.“

Man bringt sie an das Ufer des blauen Flusses — ein Pistolenschuß — und die braunen Wogen empfangen das unglückliche Schlachtopfer und strömen über ihm so ruhig weiter, als ob sie Nichts um die grauenvolle Mordthat wüßten.

Ich kann Nichts weiter hinzusetzen; die Geschichte spricht für sich selbst. Nur Das will ich noch sagen, daß die unabwendbare Strafe eines jeden Verbrechens, die Qual des Gewissens, nicht ausblieb. Latief-Pascha hat sich über ein Jahr lang nicht von dem immer und immer wiederkehrenden Bilde der Gemordeten befreien können.

Am 26. Juli. Die Regenzeit hat jetzt in Charthum allen Ernstes begonnen. Wir haben jeden dritten oder vierten Tag regelmäßig ein Gewitter, gewöhnlich mit Regen. —

Ueber unsern Hof hinweg fliegen täglich mehrere Familien einer höchst interessanten Vogelart, deren systematischer Name *Colius sonegalensis* ist. Sie haben die Größe einer Lerche, aber ein mehr haar- als federartiges Gefieder, und zeichnen sich besonders durch den neun bis zehn Zoll langen Schwanz aus, welcher aus zwölf Federn mit sehr starken Kielen und bloßen Andeutungen von

Fahnen besteht. Ihr Gefieder ist mäusegrau oder bräunlich; sie haben einen Schopf, am Nacken lebhaft blau gefärbte Federn und sind Bewohner der dichtesten Partien der Gärten. Mit mäuseartiger Behendigkeit kriechen sie durch uns geradezu undurchbringlich scheinende Büsche, um dort sich ihre Nahrung aufzusuchen. Unter den Ornithologen herrscht die vollkommen unbegründete Meinung, daß sie sich mit den Füßen an dünne Zweige hängen und so schlafen sollen.

In den Mimosenwäldern am blauen und weißen Flusse bauen die Webervögel ihre künstlichen Nester. Diese sind wegen ihrer eben so schönen als zweckmäßigen Bauart berühmt und haben den Vögeln ihren sehr passenden Namen verschafft. Hier bei Charthum findet sich vorzüglich die schmucke, gelbbäuchige Art mit schwarzem Gesicht und grünlichem Rücken, welche man Maskenwebervögel (*Ploceus personatus*) genannt hat. Sein Nest hängt an der äußersten Spitze dünner, biegsamer Zweige und gewöhnlich über dem Wasser. Es hat die Gestalt einer ausgehöhlten Halbkugel, auf welche ein spitz zulaufender, ebenfalls hohler Keil gestellt ist. Der Eingang ist eine lange Röhre, welche sich an der ganzen Außenwand des Nestes hinabzieht und erst unten öffnet. Die niedliche Wohnung besteht aus langen Grashalmen, welche so dicht und so künstlich mit einander verwebt sind, daß sie den Regen trefflich ableiten. Inwendig ist sie mit feinen und weichen Grashalmen und Samensfasern, welche den Jungen späterhin zur bequemen Unterlage dienen, ausgelegt.

Wir machen jetzt die ergiebigsten Jagden. Die Regenzeit hat eine Menge seltener Vögel mitgebracht, denen wir eifrig nachstellen. Am Uferande der beiden Ströme sieht man Schaaren von Gänzen, Löffelreihern, Nimmersatten, Reiher, kleinen schwarzen Störchen und Dickfüßen ihr Wesen treiben; in den Wäldern zeigt sich dem Beobachter eine ihm völlig neue Ornis.

In den Gärten Charthums sind die Weintrauben gereift. Sie sind freilich mit den köstlichen, zuckersüßen Trauben Egyptens oder Griechenlands nicht in Vergleich zu bringen, aber dennoch genießbar. —

Vor einigen Tagen ist auch der Sarbinier Brun-Kollet von einer Reise nach Kordofahn, wohin er in Handelsgeschäften gegangen war, zurückgekehrt. Er war von einem gewissen Bauté begleitet, welcher in Gesellschaft eines Mulatten, dem Sohne des berühmten Linnant-Beï, nach Kordofahn gereist war, um dort arabisches Gummi einzukaufen.

Kollet ist Vater von vier oder fünf Kindern, welche er mit drei, sage drei Sklavinnen erzeugt hat. Diese leben jetzt friedlich beisammen, um gemeinschaftlich die jungen Bastarde aufzuziehen.

Am 10. August. Feier des größten Festes der Mahammedaner, des großen Beiram oder des Tages, an welchem der Neumond nach dem Fastenmonat Ramadtahn zuerst gesehen wird. Beturbante Türken und Egypter im höchsten Puz in allen Straßen; großartige Fanthasie überall; Pomadengestank und Krokodilbrüsenduft durch die ganze Stadt; einundzwanzig Kanonenschüsse als obligater Chorus. —

In der Nacht ein heftiges Gewitter mit einem wolkenbruchartigen Regen, welcher ganz Charthum unter Wasser setzt.

Schon seit langer Zeit hatte ich eine Jagdreise auf dem blauen Flusse in's Werk zu setzen gesucht, war aber immer durch den jetzt sehr fühlbaren Geldmangel daran verhindert worden. Ich wagte es nicht, mich an die Europäer mit der Bitte um Gelbvorschuß zu wenden, weil ich im Voraus überzeugt war, entweder schnöde abgewiesen oder möglichst geprellt zu werden. Da wurde ich mit einem vornehmen Türken, Hussein-Urha, dem Obersten der irregulären Kavallerie außer Dienst, näher bekannt, schilderte ihm meine Geldverlegenheit und erhielt ohne Weiteres zweitausend Piafter vorgestreckt. Mit dieser Summe konnte ich meinen Vorsatz ausführen. Nachdem wir noch einige erfolgreiche Jagden am blauen und weißen Flusse gemacht hatten, verließ ich in einer kleinen, elenden und nur mit Strohmatten überdachten Barke Charthum am 9. September. Der Dr. Bierthaler hatte beschlossen, in der Hauptstadt zurückzubleiben, weshalb ich nur meinen deutschen

Bedienten Tischendorf, einen neu angeworbenen nubischen Jäger, Tomboldo, einen Koch, zwei Abbälger, den alten Diener Siterendo und meinen treuen Nali-Arha mit mir nehmen konnte. Das klimatische Fieber stand uns in den Wäldern ganz sicher bevor; allein darnach darf der Naturforscher nicht fragen, wenn er Etwas leisten will. Vor meiner Abreise hatte ich ein anderes, geräumigeres Haus gemiethet, in welchem der Doktor seine Wohnung nahm.

Vorausichtlich war eine sehr langsame Fahrt zu erwarten, der herrschende Wind war uns entgegen, die Barke mußte auch gegen den vollen Strom bewegt werden, wozu ebenso viele Kraft als Zeit gehörte. An den Stellen, wo die Wälder bis an den Strom reichten, wurde das Fortkommen nur dadurch möglich, daß die Matrosen ein Seil in den Mund nahmen, damit unter den über und in das Wasser hängenden dornigen Mimosenbüschen hinschwammen, in einer Lücke der Waldung einen festen Punkt zu gewinnen suchten und von dort aus die Barke nachzogen. Wir brauchten zu einer deutschen Meile Weg gewöhnlich einen ganzen Tag Zeit; aber diese war keineswegs verloren; vielmehr wurde die langsame Fahrt uns zum größten Gewinn, weil wir in den Wäldern so reiche Beute fanden, daß wir nie ohne volle Beschäftigung blieben. Ich will meine geneigten Leser, welche ich bitte, mich auf meiner zweiten Reise in die Urwälder zu begleiten, diesmal mit der Beschreibung dieser Tour nicht langweilen, von den naturwissenschaftlichen Ergebnissen jetzt ganz absehen und nur einige Erlebnisse derselben mittheilen.

Am 17. September. Vorgestern waren wir in Kamlihn angekommen. Der Ort ist an und für sich höchst unbedeutend und vielleicht nur wegen seiner Branntweinsfabrik, der einzigen in ganz Ost-Sudahn, nennenswerth. Für uns wurde er aber wegen vortrefflicher Jagdbeute interessanter. Mein Jäger Tomboldo hatte gestern zwei seltene europäische Adler (*Aquila Bonelli*) und zwölf Exemplare des heiligen Ibis geschossen. Er erzählte, daß diese sonst so scheuen und seltenen Vögel in einer gewissen Gegend sehr häufig wären und leicht erlegt werden könnten. Eine solche Gele-

genheit kommt nicht oft wieder; wir blieben deshalb heute hier. Ich ging am frühen Morgen mit Tomboldo am Flusse bis zu der bezeichneten Stelle hinab, legte mich in das hohe Gras und hatte bald einen der vorüberziehenden heiligen Vögel herabgeschossen. Auf Anrathen meines schwarzen Jägers brachte ich diesen mit Hülfe mehrerer Holzstückchen in eine ihm natürliche Stellung und erwartete nun die Ankunft neuer Züge. Fortwährend kamen zahlreiche Flüge der Vögel vom anderen Ufer herüber, um in der Steppe Heuschrecken zu suchen, welche jetzt ihre einzige Nahrung ausmachten. Jeder Zug, der vorbeikam, blieb in der Luft schwebend halten und umflog den getödteten Kameraden, so daß ich in kurzer Zeit funfzehn Exemplare erlegen konnte, wozu Tomboldo noch sechs andere lieferte. Der Grund der merkwürdigen Vereinigung vieler Hunderte dieser gewöhnlich sehr einzelnen Vögel wurde mir erst später klar: es war eine Nistkolonie, welche die Thiere in einem unzugänglichen Sumpfe im Walde des anderen Ufers angelegt hatten.

Nachmittags gab es nun natürlich viel Arbeit, um die bedeutende Anzahl der erlegten Vögel zu präpariren. Wir fuhren mit Libbahn langsam weiter.

Zum Ausr zogen sich Gewitterwolken zusammen, der Himmel schwärzte sich mehr und mehr und kurz vor Sonnenuntergang brach der Sturm über uns herein. Unser Schiffchen wurde mitten auf dem Strome herumgeschleudert; Blitz auf Blitz schlug vor und hinter uns, rechts und links in den Strom oder in die Wälder an beiden Ufern. Das Geprassel der brechenden Bäume, das Geheul der in Furcht gesetzten Hyänen, das Rauschen des von dem rasenden Sturme zu ellenhohen Wellen emporgetriebenen Stromes wurde von den ununterbrochen rollenden Donnerschlägen und dem Gebrüll des Orkans völlig übertönt. Es war ein majestätisches, schauerlich-schönes Schauspiel. Mitten in diesem Sturmgebraus flog unsere schlechte Barke wie ein Dampfsschiff dahin oder wurde wie ein Spielball hin- und hergeschleudert. Die Wellen schlugen über Bord und bald stand das hereingebundene Wasser mehrere Zoll hoch im Schiffsraume. Glücklicher Weise warf der Sturm das

Schifflein zuletzt auf das schlammige Ufer so weit landeinwärts, daß die heranstürmenden Bogen keinen Schaden mehr thun konnten. Aber nun begann der Regen, ein Regen, den nur Einer beurtheilen kann, der tropische Gewitter aus Erfahrung kennt; ein Regen, in welchem, wie die Sudahnesen sich auszudrücken pflegen, die einzelnen Tropfen Flintenkugeln groß herabfallen. In kurzer Zeit hatten wir das Wasser einen Fuß hoch im Raume stehen und waren Alle bis auf die Haut durchnäßt. Nur mit größter Noth schützte ich die präparirten Vogelbälge, von denen alle Kisten angefüllt waren, vor dem Naswerden.

Der Regen hielt nur kurze Zeit an, aber wir waren durch ihn in eine traurige Lage versetzt worden. Wir zitterten an allen Gliedern vor Frost und fühlten uns auf der durch Nichts geschützten Barke sehr ungemüthlich. Da entdeckten die Leute in der Nähe ein Dorf, wohin sich dann, mit Ausnahme des Schiffsvolkes, Alle flüchteten. Die Einwohner desselben wurden im Anfange durch das Erscheinen der bewaffneten Leute sehr in Angst versetzt und entflohen männlichen Theils sofort in die Wälder. Nachdem sie aber erfahren hatten, daß es uns nur um ein trockenes und warmes Nachtlager zu thun war, kehrten sie zurück, räumten uns einen Tothul ein und schürten ein mächtiges Feuer, an dem wir unsere erstarrten Glieder erwärmen und einen kräftigen Kaffee bereiten konnten. Unsere Nachtruhe wurde jedoch, außer dem Geheul der Hyänen, auch noch durch einen zweiten Orkan gestört, welcher zwar in unserem Dorfe keinen Schaden anrichtete, unsere Barke aber von Neuem in die größte Gefahr brachte.

Am 21. September. Mein Diener Giterendo bemerkte heute Morgen in dem Walde die ersten Affen. Ich stieg sogleich an's Land, schoß eine vor mir ausfliegende große Gule und verfolgte nun die Affen, welche mit den verschiedensten Grimassen und mit großer Schnelligkeit in den dornigen Gebüsch herumspangen.

Am 24. September. Wir hatten gestern Abend wieder heftigen Regen. Heute Mittag erreichen wir das am rechten Ufer des blauen Flusses liegende Dorf Abu-Harras, wo ich wegen der prächtigen Waldungen, welche sich dem Auge zu beiden Seiten

darbieten, bleiben will. Wir nehmen eine verlassene Kaserne albanesischer Truppen in Beschlag, wohin ich unser Gepäck bringen lasse, nachdem drei noch einigermaßen bewohnbare Zimmer vom größten Schmutze befreit worden sind.

In den folgenden Tagen hatten wir, außer den stets höchst ergiebig ausfallenden Jagdercursionen, auch einige Besuche des hier wohnenden Rahschef, welcher uns noch überdies nach türkischem Gebrauche mehrere Schafe „für die Küche“ übersandt hatte, zu erwiedern. Daß er für sein „Akrahme“ ein Gegengeschenk erhalten mußte, verstand sich von selbst, daß er Spirituosen wünschte, ging aus seinen Aeußerungen deutlich genug hervor. Er empfing daher einige Flaschen guten Branntwein und wir wurden dafür seiner bleibenden Freundschaft theilhaftig.

Am 30. September. Auf einer Jagdpartie in den Wäldern am anderen Ufer, welches durch zwei Uebersfahrtsbarken mit dem unserigen in fortwährender Verbindung erhalten wird, waren wir kaum einige hundert Schritte in den Wald eingedrungen, als ein ungefähr acht Fuß langes Krokodil vor uns ausging und sich in eine nahe Hecke flüchtete. Wir umstellten dieselbe mit unseren Waffen, konnten sie aber nicht in Anwendung bringen, weil wir von dem Krokodil auch nicht das Geringste zu sehen vermochten.

Jagend und dabei verschiedene Vögel verfolgend, gelangte ich nach einer guten Stunde auf die „Tahhera“ oder die Höhe (wörtlich den Rücken) des Steppenwaldes, verirrte mich dort und kam erst nach Mittag, triefend vom Schweiß, todtmüde, matt und im höchsten Grade durstig zum Flusse zurück. Ohne mich zu bedenken, stürzte ich dem Wasser zu, um zu trinken; hätte ich den Tod vor Augen gesehen, ich würde doch versucht haben, meine lechzende Zunge zu kühlen; denn hier, im Innern Afrika's, ist es für einen Durstigen bei der fürchterlichen Dual, welche er erleidet, rein unmöglich, auch nur einen Augenblick lang dem Anblick von Wasser zu widerstehen.

Nachdem ich getrunken hatte, fühlte ich recht wohl, daß ich mir geschadet hatte und fürchtete die schlimmen Folgen, die in der That auch nicht ausblieben. Zum Tode matt, sank ich unter

einem schattigen Baume zusammen, nachdem ich mich durch langsames Gehen noch ein Wenig abzukühlen versucht hatte. Hier fanden mich meine Leute, halb besinnungslos, und brachten mich nach unserer Wohnung.

Der blaue Fluß fällt jetzt fortwährend (an manchen Tagen neun Zoll), obgleich wir noch immer Gewitter und Regengüsse haben. Eigentlich sollte die Regenzeit schon vorüber sein; die ältesten Leute erinnern sich nicht, daß sie jemals so lange angehalten hätte. In der Steppe steht das Gras sechs bis acht Fuß hoch, die Durrah verspricht eine ungewöhnlich reiche Ernte. Man hat in der Nähe unseres Dorfes sehr große Strecken der Steppe mit dieser ergiebigen Getreideart bepflanzt. Latief-Pascha hat den sehr zweckmäßigen Befehl gegeben, daß das Militär sich seine eigenen Felder anlege. Die Soldaten von zwei in dem nahen Städtchen Woled-Medine stationirten Compagnieen haben eine so große Strecke der Steppe urbar gemacht, daß man diese in einem Tage nicht umgehen kann.

Am 10. Oktober. Unser Haus ist in ein Lazareth verwandelt worden. Schon seit einer Woche liege ich am klimatischen Fieber darnieder. Die heftigsten Kopfschmerzen peinigen mich Tag und Nacht. Von meinen arabischen Bedienten sind vier erkrankt, auch Tschendorf hat das Lager suchen müssen. Er hat oft so heftiges Delirium, daß ihn die Uebrigen im Bett festhalten müssen, weil er in der Fieberhize das Haus verläßt und mitten in der Nacht an dem Strome herumwandelt. Wir Alle können natürlich nicht arbeiten, weil die wenigen Gesunden zur Pflege der Anderen unentbehrlich sind.

In unserem Dorfe sind viele Leute erkrankt; in Woled-Medine soll das Fieber so arg haufen, das täglich durchschnittlich fünfzehn Menschen daran sterben. Man versichert mich von allen Seiten, daß dieser Monat gerade der schlimmste sei. — Die Gewitter und Regengüsse dauern fort. —

Man brachte mir eine jener großen Schlangen, welche die

Eingebornen Assala nennen; ein Araber hatte sie mit einem Knüttel erschlagen. Sie ist nicht giftig und wird gegessen. Das vorliegende Exemplar war zehn pariser Fuß lang und mochte erst kürzlich Etwas gegessen haben; sein Leib war in der Mitte stärker als der Schenkel eines robusten Mannes. Die schöne Zeichnung der Haut veranlaßt die Eingebornen, dieselbe zu Zierrathen, wie z. B. zu Ueberzügen auf Messerscheiden u. dergl., zu verarbeiten.

Von Woleb-Medine sind schon mehrere Barken, welche dorthin gekommen waren, um Durrah einzunehmen, leer zurückgekommen. Die alte Frucht ist verbraucht, die neue noch nicht reif. Man bezahlt das Ardehb oder 4,8 wiener Meßen in Woleb-Medine gewöhnlich mit sechs Piaßtern.

Wir warten mit Sehnsucht darauf, eine jener Barken zu Gesicht zu bekommen, um unsere Rückreise nach Charthum antreten zu können. Hier können wir ohne ärztliche Hülfe nicht länger verweilen. —

Seit einigen Tagen haben wir die Vorboten der nun bald auftretenden Passatwinde, kühlende Luftströmungen aus dem Norden, beobachten können. Hoffentlich werden die erwünschten Winde bald erscheinen, um die fürchterliche Hitze zu verringern. Wir haben Nachts oft schon + 28° Reaum. gehabt.

Am 14. Oktober. Tischendorf ist sehr bedenklich krank geworden und phantastirt die ganze Nacht. Auch unsern alten Türken Ali-Arha hat das Fieber erfaßt. Der Koch Mansuhr ist der Einzige von uns Allen, welcher gesund geblieben ist. Er befreite mich mehrere Male durch ein höchst sonderbares Mittel von meinem Kopfschmerze. In einer Tasse löst er nämlich Salz in Citronensaft auf, entkleidet mich bis zu den Hüften und reibt mir damit unter Herfagung der Fathcha und einer ansehnlichen Menge von frommen Sprüchen, unter denen „Be issm lillahi el rahh-mahn el rahhihm“ oft wiederholt wird, den ganzen Körper ein und zwar unter kräftigen Strichen von unten nach oben. Dann streicht er die Schläfe entlang nach der Stirn zu und treibt, wie er sich ausdrückt, „die Sonne auf der Stirne zusammen“, weil er meine Krankheit der Wirkung der Sonnenstrahlen zuschreibt. Hier-

auf faltet er die Stirnhaut, zieht sie einigermassen vom Kopfe ab, gießt mir von der Auflösung in die Ohrhöhlen und trocknet mich dann sorgfältig ab. In der Regel ist aller Schmerz wie abgescnitten und wenigstens eine Zeit lang verschwunden. Wodurch diese Linderung der Schmerzen bedingt wird, will ich unentschieden lassen. Man mag das Ganze lächerlich finden; allein was läßt ein Kranker nicht mit sich vornehmen, wenn er eine Abnahme seiner Leiden hoffen darf!

Noch eine volle Woche mußten wir in Abu-Harras verweilen, ohne daß unsere Krankheit abgenommen hätte. Erst am 21. Oktober konnten wir eine Barke zur Rückreise mieten. Wir ließen sie sogleich beladen und fuhren gegen Abend ab. In der Nacht, welche ich beinahe schlaflos verbringen mußte, hörte ich das Geschrei von mehreren Tausenden, wie ich glaubte, ziehender Kraniche. Am folgenden Tage sah ich aber, daß die Thiere nicht flogen, sondern ruhig auf Sandinseln im Strome saßen.

Gegen Mittag ließen mehrere Hunderte dieser sonst so schlauen Vögel das den Strom langsam hinabschimmende Schiff so nahe an sich herankommen, daß ich nicht unterlassen konnte, obwohl mich zwei Leute ausrichten mußten, mit der Büchse unter den Haufen zu schießen. Der Schuß war glücklich und tödtete zwei Stück. Man brachte sie mir: ich hatte die seltene *Grus Virgo* in den Händen, einen Vogel, der mir früher nie zu Gesicht gekommen war.

Mit meiner in ornithologischer und ästhetischer Hinsicht gleich großen Freude, die seltenen Vögel erlegt zu haben, erwachte auch das Verlangen, noch mehrere Kraniche zu schießen. Die Gelegenheit hierzu bot sich bald; der Aesthetiker trat in den Hintergrund und nur der Sammler machte seine Rechte geltend. Leider ist freilich Naturaliensammeln fast immer mit Morden verbunden. Gegen Abend fuhren wir an einer großen Insel vorüber, auf der wir wieder viele Kraniche sitzen sahen. Ich ließ die Barke am unteren Ende der Insel anhalten und beschloß, ungeachtet meines Fiebers, eine nächtliche Jagd zu versuchen. Der Wille des Geistes beherrschte den geschwächten Körper. Seit mehreren Wochen war ich nicht fähig gewesen, mein Lager zu verlassen, heute konnte ich auf

die Jagd gehen. In der Dunkelheit der Nacht gelang es uns wirklich, mehrere Kraniche zu erlegen. Ich wiederholte in den folgenden Tagen das Manöver und jagte immer glücklich. Aber stets war ich an dem diesen nächtlichen Jagden folgenden Morgen kränker, als vorher und mußte sie sehr bald aufgeben. Der Geist hatte doch nicht genug Spannkraft, um dem mächtigen Einflusse des Fiebers die Spitze zu bieten.

Am 26. Oktober landeten wir in Charthum. Ich war kaum im Stande, unsere Wohnung zu erreichen, so hatte mich das Fieber geschwächt. Der Doktor erschreckt über mein Aussehen. Nachmittags bekam ich wieder heftige Fieberanfälle.

Die Europäer Penney, Contariny und Grabeau besuchen mich, um mir ihr Beileid zu erkennen zu geben. Grabeau und Contariny wissen mir viele Gewaltstreichs des Pascha zu erzählen. Er hat Ersteren, welcher als Apotheker angestellt war, seines Dienstes entlassen, nach dessen Ansichten natürlich ohne Grund, in der That und Wahrheit aber, weil sich Grabeau verschiedene Unterschleife hat zu Schulden kommen lassen. Der alte Gauner Lumello will eine Sklavin verkaufen, der Pascha gibt dieser jedoch einen Freiheitsbrief, worüber sich der Italiener nicht wenig ärgert. Leider finden die Verwünschungen, welche die Europäer gegen den Pascha austossen, in mir keinen Anklang, weil ich den kräftigen Maßregeln des Gouverneurs meine vollste Zustimmung nicht versagen kann.

Unser Doktor hat sich in Charthum gar nicht behaglich gefunden. Er hat die Zerrüttung des europäischen Haushaltes und die Verworfenheit der meisten Europäer kennen und verachten gelernt. Jetzt wünscht auch er Nichts sehnlicher, als von hier fortzukommen. Wir machen Pläne zu einer neuen Reise nach dem blauen Flusse. Es steht uns nur meine Krankheit und der große Geldmangel hindernd im Wege.

Alabass-Pascha hat drei Araber hierher in die Verbannung geschickt. Die Leute wurden in Europa erzogen, aber nur Einer hat sich dort eine wissenschaftliche Bildung erworben und ist ein rechtschaffener, bescheidener Mann geblieben. Der Andere ist eine in

jeder Hinsicht unbedeutende Erscheinung; der Dritte, ein gewisser Bajuhm-Effendi, hat trotz des zwölfjährigen Aufenthaltes in Frankreich den Tellah noch immer an sich hängen. Er vereinigt alle Untugenden des gemeinen Arabers mit denen des Franzosen. Außerdem ist auch noch ein ungebildeter Franzose, Namens Eduard le Grand, ein ächter Gamin de Paris, hier angekommen und hat, wie sich fast von selbst versteht, Penney's Haus zu seinem bleibenden Absteigequartiere erwählt.

Vor einigen Wochen ist Nikola Ulivi von seiner Reise nach Nordafahn zurückgekehrt. Er hat von dort, außer mehreren Sklavinnen und einer bedeutenden Menge arabischen Gummi's, auch eine höchst merkwürdige Frucht mitgebracht. Sie hat die Größe und Gestalt einer Mandel, eine schwarzgrau aussehende Schale und einen weißen Kern. Dieser hat, wenn man ihn in den Mund nimmt, einen unangenehmen bitterlichen Geschmack, der sich aber in den reinsten Zuckergeschmack umändert, wenn man einen Schluck Wasser trinkt. Die Frucht soll aus Tathale stammen.

Am 14. Oktober verließ die Handelsexpedition nach dem weißen Flusse, welche alljährlich von der Regierung und einigen wohlhabenden Kaufleuten ausgerüstet wird, unter der Leitung des Gauners Nikola Ulivi Charthum. Dank der Fürsorge unsers Herrn Chef, wir mußten sie unter zahllosen Flintenschüssen abfahren sehen, ohne uns, wie wir sehnlichst gewünscht hatten, ihr anschließen zu können.

Der Hauptzweck dieser rein merkantillischen Expedition ist der Eintausch von Elfenbein und Sklaven gegen Glasperlen (Sukhsukh oder Sukfuk). Gewöhnlich bringt man auch Waffen, Geräthschaften und andere in ethnographischer Hinsicht merkwürdige Gegenstände von dieser Reise mit nach Charthum. Die Schiffe erreichen mit den konstanten Passatwinden bald den sechsten oder fünften Grad der nördlichen Breite und kehren, mit Elfenbein, Tamarindenkuchen, Ebenholz, Honig und anderen Handelsartikeln beladen, nach drei bis vier Monaten zurück. Der Ertrag und Gewinn der Reise ist bedeutend. Erst seit der Errichtung eines Konsulats

ist es den Europäern möglich geworden, ohne Beschränkung an der Expedition Theil zu nehmen.

Am 10. November. Seit einigen Tagen bin ich im Stande, auszugehen. Wir unternahmen vorgestern einen kleinen Spazierweg nach dem Nabs el Charthum oder dem Vereinigungspunkte beider Ströme. Unterwegs machten mich meine Bedienten auf die Löcher des größten der im Ost-Sudahn vorkommenden Dungkäfers (Coprís Isidis) aufmerksam. Es sind fünf bis sechs Fuß tiefe Höhlen, aus denen wir die Käfer durch eingegossenes Wasser bald herausbrachten.

Die Fruchtbarkeit ist in diesem Jahre außerordentlich groß. Man hat in einem gut bewässerten Garten in Jahresfrist viermal Weizen geerntet. Die Dattelpalmen haben zum zweiten Male geblüht und neue Früchte angelegt.

Unsere Verhältnisse gestalteten sich immer trüber. Von Europa fanden sich weder Briefe, noch Wechsel vor; alle meine Bemühungen, Geld in Charthum aufzunehmen, scheiterten. Zuletzt war ich gezwungen, mich an Nikola Ulvi, ehe dieser seine Reise auf dem weißen Flusse antrat, zu wenden. Ich schickte Contariny als Unterhändler zu ihm und war nicht wenig erstaunt, durch diesen zu erfahren, daß sich Nikola bereit erklärt habe, mir eine nicht unbedeutende Summe vorzustrecken. Nun ging ich in Begleitung meines treuen Ali-Arha zu ihm in seinen Divahn. Nikola empfing mich sehr freundlich.

„Sie wünschen von mir Geld zu haben, verehrtester Herr; ich bin gern erbötig, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber ich bin Kaufmann und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur gegen Zinsen ein Darlehn gewähren kann. Auch glaube ich, daß es für Sie am Zweckmäßigsten wäre, wenn Sie zu Ihrer bevorstehenden Reise meine Barke benutzen wollten, welche ich Ihnen für die Miethsumme von monatlich siebenhundert Piaſtern überlassen will. Wie viel Piaſter haben Sie nöthig?

Ich nannte die Summe von dreitausend Piaſtern; Nikola

forderte fünf Prozent **monatliche** Zinsen. Hierzu kam die freilich nur angedeutete, aber, wie ich wohl wußte, unumföbliche Bedingung, seine Barke zu mietten, obgleich diese um ungefähr sechzig Prozent zu theuer war. Ich kochte innerlich; doch schien mir, um Geld zu erhalten, kein anderes Mittel übrig zu bleiben, als mich bezüglich der Barke um zwölfhundert Piafter oder achtzig Thaler preussisch betrügen zu lassen und außerdem für die ganze Summe (also auch für die zweitausend Piafter Barkenmiethe) sechzig Prozent Zinsen zu versprechen. Nikola's Gewinn würde zweihundertundachtzig Thaler betragen haben. Und ich ging diese Bedingungen ein — weil ich mußte! Wie der Sinkende nach einem Strohhalme greift, griff auch ich verzweifelnd nach diesem letzten Rettungsanker. Was in meinem Innern vorging, will ich Niemanden beschreiben. Ich sah meinen und unser Aller Untergang vor Augen und fühlte, wie ich durch eine ruchlose Hand tief in den Abgrund geschleudert wurde; aber ich mußte meine Gefühle vor meinem Peiniger verbergen. Wir berechneten die ganze Summe auf eine gewisse Geldsorte, auf die ich einen Wechsel auszustellen versprach. Bei dieser Berechnung versuchte es Nikola, mich abermals um zwanzig Prozent zu betrügen.

Jetzt war ich meiner Entrüstung nicht mehr Herr. Die furchtbarste Wuth bemächtigte sich meiner; ich ergriff den Schurken mit starker Hand an seinem langen Barte und prügelte ihn mit meiner Ritzeitsche, so lange ich einen Arm rühren konnte und das dauerte lange Zeit. Nali-Archa hütete mit der gespannten Pistole in der Faust die Thüre des Divahn, damit der nach Hülfe rufende Ulivi nicht den Beistand seiner Diener erhalten konnte. — Heilige Gerechtigkeit! Verzeihe es mir, wenn ich damals in Deine Rechte eingriff! — Ich danke es noch heute meinem Glücke, daß mein Arm kräftig und stark blieb!

Endlich entwand er sich meinen Händen, entfloß in seinen Harem und rief mir noch zu: „Maladetto, jetzt sieh, wo Du Geld her bekommst.“ Ohne ein Wort zu entgegnen, verließ ich den Divahn des bestrafteu Wucherers. —

Nachdem sich mein Zorn gelegt hatte, fing ich an, über unsre

Lage nachzudenken. Ich sah keinen Ausweg, unserer Geldnoth ein Ende zu machen. Da kam mir der Gedanke, den Pascha um Geld anzufragen. Ich entwarf eine Bittschrift, stellte ihm meine Verlegenheit vor, schilderte die Schlechtigkeit der Europäer und bat ihn schließlich, mir auf vier Monate fünftausend Piaster zu leihen. Bis dahin hoffte ich vom Hause Geld zu erhalten und meine Schuld tilgen zu können. Nachdem ich die Bittschrift in's Arabische übersetzt hatte, sandte ich sie durch Nali-Arha dem Pascha zu. Noch denselben Tag erhielt ich Antwort. Nach türkischem Gebrauche hatte der Pascha sogleich auf der Rückseite desselben Papierses, welches ich ihm zugesandt hatte, eine Verordnung an den Schatzmeister der Mudirie erlassen. Sie enthielt ungefähr folgende Worte:

„Wir haben das Gesuch des Deutschen, Chalil-Effendi, zu genehmigen beschlossen und befehlen Euch, ihm fünftausend Piaster ohne Zinsen auf vier Monate vorzustrecken. Laßt Euch von ihm einen Empfangsschein geben. Sollte der Herr aber nach Verlauf der vier Monate noch nicht im Stande sein, das ihm geliehene Geld an die Kasse der Regierung zurückzuzahlen, so sendet uns seinen Empfangsschein zu und rechnet uns die Summe von fünftausend Piastern auf unsre Appanagen; wir werden das Weitere dann verordnen.“

Diese wahrhaft königliche Handlungsweise des Pascha bedarf weiter keines Commentars. Ich ging zu ihm, um ihm zu danken. Er empfing mich mit den wie ein Vorwurf klingenden Worten: „Es war Unrecht von Dir, Chalil-Effendi, daß Du mir Deine Verlegenheit nicht schon früher angezeigt hast; ich würde sie längst beendet haben, denn auch ich bin ja in der Fremde.“

Mit wahrer Freude rüstete ich mich jetzt zur Reise nach dem oberen Laufe des blauen Flusses. Statt der siebenhundert Piaster, welche ich für Nikola Uliwi's Barke geben sollte, bezahlte ich jetzt dreihundert für eine andere, welche durch ein Zelt von Strohmatte für unsre Zwecke gut genug hergerichtet wurde. Unser jetziges Fahrzeug übertraf die Dahabie Uliwi's an Größe. Schon nach wenigen Tagen waren wir reisefertig; unser Schiffsvolk war williger und dienstfertiger, als das im Solde jenes Gauners stehende.

Die tropischen Wälder und ihre Fauna.

„Es prangt der Wald in bunter Schöne,
Wie eine neue, reiche Welt.“

Wir haben die Wüste durchwandert und uns in der Steppe umgesehen; werfen wir jetzt noch einen Blick in die allgemach aus der letzteren hervorgegangenen Wälder des Innern, welche wir füglich „Urwälder“ nennen können. In vielen von ihnen ist noch kein Artschlag gehört worden, viele hat noch kein Pulsschlag der Civilisation durchzittert; sie gehören noch ganz sich selbst und der Wildniß. Neben der Hütte des Negers baut sich noch heute der Nar seinen Horst, neben dem Elephanten durchwandert sie das wüste Rhinoceros, mit dem König der Wildniß durchschleicht sie der „rosenfellige“ Panther. Um uns ihr Vorhandensein erklären zu können, blicken wir noch einmal auf uns zum Theil schon bekannt Gewordenes zurück.

Wenn der dem Aequator zuwandernde Reisende den achtzehnten Grad der nördlichen Hemisphäre überschritten hat und in das Gebiet jener Regen, welche die Flüsse des Innern schwellen, gekommen ist, bemerkt er gar bald den mächtigen Einfluß des vom Himmel bescheerten Wassers. Die Sandmeere verschwinden, die staubigen Ebenen, auf denen er bis jetzt nur halbdürres Niedgras wuchern sah, bekleiden sich mit einem, anfangs allerdings nur noch spärlichen Pflanzenteppich; selbst zwischen den glühenden Felsmassen, deren starre Dede den Menscheng Geist niederdrückt, sproßt es und keimt es und sehnt es sich, Zweige, Blätter und Blüthen in die reine Aetherluft hinauszubreiten. Mit jedem Breitengrade, den man durchreißt, begegnet man neuen Pflanzenformen; die Arten werden zahlreicher, zahlreicher auch die Individuen der Ge-

wächse. Schon unter dem sechzehnten Grade n. Br. vereinigen sich die früher nur einsam, verlassen hier und da an den Ufern der Ströme stehenden Mimosen zu Wäldern, sie selbst erstarken zu gewaltigen, schatten- und blüthenduftspendenden Bäumen. Je mehr man sich dem Gleichem nähert, je flammender die Blüthe, je rauschender und anhaltender die Regengüsse der tropischen Gewitter werden, um so reicher wird die Flora und mit ihr die Fauna des unenthüllten, märchenhaften Innern. Die undurchwanderten, uns unter dem Namen „Chala“ bekannt gewordenen, Ebenen deckt ein mannshoher, von einzeln aus ihm sich erhebenden Bäumen und Gesträuchen überragter Graswald; in den Niederungen treten die Bäume näher zusammen und verzweigen ihre Kronen zu einem kühlen Laubdache, in dessen Schatten nun auch andere, wasserbedürftigere Pflanzen gedeihen können; selbst auf den Bergen bemerkt man vegetabilisches Leben. Nördlich von dem dreizehnten Grade sind nur die Ströme die Herzadern und Träger dieses Lebens, und ihre Ufer bis zum sechzehnten Grade hinab mit Wäldern, welche oft ganz das Bild der Urwälder des Innern geben, bedeckt; südlich von demselben wird wegen der Menge der fallenden Regen und der damit in Einklang stehenden Kürze der Alles ertödtenden Zeit der Dürre der Pflanzenwuchs allgemein. Je baldier die Wiederkehr des Charief erfolgt, um so ähnlicher wird die Vegetation jener der Tropenländer des wasserreichen Amerika. Während in den „Auädîé“ *) mit dem Aufhören der Regenzeit auch das sich in ihnen ansammelnde Wasser und damit der Lebensunterhalt der Bäume verschwindet, so daß diese kaum genugsam gekräftigt sind, die zweite Jahreszeit zu überstehen, sind alle Gewächse südlich vom dreizehnten Grade so gesättigt worden, daß sie fast das ganze Jahr hindurch in voller Leppigkeit fortleben können. Deshalb endet erst dort die verhältnißmäßig dürstige Vegetation der gleichsam noch immer durstigen Pflanzen der Steppe und deshalb findet man erst dort ebensowohl auf den Bergen als in den Thälern, auf Hochebenen und in Niederungen jenes Pflanzenleben, welches wir sonst

*) Plural von „Wahd“ oder „Wadi“, Niederung.

nur in der Nähe immer wasserreicher Ströme bemerken. Die Trockenheit der regenlosen Monate ist aber sogar dort noch so groß, daß sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, den Blätter Schmuck der Bäume vernichten und sie auf einige Wochen in Todesschlummer versenken kann. Aber bald erweckt sie der wieder fallende Regen zu Frühlingslust und Frühlingsleben. Und mit diesem freundlichen Bilde will ich beginnen, obgleich es schwer ist, seine Pracht würdig zu beschreiben.

Wir betreten vom Ufer aus, an einer etwas freien Stelle, den Urwald, aus welchem uns ein ununterbrochenes, wirres Stimmengemisch entgegenhallt und Balsamduft anweht. Schon nach wenigen Schritten umgibt uns von allen Seiten der großartige Wald. Alles in ihm schwelgt in der üppigsten Fülle. Das Auge weiß nicht, wohin es sich wenden soll; das Ohr strebt vergeblich, das nicht endende Lärmchaos zu ergründen; der Fuß zögert, weiter zu schreiten. Pflanzen und Vögel entfalten eine ungeahnte Pracht. Die von goldenen Blütenröschen schimmernden Wipfel der Mimosen haben meist noch eine Decke von Schlingpflanzen erhalten; die blumenreiche Liane rankt von Baum zu Baum, bemächtigt sich eines großen Theils des Waldes und verwebt Wipfel und Stämme, Baumkronen und niedere Gebüsch zu einem einzigen, undurchdringlichen, undurchsichtigen Ganzen, in welchem es lebt und webt, daß dem Naturfreunde das Herz aufgeht. Blumen, welche unsere reichsten Gärten zieren würden, wachsen hier wild. Wir zählen allein von Winden mehr als zehn Arten. An einigen Schlinggewächsen bewundern wir die Blumen, an anderen die Früchte. Eine von ihnen trägt eine carminrothe, gurkenähnliche Frucht, welche die Eingebornen „*Tammr el Nabihb*“ — die Frucht der Sklaven — nennen; andere bieten den Vögeln ihre großen herzförmigen, zinnoberfarbenen Beeren zur leckeren Speise. An einigen Stellen ranken sich Riesenbohnen an den Bäumen empor. Sie haben schöne Blüthen und fußlange, fleischige Schoten mit schweren Saamenkernen. Die Sudanesen benutzen sie nur als Viehfutter, obgleich ich gar nicht zweifle, daß sie ein gutes Gemüse geben würden. Selbst bis auf die Blätter und Ranken erstreckt sich

die bildnerische Schöpfungskraft. Erstere strahlen nicht bloß in allen Schattirungen von Dunkelgrün bis Dunkelroth, sondern zeigen auch die mannigfaltigsten Formen; die Ranken sind glatt oder mit feinen Stacheln besetzt und haben zu ihrem Querschnitt oft zusammengesetzte geometrische Figuren. Viele Bäume, Gesträuche und andere Pflanzen, vor allen aber die Mimosen verbreiten balsamische Wohlgerüche. Was in Deutschland ein Monat reifen macht, bringt hier in üppiger Fülle eine Woche zu Stande.

Allein nicht bloß in der Höhe, sondern auch in der Tiefe ist der Pflanzenwuchs außerordentlich. Das Gras bedeckt nicht selten den Boden bis auf vier Fuß Höhe und macht jede Bewegung schwierig, in Verbindung mit Schlingpflanzen und niederen Gebüschen oft geradezu unmöglich. Der Wald ist halbe Meilen weit vollkommen undurchdringlich. Jede Grasart, jeder Baum, fast jedes Rankengewächs hat Stacheln oder Dornen. Die Gräser sind unter allen Pflanzen die unangenehmsten. Eine Art ist der uns bekannte Askanit, welcher seine feinen Stacheln in den Kleidern und der Haut des Eindringlings sitzen läßt (s. Th. 1, S. 270); eine zweite nennen die Araber Esseik und hassen sie fast noch mehr als die erste. Ihre Lehre haftet am Linnenzeuge sehr fest und kann weder im trockenen Zustande, noch durch Waschen daraus entfernt werden. Ein drittes Gras, die „Tarbe“ der Araber (zu deutsch ungefähr „Wegerich“), erzeugt Samenkapseln von so großer Härte, daß sie das Schuhwerk zerschneiden und höchst lästig werden. Hierzu kommen noch Gebüsche mit Dornen von allen Größen und Gattungen, von den drei bis vier Zoll langen Mimosendornen an, bis zu den kleinen, gebogenen des Nabakstrauches oder der während des Frühlings kahlen Harahsi herab. Nur mit großen Wasserstiefeln kann man hier und da in das Innere des Waldes eindringen; allein diese sind bei der herrschenden Hitze eine drückende Last und werden dort, wo die zu einem einzigen Dornengeflechte verwebten Gesträuche, Disteln und Gräser jedes weitere Vordringen hemmen, unbrauchbar. —

Aber dennoch versuchen wir immer von Neuem wieder in das Innere des Waldes zu gelangen. Dort eröffnet sich uns eine neue

Belt; wir können nicht aufhören, zu bewundern. Ruhelos schweift der Blick umher. Soll das Auge die mit den prächtigsten Farben geschmückten Vögel verfolgen, soll es an den duftigen Blüten haften bleiben, oder soll es sich an einer zierlichen Antilope, einem Erdschhörnchen, einem goldigen Käfer, einem buntpfarbigen Schmetterlinge erfreuen? Es ist gar nicht fähig, all' das Schöne, Herrliche, Erhabene, welchem es nach allen Seiten hin begegnet, mit einem Male dem Geiste vorzuführen. Mit Entzücken und Erstaunen betrachten wir die auffallenden Gestalten und die Pracht der Farben, mit welchen der Schöpfer hier Alles ausstattete; erst durch seine Bewohner gewinnt der Wald seinen vollen Reiz. Wer empfände nicht ein lebhaftes Vergnügen, wenn er die stahlblaue, in der Sonne in allen Farben schillernde Glanzdrossel (*Lamprolornis*) durch die Zweige schlüpfen sieht? Wer vermag es, den Flug einer Paradieswittwe (*Vidua paradisea*), welche das für sie fast allzu große Gebäude ihres Schwanzes mühsam durch die Lüfte schleppt, gleichgültig zu verfolgen?

Die verschiedensten Stimmen und Töne sind hörbar. Von dem kühnen, starkklauigen Adler an bis zu der smaragden schillernden Biene herab schwirrt und summt, singt und lockt es in allen Zweigen. Schon von Weitem leuchtet die hochkarminrothe Brust eines Würgers (des *Laniarius erythrogaster*) aus den dichtesten Hecken hervor. Sein merkwürdiger Lockton fällt auf; es ist ein hellmelodischer, dem unseres Pirols entfernt ähnlicher Pfiff, welchem ein höchst unmelodisches Knarren folgt. Wir schleichen den Vögeln nach und hören plötzlich den Pfiff von der einen, das Knarren von der andern Seite erschallen: Männchen und Weibchen haben sich vereinigt, den ununterbrochenen Lockruf hervorbringen. Das Männchen beginnt seinen Flönton und das wohl achtsame Weibchen endet das Duett mit seinem eigenthümlichen Knarren *). Hoch auf den Wipfeln größerer Bäume sehen wir

*) Wir können etwas Aehnliches bei unseren Hausgänsen bemerken. Das „Gah!“ des Weibchens folgt so schnell auf das „Gih!“ des Männchens, daß man ebenfalls glauben könnte, Beides rühre nur von einem Vogel her. Daß sich die verschiedenen Geschlechter der Vogelpaare gegenseitig

eine Art des Nashornvogels (*Tokus erythrorhynchus*), welcher, weil seine Brutzeit herannaht, da oben seinen Paarungsruf unter den lebhaftesten Gesten in alle Winde schreit. Unter scheinbar höchst anstrengenden, ergötzlich anzusehenden Bewegungen des Oberkörpers beginnt er langsam seinen aus einem einzigen Tone bestehenden Ruf, wird aber, noch ehe er schweigt, so hitzig, daß er zuletzt seiner Stimme mit dem Kopfe nicht mehr folgen kann, denn bei jedem Ausrufe neigt er diesen tief herab. Ganz ähnlich klingt das Rufen eines niedlichen Erdtäubchens, welches wahrscheinlich ebenfalls nach einer Gefährtin späht. Man hört wenig Sänger aber viele Schreier, welche jedoch allesamt von dem Kreischen der in die Blätterfarbe gekleideten Papageien übertönt werden. Zuweilen erschallt auch ein eigenes Gegurgel dazwischen. Es rührt von einer der hier vorkommenden Affenarten her. Der langgeschwänzte Affe (*Cercoopithecus griseo-viridis*) durchsteigt mit kühnen Sprüngen die höchsten Aeste der himmelanstrebenden Bäume; ein altes Männchen, erfahren in allen Lagen des Affenlebens, ausgelernt und listig, ist es, welches mit jenen seltsamen, weit hörbaren Tönen die komisch hinter ihm dreinspringende Heerde leitet. Und dazu hämmern die Spechte, summen und brummen Tausende von Insekten, rascheln die Schlangen und Eidechsen, knarren und rauschen die Bäume.

Jeder Schritt fast bringt ein neues Wunder vor unsere Augen. Es gibt nur wenige Höhlungen, in welche die Vögel ihre Nester anlegen könnten, in den Bäumen, deshalb hat der allgütige Schöpfer diese gelehrt, sich selbst Wohnungen zu erbauen, welche fast gleiche Sicherheit als jene Baumhöhlen gewähren. Ein finkenartiger Vogel, von seiner Kunst, Gras, Wolle und andere Stoffe zu Nestern zu verweben, der „Webervogel“ genannt, befestigt an den Enden der schwächsten und biegsamsten Zweige mit langen, zähen Grashalmen sein künstliches Haus, verzieht es mit einem kegelförmigen Dache, unter dem er einen röhrenförmigen Eingang

antworten, ist bekannt; bei unserem Wendehalse (*Junco torquilla*) kann es jeder meiner Leser leicht selbst beobachten.

anbringt und läßt sich und seine Brut behaglich vom Winde schaukeln. Keine Schlange kann in seine Behausung eindringen, kein Affe kann ihm seine Eier rauben, kein anderer Räuber seine Eier oder Jungen bedrohen; er lebt sicher und sorglos und schlüpft, wenn seine Kinder flügg geworden, fröhlich mit ihnen zu seiner engen Thür heraus. Ein anderer, ihm entfernt verwandter Vogel von der Größe unseres Staars, der schwarze, ewig lärmende *Textor alecto*, trägt sich eine Menge von dornigen Nestchen zusammen, verbindet sie, fast wie unsere Elstern, zu einem wirren Ganzen, macht sich von einer Seite einen nur ihm zugänglichen Weg zu dem Innern des scheinbaren Dornenhaufens und glättet und wölbt sich dort seinen Sitz. Die Honigsauger verstecken ihr kleines Nestchen, welches sie ebenfalls an Zweigen aufhängen, aus Baumwolle so zusammenzufilzen, daß es auch nicht leicht zerstört werden kann; die kleinen Finkenarten tragen sich einen Haufen dürres Gras zusammen, welchen keiner ihrer Feinde als Nest erkennt, und legen da ihre Eier hinein; die Ziegenmelker verlassen sich auf ihr einem Stück Baumrinde ähnliches Gefieder und legen ihre zwei Eier platt auf den Boden, weil auch diese kaum von ihrer Umgebung zu unterscheiden sind. Andere graben sich tiefe Höhlen in steile Erdwände und wieder andere kleben und leimen ihre Nester zwischen und an die breiten Blätter verschiedener Bäume. Um eine einzeln stehende Tompalme sehen wir mit Verwunderung viele Paare eines kleinen Seglers, des *Cypselus parvus*, schwärmen und bemerken, daß die Vögelchen immer zu den langgestielten, breiten und gebogenen Fächerblättern zurückkehren. Von Oben schimmert uns etwas Weißes entgegen, wir besteigen den Baum und finden, daß es das Nest dieses gewandtesten aller Flieger ist. Es besteht aus Baumwollfasern und ist in die Mitte der Blattriefe geklebt. Fast an allen Blättern beobachten wir dieselbe Erscheinung. In einigen Nestern liegen Eier, in anderen sehen wir Junge. Die Nestchen sind so flach, daß wir fürchten, die kleinen unbeholfenen, kaum dem Eie entschlüpften oder zum Theil noch in die Schale desselben eingeschlossenen Geschöpfe möchten bei einem heftigen Sturme heraus- und herabgeschleudert werden. Aber der gütige Schöpfer, der ewig

forgame Vater aller lebenden Wesen, hat einen bewunderungswürdigen Instinkt in die Seele des kleinen Thierchens gelegt, um das seiner Brut Drohende zu verhüten. Junge und Eier sind von den Alten mit Speichel angeleimt worden! Wie viele, verschiedene Wege geht die Natur und dennoch führen alle glücklich zum Ziele!

Unter den Säugethieren, welche den Wald bewohnen, gibt es wenig Höhlengräber. Die Erdschhörnchen des Sudahn leben in Höhlen und schlüpfen beim Erscheinen eines Menschen rasch in sie hinein. Größere Baue, welche wir hier und da bemerken, gehören nach Aussage der Eingebornen einem Stachelschweine an, andere wohl auch dem merkwürdigen Erdferkel des nördlichen Afrika. Mäuse- und Rattenlöcher gibt es überall; es ist aber gefährlich, diesen unvorsichtig nachzuspüren, weil die häufig vorkommenden Vipern gern davon Besitz nehmen. —

Das ist so ungefähr das Bild, welches uns das Innere des Waldes während des Charief aufrollt. Auch von Außen betrachtet, machen die Wälder einen großartigen Eindruck. Dunkelgrüne Baumkronen, mit frischen lebendigen Blättern, wechseln in den mannigfaltigsten Schattirungen mit lichter gefärbten ab; die herrlichsten Baumformen heben sich stolz über das andere Holz empor. Ueberall ist Leben, nur die während der allgemeinen Blüthezeit blätterlose Harahsi steht mitten in dem Blättermeere und wartet, bis die Ströme sinken, das Laub vieler anderen Bäume vergiftet oder gar abfällt, um dann erst ihren Frühlingschmuck anzulegen.

Mit der zunehmenden Dürre wird einer der Bäume nach dem anderen entlaubt. Der gluthheiße Chamasihü dörre und entführte die Blätter, von dem Reichthume der Wälder bleibt nur das Unangenehme desselben zurück. Blätter und Blüthen sind verdorrt, Disteln, Stacheln und Dornen sind erhalten. Die Geschöpfe ziehen nach Süden oder kehren, wenn sie vom Norden kamen, nach dem Norden zurück. Der Wald verodet und wird stiller. An Stellen, wo die Bäume nicht allzu dicht stehen, zünden die Eingebornen das von ihren Kinderheerden verschmähte oder nicht niedergetretene Gras an, vertilgen dadurch vieles Ungeziefer, vertrei-

ben aber auch auf lange Zeit die interessantesten oder harmloseren Bewohner desselben. Erst die wieder fallenden Regen bringen diese zurück.

Betrachten wir nun die Fauna der Wälder etwas genauer. Von ihrer Flora kann ich nicht sprechen, weil ich sie nicht kenne; ich will bloß zwei Bäume zu beschreiben versuchen: den Affenbroddbaum und die Dulehbpalme. Beide kommen ungefähr unter denselben Graden der Breite vor; sie beginnen zwischen dem 14. und 13. ° n. Br. und werden nach Süden zu immer häufiger, während wir sie nördlich vom vierzehnten Grade nirgends bemerkt haben.

Der Affenbroddbaum oder die Adansonie (*Adansonia digitata*), arabisch *Täbäldīē*, *Böäbāh* und *Khünkhlēh* oder *Gunglēh* genannt, ist ohne Zweifel der merkwürdigste, die Dulehbpalme wahrscheinlich der schönste Baum Ost-Subahns. Ersterer ist unter den Bäumen Das, was die Dickhäuter unter den Thieren sind. Man kann sich nichts Riesenhasterees denken als einen solchen Baum. Der Stamm ist fast immer hohl, aber von ungeheurem Umfange. Siebzehn Klaftern Umfang — in Mannshöhe gemessen, — ist keine seltene Stärke, zehn Klaftern die gewöhnliche. Die in Dörfern stehenden Bäume sind oft zu Ställen eingerichtet, welche funfzehn bis zwanzig Ziegen beherbergen. Zu dem Umfange der Adansonien steht ihre Höhe in keinem Verhältnisse; sie beträgt wohl nie mehr als hundertundfunfzig Fuß. Der Stamm verzüngt sich stark; schon in geringer Höhe laufen wagrechte Aeste aus, welche ungefähr die Dicke unserer größten Eichen haben. Dreißig bis vierzig Fuß über der Erde hat der Stamm kaum seine halbe Stärke mehr. Von Zweigen ist eigentlich an dem ganzen Baum Nichts zu bemerken, er hat bloß starke Aeste und diese starren während der Zeit der Dürre so kahl, so sonderbar in die Luft hinaus, daß dann der Eindruck des dickhäutigen Riesen nur um so mächtiger wird und sich dem Geiste um so tiefer einprägt. Während der Regenzeit überkleidet sich der ganze Astbau

mit Blättern, welche dem Baum ein majestätisches Ansehen geben. Sie sind groß, langgestielt und wie die Finger einer Hand fünffach gespalten — daher der Name „digitata“ —; ihre dicken Stiele vertreten die Stelle der Zweige. An der Abansonie ist Alles kolossal, auch ihre Blüthen und Früchte sind es. Erstere sind prachtvolle, schneeweiße Malven, welche aber alle Malven an Größe übertreffen; sie sind zahlreich, leuchten schon von Weitem zwischen den dunkelgrünen Blättern hervor und schmücken den Riesen wunderbar. Ich kenne keinen prachtvolleren Anblick als den einer blühenden Tabalddie. Die eiförmigen, einem halbausgewachsenen Kürbis an Größe gleichen Früchte hängen an langen Stielen, haben eine rauhe, harte, grünlichgraue Schale und enthalten ein säuerliches Mark, in welchem die vielen, bohnen großen Samenkerne liegen. Das Mark gibt, wie ich bereits erwähnt habe, eine wohlschmeckende Limonade. Der oft ausgesprochenen Meinung: daß der Künkhleh ein hohes Alter erreichen müsse — man hat von mehreren Tausend Jahren gesprochen —, scheint die Beschaffenheit des Holzes zu widersprechen. Dieses ist eine leichte, korkähnliche Masse von geringer Festigkeit und Härte, deshalb wohl auch schwerlich das Erzeugniß eines langsamen Wachsthum. Unter der kohlschwarzen, glänzenden und saftigen Rinde liegt ein feines zähes Bast, welches von den freien Negern zu festen Flechtereien und anderen zierlichen Arbeiten verwendet wird.

Der Dulchb ist, was die Gestalt anlangt, ganz das Gegenstück der Tabalddie; er ist wohl eine der edelsten Formen der Palme. Sein Stamm steigt kerzengerade empor, verdünnt sich wenige Fuß über der Erde, wird dann allmählig bis zur Mitte seiner Höhe wieder dicker und verzüngt sich von nun an, einer korinthischen Säule ähnlich, bis zu seiner Krone, dem Kapital des vollendet schönen Bauwerks der Natur. Die Krone selbst ist eines solchen Trägers würdig. Sie enthält breite, fächerartige Blätter, welche durch ihre Gestalt noch an die der Tomypalme erinnern, sich aber von diesen dadurch, daß ihre Stiele nicht von der Last der Blätter herabgebengt werden, sondern in jeder Richtung gerade vom Stamme abstehen, vortheilhaft unterscheiden. Zwischen den

untersten Blattstielen brechen die Fruchthalter hervor, an denen die in Trauben gereihten, braunen, kopsgroßen und eßbaren Früchte hängen. Erst wenn sie abgefallen sind, kann man sich ihrer bemächtigen: die Dulehpalme ist, wie ich mich durch mehrere Versuche überzeugt habe, unersteiglich.

Gern möchte ich meinen Lesern noch ähnliche Bilder zeichnen, um sie mit den Urwäldern vertraut zu machen, aber ich vermag es nicht. Dem Laien bleiben die Geheimnisse einer so großartigen Pflanzenwelt verschlossen. Ich bin nicht einmal im Stande, eine Aufzählung der hauptsächlichsten Pflanzenformen zu liefern; wie dürfte ich es wagen, von einzelnen Arten zu sprechen, falls diese nicht ebenso auffällig sind, als Tabaldie und Duleh! Dagegen will ich versuchen, eine Uebersicht der interessantesten Klassen und deren Hauptordnungen, hier und da wohl auch einzelner Gattungen und selbst Arten der Thiere zu geben, so weit diese mir bekannt geworden sind.

Obgleich wir bei Betrachtung der jetzt lebenden Thierwelt Afrikas noch oft und lebhaft an europäische Formen erinnert werden, tritt die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit derselben doch wiederum, zumal bei den höheren Thieren, so deutlich hervor, daß dann gar keine Vergleichung afrikanischer Typen mit europäischen zulässig ist. Ich brauche, um verstanden zu werden, wohl nur an das urweltliche Kleeblatt: Elephant, Nilpferd und Nashorn — dem sich als passende Zugabe noch das Krokodil anschließt — oder an *Camelopardus*, *Phatages*, *Orycteropus* zu erinnern. Wenn wir die Repräsentanten einer Afrika und Europa gemeinsam angehörenden Form mitsammen vergleichen, finden wir, daß die afrikanischen Thiere gewöhnlich kleiner, aber farbenprächtiger sind, als die europäischen. Bei der Klasse der Vögel kann diese Erscheinung als Gesetz aufgestellt werden, dessen Begründung sich bei den (im engeren Sinne genommenen) Sippen der langhalsigen Geier (*Gyps*), der Seeadler (*Haliaëtus*), der Adler (*Aquila*), Edelfalken (*Falco*), Sperber (*Nisus*), Eulen (*Bubo*, *Otus*, *Ephialtes* u. s. w.), bei den schwalbenartigen Vögeln (*Chelidones*), bei der Familie der Kuckucke (*Cuculus*, *Chrysocopus*), Raben (*Corvus*),

Spechte (*Picus*, *Dendromus* u.), Würger (*Lanius*), Dickhäbler (*Ploceus*, *Amadina* u.), Ammer (*Emberiza*), Sänger (*Sylvia*), Tauben (*Columba*, *Turtur*, *Peristera*), Hühner (*Numida*, *Francolinus*, *Pterocles* u.), Trappen (*Otis*), Störche (*Ciconia*), Löffler (*Platalea*) und anderen nachweisen läßt. Daß bei der Klasse der Amphibien mehr oder weniger das Umgekehrte stattfindet, scheint seinen Grund in den der Ausbildung jener Klasse besonders förderlichen Verhältnissen des Erdtheils zu haben. Bei den Säugethieren aber läßt sich dasselbe Gesetz ebenfalls auf viele Sippen oder Gattungen anwenden, so z. B. auf die der Luchse (*Lynx*), Füchse (*Vulpes*), Hasen (*Lepus*), Eichhörnchen (*Sciurus*) u.

Ich will mich bei meiner, offen gestanden, sehr unvollständigen Aufzählung nicht einzig und allein auf das Gebiet der Urwälder, welche ich besucht habe, beschränken, sondern hier und da auch einen Blick auf dieses oder jenes benachbarte, z. B. auf die Hochgebirge Abyssiniens, werfen. Die Notizen, welche ich über Thiere gebe, die ich nicht selbst beobachten konnte, verdanke ich zumeist den Mittheilungen meines erst vor Kurzem aus dem Sudahn zurückgekehrten Freundes Dr. Th. von Heuglin.

Die Klasse der Säugethiere ist in den Urwäldern durch viele Familien und Arten vertreten, unendlich reich im Vergleiche zu den Waldungen Europas. Unser Gebiet zählt neun Affenarten, welche vier Sippen oder Gattungen angehören. Die erste von ihnen ist der prachtvolle *Colobus Guereza*, *Ruepp.*, vielleicht der schönste aller Affen, welcher in Abyssinien häufig, aber auch am weißen Flusse gefunden wird. Ungleich häufiger ist die grau-grüne *Meerkatze*, *Cercopithecus griseo-viridis*, welche alle wasserreichen Wälder bewohnt, während *C. pyrrhonotos*, *Ehrenb.*, menschenleere, mit seiner traurigen Erscheinung übereinstimmende Waldungen vorzieht. Dr. von Heuglin hat eine ihm ähnliche, aber viel schönere, neue Affenart aus Fuhr erhalten und *C. poliophaeus* genannt. Wahrscheinlich kommt auch der *Gelada* der Abyssinier, *Theropithecus Gelada*, *Ruepp.*, in den Gebirgen des oberen blauen Flusses vor; erwiesen ist, daß alle bis jetzt bekann-

ten Paviane N. = D. = Afrika's (Cynocephalus Anubis, C. Sphinx, C. porcarius und C. Hamadryas) in unserem Gebiete beobachtet worden sind.

Aus der Ordnung der Aeffen hat man bis jetzt mit Sicherheit nur eine Art, den „Lendj“ der Sudanesen: *Otolienus senegalensis* eingesammelt; die Familie der Handflügler ist durch zehn Sippen und mehr als fünfunddreißig Arten repräsentirt.

Unter den Raubthieren der Urwälder finden wir viele Sippen und Arten wieder, deren ich schon bei unserer flüchtigen Betrachtung der Wüste oder Steppe gedacht habe; jedoch treten auch neue Genera und Species hinzu. Die Familie der Hunde ist eben so zahlreich, als die der Katzen vertreten. In den Hochgebirgen lebt der Wolf jener Länder, *Canis simensis*, *Ruepp.*, welcher, den Menschen ungefährlich, dort in Rudeln auf Antilopen Jagd macht; in den Wäldern wohnen *C. variogatus*, *C. mesomelas* und *C. Lupaster*; den Steppenwaldungen gehört der kleine, niedliche blasse Fuchs, *Vulpes pallida*, *Ruepp.*, welcher schon bei Charthum nicht selten ist. Noch weiter nördlich wohnt der kaum größere *Megalotis famelicus*, *Smith*, in Charthum unter dem Namen „Abu-Husseïn“ bekannt, ein schmales, hochbeiniges, mit äußerst zarten Füßen begabtes Thierchen, welches sich durch seine spizen Ohren und das feine, blaß isabellgelbe oder silbergraue, schwarzspitzige Haar von den ihm Nachstehenden unterscheidet; *Lycæon pictus*, der „Simmir“ der Eingebornen, lebt, wie bereits erwähnt, in der Steppe. Die zwei im Subahn vorkommenden Arten der Hyäne haben wir ebenfalls unter dem Namen „Tabaä“ *) (*Hyaena striata*) und „Marafih!“ **) (*H. Crocuta*) kennen gelernt; erstere ist überall gemein, letztere mehr Gebirgsthier.

Unter den Katzen stelle ich, wie billig, den edlen Löwen oben an. Die in unserem Gebiete vorkommende Art ist wahrscheinlich der *Leo senegalensis* der Autoren, welcher, obgleich er eine

*) Bedeutet: Der eilig Laufende.

**) Der Langgeschwänzte.

ungeheure Größe erreicht, doch niemals eine schwarze, sondern immer nur eine dunkelbrandgelbe Mähne erhält. Südlich vom vierzehnten Grade ist der Löwe überall anzutreffen und stets ein Gegenstand der größten Furcht für die Eingebornen. Er wird so stark, daß er ein Kamel mit einem Schlage seiner gewaltigen Pranken tödten kann; ein Kind schleppt er mit Leichtigkeit im Raschen fort. Ein recht starker, vollkommen ausgewachsener, männlicher Löwe kann die Größe, wenn auch nicht ganz die Höhe eines Ochsen erreichen. Von den vielen arabischen Namen, welche der Löwe führt, hört man im Sudahn am Deffersten (Sabaä *) und (Ssed **), scherzhafter Weise wird er wohl auch Abu-Fathme, Vater der Fathme, genannt. Den Sudahneseu fehlt zur Bekämpfung dieses ihnen weit überlegenen Thieres die nothwendigste Waffe, das Feuegewehr; jedoch wollte es mir scheinen, als ob sie vor übergroßer Furcht gar nicht daran dächten, ihn ernstlich zu bekriegen.

Kaum weniger furchtbar als er, der gewaltige König der Wälder, ist der Leopard, *Felis Leopardus*, der „Nimmer“ der Eingebornen, zu Deutsch: „der mit Flecken Begabte“. Er wird mit vollem Recht unter die gefährlichsten Bewohner der Wälder gezählt, ist kühn und verwegen, kommt mit großer Frechheit selbst bis in die Straßen der Dörfer und Städte und raubt oder erwürgt Alles, was er bewältigen kann. Die Sudahneseu erzählen sehr ernsthaft von ihm Folgendes: Der Leopard wird, wenn man ihm seinen Namen laut zuruft, in die größte Wuth versetzt. Das wissen die Nomaden, jene „Aulahd el Schidde“ (Söhne der Stärke) und benutzen es, um den Verderber ihrer Heerden zu erlegen. Sie nehmen zwei spitze und scharfe Lanzen und suchen ihren Feind im Walde auf. Wenn dieser sie gewahrt, flüchtet er sich auf einen Baum und schaut, auf einem wagrechten Aste liegend, von Oben ingrimmig herab. Der Nomade hält jetzt seine Lanzen so, daß beider Spitzen neben seinem Kopfe in die Höhe

*) Bedeutet: Der Würger der Heerden.

***) Oder „Assad“: Der Aufruhr Erregende.

starren, geht unter den Baum und ruft mehrere Male: Komm', Nimmer, komm' herab, o du Nimmer, komm'!" Da vergift der Leopard alle Vorsicht und springt blindwüthend nach seinem Gegner, spießt sich aber natürlich in die vorgehaltenen Lanzen. Man sieht, daß auch im Sudahn Münchhausiaden kursiren. Ob die *Felis Nimr*, *Ehrenb.*, eine eigene Art ist oder nicht, habe ich nicht ermitteln können.

Außer dem Leoparden kennt man zur Zeit nur noch eine ächte Katze, die *Felis maniculata*, *Ruepp.*, von welcher unsere Hauskatze abstammen soll. Wir haben sie mehrere Male in der Gefangenschaft gehalten, zweifeln aber an der Begründung dieser Ansicht.

Ganz das Gegenstück zum Leopard ist der Gepard oder Jagdpanther, *Cynailurus guttatus*, der „Fähäd“ der Araber, welcher in Gebirgsgegenden durch *C. Soommeringii*, *Ruepp.* [?] ersetzt werden soll. Der Gepard vermittelt in Gestalt und Betragen einen Uebergang vom Hunde zur Katze. Von letzterer hat er den Kopf, den langen Schwanz und die Zeichnung des Fells, bezüglich seines Betragens nur das vielen Katzen eigenthümliche Spinnen und das Geschrei, von ersterem seine Körperform, Biederkeit und Zähmbarkeit. Es ist bekannt, daß er ohne sonderliche Mühe zur Jagd der kleineren Antilopen abgerichtet werden kann; in der Gefangenschaft verliert er bald alle Wildheit und zeigt niemals jene Tücke, welche allen Katzenarten gemein zu sein scheint.

Der weitverbreitete Steppenluchs, *Lynx Caracal*, die „Um Rischah“ — Besitzerin eines prächtigen Kleides — der Sudahnesen, ist auch in den Urwäldern ein stetiger Bewohner. Er erreicht selten die Größe des europäischen Luchses, greift auch, wie dieser, nie ohne Noth den Menschen an, ist aber, wenn er es thut, ein nicht zu verachtender Gegner desselben. Man begegnet dem Karakal, weil er sich wenig bemerklich macht, nicht allzu oft, darf ihn aber in jeder größeren Waldung mit Sicherheit vermuthen.

Unsere Marber finden in den Genettkazen und Mangusten der Urwälder ebenbürtige Vertreter. Die große *Viverra Civotta*, der „Sobah“ der Eingebornen, lebt in Erdhöhlen und

raubt nächtlicher Weile im Walde und in den Dörfern Geflügel, junge Hausthiere und anderes Gewild. Er wird, wegen seines Moschus, oft gezähmt gehalten. Letzterer bildet sich in einer dem Alter nahe liegenden Tasche, wird von Zeit zu Zeit herausgenommen, in Ochsenhörner gefüllt und als kostbarer Stoff in den Handel gebracht. Auch die kleinen Genetkazen, *Genetta senegalensis* und *G. abyssinica*, *Ruepp.*, werden oft gezähmt, gewöhnen sich bald an ihren Herrn und erfreuen diesen durch ihre anmuthige Gestalt und ihr angenehmes Wesen. In den Steppensavannen leben zwei in die Nähe der vorhergehenden zu stellende Thiere, der *Ratelus capensis* und die *Rhabdogale mustelina*. Ersterer heißt in Arabien *Abu-Nehm* oder *Abu-Nohm*, letzterer wegen seines üblen Geruchs „*Abu-Neffu*“ — Stänker —.

Die *Mangusten* sind häufige, aber, wie alle marberähnlichen Thiere, wenig bemerkbare Räuber jener Gegenden, deren bekannteste Art ich ausführlicher zu schildern versuchen will. Wie viele Arten unser Gebiet beherbergt, weiß ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, zumal die Naturforscher über diese oder jene Art noch uneinig sind. Außer den von Rüppel entdeckten vier Arten — *Herpestes saguineus*, *H. gracilis*, *H. Zebra* und *H. Mutzigella* — dürften noch *H. leucurus*, *Ehrenb.*, *H. taenionotos*, *Smith* und *H. albescens*, *Geoff.* hierher zu zählen sein. Man hat diese Sippe in drei Subgenera getrennt.

Nach den Berichten Heuglin's ist es jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Flüsse Sudahns auch Fischottern enthalten. Bis jetzt sind diese Thiere noch unbekannt und unbezahlt.

Von den Igelu kommen vier Arten: *Erinaceus sennaariensis*, *Hedenborg*, *E. brachydactylus*, *Wagner*, *E. Pruneri*, *Wagn.* und *E. frontalis*, *Bennett*, in unserem Gebiete vor; die Spitzmäuse sind durch zwei Sippen und sechs Arten, welche ich hier nicht aufzählen will, vertreten.

Auch die in den Urwäldern an Familien, Sippen und Arten reiche Ordnung der Nager kann ich nur flüchtig skizziren. Rüppel fand in Abyssinien ein auf Bäumen lebendes, kleines Eich-

horn, *Sciurus multicolor*; Dr. v. Heuglin hat dazu eine neue, noch unbeschriebene Art entdeckt. In den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Ost-Sudahn sind bisher nur Erdeichhörnchen, *Xerus*, beobachtet und von ihnen zwei Arten: *X. leucoumbrianus*, *Ruepp.* und *X. rutilus*, *Cretzschm.* oder *brachiotus*, *Ehrenb.*, unterschieden worden. Beide heißen in ihrem Vaterlande „Säbärä“ — Höhlen- oder Häuserbauer —. Die Erdeichhörnchen sind muntere, fröhliche Thierchen, welche sich unter dichten Gesträuchen ausgebreitete Baue graben und deren Umkreis selten verlassen. Ungeachtet ihrer Gewandtheit werden sie oft eine Beute der Raubvögel, gegen deren Fangwaffen ihre scharfen Zähne Nichts ausrichten. Sie sind durch ihr hartes, borstenähnliches, aber glattes Haar ausgezeichnet und deshalb von den wahren Eichhörnchen zu unterscheiden. In die Nähe dieser Gruppe gehört auch ein den tropischen Wäldern eigenthümlicher Schläfer, den ich auf einer Mission erhascht, später aber, ohne ihn genauer bestimmen zu können, verloren habe. Wahrscheinlich ist es *Myoxus Coupei* der Autoren. —

Die in Egypten häufigen Springmäuse, *Dipus*, sind im Sudahn hinsichtlich der Individuenzahl seltener als dort, treten aber in mehreren Arten und Sippen auf. Sie werden von den Eingebornen „Djerboa“ genannt. Man kennt von dem in unserem Gebiete auftretenden Arten den *D. (Haltomys) hirtipes*, *Licht.*, *D. (Scyrtomys) tetradaetylus*, *Licht.* Von den sehr zahlreichen Mäusen sind einige und zwanzig Arten, welche sechs Sippen angehören, bestimmt worden. Ich unterlasse auch ihre Aufzählung. Unser *Mus Rattus* ist mit dem *M. decumanus* an allen Küstenplätzen des mittelländischen und rothen Meeres eingewandert, weshalb auch sie zu der Fauna N.-D.-Afrikas gezählt werden können.

Aus der Familie der Hasen kommen im Sudahn wahrscheinlich nur zwei Arten: *Lepus abyssinicus*, *Ehrenb.* und *L. isabellinus*, *Rueppell*, vor. Alle Hasen Nord-Ost-Afrikas sind kleiner, als die unsrigen, von denen sie sich durch Farbe und Lebensweise nur wenig unterscheiden. Ihre Ohren sind nach Verhält-

niß ihrer Körpergröße auffallend groß. Die Araber nennen sie Arnëb oder Ernëb und ziehen ihr Fleisch dem alles anderen Wildes vor. Sie sind nirgends so gemein, als in guten Jagdgebenden Deutschlands. Kaninchen giebt es nicht.

Die Familie der Stachelschweine zählt nur eine Art: *Hystrix cristata*, deren Höhlen man ebenso häufig im Urwalde, als in der Steppe antrifft. Die Stachelschweine sind sehr harmlose Thiere, wissen sich aber, wenn sie angegriffen werden, gut zu vertheidigen, indem sie seitwärts gegen ihren Feind anrennen. Die Sudanesen nennen das Thier „Abu=Schohk“, Dornenvater oder mit Dornen Begabter. Beim Laufen hört man ein eigenthümliches Rasseln, welches durch das beständige Bewegen des mit kurzen, starken und stumpfen Stacheln besetzten Schwanzes hervorgebracht wird.

Die zwei Sippen, welche die Ordnung der Scharthiere in Nord=Ost=Afrika repräsentiren, habe ich bereits bei Aufzählung der hervorragendsten Steppenthiere aufgeführt. Durch die Mittheilungen meines Freundes Dr. von Heuglin habe ich aber so interessante Nachrichten über sie erhalten, daß ich die Gelegenheit, noch Einiges über sie zu sagen, nicht vorübergehen lassen will. Nach den Beobachtungen dieses ausgezeichneten Naturforschers ist es sehr wahrscheinlich, daß von der Sippe *Orycteropus* nächst *O. aethiopicus* auch *O. capensis* und nächst *Manis* (*Phatages*) *Temminckii* auch *M. tricuspis* in unserem Gebiete vorkommen. Es hält sehr schwer, sowohl das Erdferkel, als auch das Schuppenthier zu erhalten, obgleich die Araber ersteren unter dem Namen „Abu Thelach“ *), letzteren unter der Benennung „Abu Khirfe“ **) sehr wohl kennen. Heuglin erhielt erst nach langen Bemühungen sowohl das eine, als auch das andere der Thiere und besaß beide längere Zeit lebendig. Er sagt von ihnen: „Das Erdferkel (*Orycteropus*) ist ein sehr behendes, nächtliches

*) „Der mit Nägeln Ausgerüstete.“

**) Khirfe bedeutet Rinde und demnach der Name des Thieres, der Zubereiter eines der Rinde ähnlichen Kleides; streng wörtlich Rindenvater.

und sehr furchtsames Thier, welches an den großen Heerstraßen einer *Mutilliden*-Art in der Steppe mit ziemlicher Sicherheit aufgefunden werden kann. Es ist, vermöge seiner erstaunlichen Fertigkeit im Wühlen, schwer zu fangen, indem es sich, sobald es verfolgt wird, sofort in die Erde eingräbt. Doch brachten die *Kababiesch*, *Dahr-Hammer* und *Bakhahra* nach und nach einige für schweres Geld. Die Thiere schienen wenig gesellschaftlich zu sein, jedoch spielten drei Junge zuweilen zusammen." Sie ergöhten *Heuglin* durch die Gewandtheit in ihren Bewegungen und, wenn sie unter sorgsamer Aufsicht frei gelassen wurden, im Graben. In der Ruhe standen alle Exemplare, welche er besaß, immer nur auf drei Beinen; sie stützen dann einen Vorderfuß mit den Nägeln auf die Erde oder hielten ihn ganz frei; der Kopf wurde so gesenkt, daß die Schnauze zur Bodenfläche senkrecht stand. *Heuglin* fütterte sie mit Milch, in welche rohe Eier, Honig, Mehl, Brod, Datteln, Weintrauben u. s. w. eingerührt wurden und einer sehr geringen Portion Ameisen groß. Sehr gern tranken sie die *Buhfa* (s. Th. 1 S. 184) der Eingebornen. Das Schuppenthier findet sich nach *Heuglin* nur in den Steppen *Kordofans*, wo es den Tag über, wie die *Nomaden* sagen, in nicht selbst gegrabenen, wenig vertieften Löchern in sich zusammengerollt auf der Seite liegt. Es ist ebenfalls Nachthier, welches nur Abends und Morgens ausgeht und *Skarabäen*, *Heuschrecken* und andere Insekten frißt; in der Gefangenschaft kann man es mit *Durrahkörnern* erhalten. Es geht nur auf den Hinterfüßen, indem es sich mit dem Schwanz im Gleichgewichte hält. Beide *Edentaten* haben die sonderbare Eigenschaft, ihren Unrath mit den Vorderfüßen einzugraben. Sie schwiigen beständig und überaus heftig.

Afrika zählt bekanntlich die meisten Familien der *Dickhäuter*. Südlich von dem vierzehnten Grade der nördl. Br. tritt der gewaltige *Elephant*, *Elephas africanus*, als stetiger *Waldbewohner* auf. Er erreicht eine riesige Größe und bekommt *Stoßzähne*, von denen ein einziger zuweilen mehr als hundert Pfund wiegt. In zahlreichen Heerden durchzieht er große Strecken; er ist

es, welcher die dichtesten Waldpartieen zugänglich macht. Der Führer der Heerde bricht sich durch den von Schlingpflanzen und Dornen zu einem allen übrigen großen Thieren undurchbringlichen Dickicht umgestalteten Wald seine Bahn, reißt mit seinem kräftigen Rüssel die starken Aeste und schwachen Zweige ab, um erstere aus seinem Wege zu werfen und letztere zu verspeisen; hinter ihm her traben die übrigen Glieder der Heerde und vernichten mit ihren plumpen Füßen oder dem gelenkten Greiforgan alle übrigen Hindernisse; zehn bis fünfzehn Elephanten hinterlassen nach einem einmaligen Zuge eine gangbare Straße durch den Wald. Obgleich der bedeutende Gewinn glücklicher Elephantenjagden viele Jäger zum Vernichtungskriege gegen die Waldbriesen auffordern sollte, finden diese zur Zeit nur in den Negern Feinde, welche ihnen des Elfenbeins halber nach dem Leben trachten, denn die wenigen Jagden, welche von den im Sudahn lebenden Europäern gehalten werden, sind kaum in Betracht zu ziehen.

Jene Waldwege, die von den Elephanten herrühren, wählt dann das blindwüthende Nashorn oder das nächtlich den Fluthen entsteigende Nilpferd zu seinen Weidegängen. Es scheint ausgemacht, daß von ersterem drei Arten: *Rhinoeros africanus*, *Rh. Keitloa* und *Rh. simus* im Sudahn vorkommen, welche ohne Unterschied von den Eingebornen mit dem Namen „Anäsa“ und Fertiet bezeichnet werden. Das Nashorn ist ein furchtbares Thier, das keine Feinde hat, weil es keinen Gegner findet, welcher es bewältigen könnte. Nur der muthige Neger oder der listige Abyssinier wagt zuweilen einen vorher wohl vorbereiteten Kampf mit ihm; jener gräbt ihm Fallgruben oder sticht ihm von der Höhe eines Baumes herab die scharfe Lanze in's Genick; dieser greift es mit dem Schwert in der Faust, aber nur in Gesellschaft wohl erprobter Gefährten an. Die Sudahnesen fürchten es ungemein. Die Anasa ist dasselbe Thier, in dem man das fabelhafte Einhorn zu finden geglaubt hat. Sie ist mir nie zu Gesicht gekommen, trotzdem zweifle ich sehr an der Existenz des Einhorns, weil ich gewiß weiß, daß Fertiet, Anasa und Nashorn gleichbedeutend sind. Das Nilpferd, *Hippopotamus amphibius*, *Linné*,

ist südlich vom vierzehnten Grade in jedem Flusse und Flüsschen sehr gemein, wird aber ebenfalls wenig gejagt und nur hier und da durch Lärmen und unterhaltene Feuer von seinen Verheerungen in den Getreidefeldern abgehalten.

In den oberen Stromgebieten der beiden Hauptflüsse unseres Gebietes leben mehrere Arten von Schweinen, wahrscheinlich sämmtlich der Sippe *Phacochoerus* angehörend, von denen man zur Zeit nur zwei Arten, *Ph. aethiopicus* und *Ph. Aeliani*, *Ruepp.*, unterschieden hat. Die Thiere ähneln in ihrem Wesen und Betragen ganz unseren Wildschweinen, sollen jedoch nicht so gefährlich sein, als die in Egypten lebenden, welche, wie man annimmt, nur verwilderte Hauschweine sind.

Nach dem System gehören auch die bedächtigen und netten Felsenbewohner, die Klippsschliefer, zu den Pachydermen; in ihrem Wesen gleichen sie eher den Nagern, namentlich den Murrelthieren. Sie scheinen auf allen Gebirgen Nord-Ost-Africas zu Hause zu sein und gehören höchst wahrscheinlich mehreren Arten an, als man gelten lassen will. Wir glauben, daß die spezifische Verschiedenheit der Ehrenberg'schen vier Arten: *Hyrax ruficeps*, *capensis*, *syriacus* und *abyssinicus*, begründet ist. Im Sudahn finden sich, mit Ausnahme von *H. syriacus*, alle Arten; *H. ruficeps* ist in der Nähe Charthums gemein.

Alle Berichte der Eingebornen lauten übereinstimmend, daß in den inneren Steppenwäldungen mehrere Arten des „wildes Esels“ vorkommen. Ich habe dieses fraglichen Thieres schon bei der Steppe gedacht, aber neuerdings durch Heuglin werthvolle Aufklärungen erhalten. Dieser sah in der Nähe von ihm aufgefundenen Ruinen zwischen dem Nil und Atbara große Heerden desselben und hält es entweder für *Asinus Onager* oder *As. festivus* oder *Burchellii*; von dem letzteren wurden ihm Felle aus dem oberen Stromgebiete des weißen Flusses gebracht. Die wilden Esel sollen erstaunlich scheu sein.

Man erzählt sich Viel von der unbändigen Wildheit des „Chumahr el Chala“ oder Steppenesels, wie ihn die Eingebornen nennen (obgleich sie stets bemerken, daß er waldiges

Terrain der reinen Steppe vorzuziehen scheine) und gibt vorzüglich das Land Takka als seinen Wohnplatz an. In Dahr-Fuhr soll er gemein sein und in großen Heerden von Wald zu Wald streifen.

Nächst den bei der Beschreibung der Steppe aufgezählten Wiederkäuern beherbergt der Sudahn noch viele andere, hauptsächlich Antilopen. Das nahe Abyssinien ist an ihnen besonders reich und es mögen von da aus wohl viele Arten in das Gebiet des unteren blauen Flusses herüberkommen. Nicht ärmer jedoch sind die Waldungen am weißen Flusse, in denen Dr. v. Heuglin neuerdings eine sehr schöne Antilope aufgefunden hat, welche von ihm Antilope megaceros genannt wurde.

In den Gebirgen Abyssiniens lebt ein von Rüppell entdeckter Steinbock, die Capra Walie, welcher mit dem auf einigen Gebirgszügen der „Djesihre“ gesehenen, bisher noch unbekanntem, identisch sein dürfte; in ganz Nord-Ost-Afrika kommt ein Schaf, Ovis Tragelaphus, in kleinen Heerden vor.

Der kassersche Büffel, Bas Casser, *Limé*, durchzieht unser Gebiet in größeren oder kleineren Truppen und steht in den Augen der Eingebornen den größten Raubthieren an Furchtbarkeit gleich. Er greift den Jäger mit blinder Wuth an und weiß sich seiner starken Hörner trefflich zu bedienen. Wie ein von Dr. v. Heuglin nach Europa gebrachtes Exemplar — das erste, welches jemals dahin gelangte — beweist, kann er, wenn er jung aufgezogen wird, leicht gezähmt werden und zeigt dann eine sehr große Anhänglichkeit an seinen Wärter. Die Sudahneseu nennen ihn „Djamuh el Chala“, die Abyssinier Gosh, die Nordafrikaner oft auch el Khua. —

Weit mehr Arten und Individuen zählt die Klasse der Vögel. Sie sind die lieblichsten Waldbewohner und die schönsten Erscheinungen aus der interessanten Fauna der afrikanischen Tropen. Schon an und für sich ist die Ornis der Urwälder sehr reich, sie erhält aber alljährlich durch die von Norden her zur Winterzeit einwandernden Zugvögel eine bedeutende Vermehrung ihres Reichthums. Es gibt gewisse Sammelplätze: holz- und wasserreiche Stellen in den Urwäldern, welche nahe an hundert Arten und eine

nicht zu berechnende Individuenzahl von Vögeln beherbergen. Ohne sie, die lebensfrohen, munteren und stimmbegabten Thiere würden die Wälder, ungeachtet ihrer übrigen großartigen Thierwelt, todt sein. Die Vögel sind es, welche durch ihre heitere Lebenslust das Leben der Wälder erwecken. Zwar machen sich die größeren Vögel, welche meist stumm sind, gewöhnlich erst durch ihr Erscheinen bemerklich; aber die kleineren verkünden ihr Dasein auch schon lange vorher, ehe sie sichtbar werden. Ich habe das Bild der Vogelwelt zu schildern versucht, wie es sich uns beim ersten Eintritt in den Urwald darstellt; bringen wir jetzt etwas tiefer in ihn ein.

Bei einer Trennung der Steppe vom Urwalde kommt man zuweilen in einige Verlegenheit, welchem von Beiden man dieses oder jenes Thier zuzählen soll. Gerade im Sudahn sieht man häufig Steppenthiere in den Wäldern, wenn diese Wasser enthalten, während wiederum ächte Waldbewohner sich manchmal weit hinaus in die Steppe verirren. Ich ziehe solche Thiere zu dem Bereiche, welcher der Geburtsort derselben ist oder sein soll.

Die Ordnung der Papageien, welche ich, weil ich die Affen obenan gestellt habe, zuerst erwähnen muß, zählt in Nord-Ost-Afrika nur drei Sippen mit sechs Arten, von denen die gemeinste der *Palaeornis cubicularis* ist. Die Papageien sind ächte Waldbewohner, obwohl sie nicht gerade besonders große, ununterbrochen zusammenhängende Waldpartien verlangen. Wo einige Zambarindenbäume, deren prachtvolle Kronen ihnen immer Schatten und Schutz gewähren, zusammenstehen, wird man stets das kreischende Geschrei von Papageien hören. Sie selbst bekommt man nur selten zu sehen, denn sie wissen sich gar geschickt zwischen den mit ihrem Gefieder gleichgefärbten Blättern zu verstecken.

Sehr zahlreich ist in unserem Gebiete die Ordnung der Raubvögel vertreten. Die acht Arten der großen und kleinen Geier, welche ich unterschieden habe, gehören dem Urwalde an, obschon sie sich auch stets in der Steppe finden, denn die tropischen Wälder enthalten nach Aussage der Araber und eigenen Beobachtungen ihren Horst und müssen deshalb als ihre Heimath angesehen werden. Als vermittelndes Bindeglied zwischen ihnen und den

Edeladlern findet sich an allen Flüssen der Wäldungen Le Balliant's vollstimmiger Seeadler, *Haliaëtos vocifer* der Autoren, Abu-Zohr der Eingebornen. Er ist ein prachtvoller Vogel, welcher seine nordische Sippschaft ebenso sehr an Schönheit des Gefieders übertrifft, als er ihnen an Körpergröße nachsteht. Der Kopf und Hals, die Kehle, der Nacken, die Brust und der Schwanz sind schneeweiß, der Unterkörper und ein Theil der Flügel zimmetbraun, das übrige Gefieder schwarz. Man muß den Seeadler auf dem Wipfel eines grünbelaubten, dicht am Ufer eines Stromes stehenden Baumes sehen, um die volle Pracht seines Gefieders ganz zu genießen. Während unser Vogel in der Nähe der Menschen sehr scheu wird, schaut er in Wäldungen, in denen er ungestört lebt, dem Schützen dreist in's Rohr. Er verzehrt nur Fische und etwa auf dem Strome schwimmendes Fleisch; Vögel und Säugethiere scheint er nicht zu fangen, wenigstens habe ich gesehen, daß ein Krokodilwächter kühn genug war, mit ihm zugleich von einem Fische zu fressen. Seinen weiterschallenden Ruf vernimmt man lange, bevor man ihn sieht.

Unter den Edeladlern fehlen die großen nördlichen Formen, wie Stein- und Kaiseradler und nur die Schreiadler Europa's finden in allen ihren subtilen Arten und Unterarten ihre Vertreter in den Raubadlern, von denen wir drei Arten mit Bestimmtheit anzunehmen berechtigt sind. Während des Winters begegnen wir auch Bonelli's und dem gestiefelten Adler (*Aquila Bonelli* und *A. pennata*) in den Wäldern. Diesen eigenthümlich ist die von mir aufgefundenene und nach mir benannte *A. Brehmii*, v. *Mueller*. Ziemlich südlich tritt zu den Genannten Le Balliant's Haubenadler, *Spizaëtos occipitalis*, und eine neue, von Heuglin entdeckte Art: *Sp. leucostigma*. Die Haubenadler erinnern an unsere Habichte; sie sind gewandte Flieger und tüchtige Räuber, aber ziemlich träge Vögel. Den *Sp. occipitalis* sieht man stundenlang ruhig auf einem Aste sitzen und sich damit beschäftigen, seine Federhaube aufzurichten, auszubreiten und wieder niederzulegen. Dann streicht er ab, nimmt vielleicht eine Maus, wohl auch ein bissiges Erdeichhörnchen vom Boden

auf und kehrt zurück, um das alte Spiel von Neuem zu beginnen. In Abyssinien lebt die geierartige *Aquila vulturina*; aus der Steppe kommen die Schlangenadler mit Ausnahme des Sekretärs in die Wäldungen herein. Bisweilen, aber äußerst selten verirrt sich auch der Fischadler, *Pandion Haliaëtos*, bis in die Wäldungen Ost-Sudahns.

Der Rüppell'sche *Buteo rufinus* gehört eigentlich Egypten an, gelangt aber streichend, denn er wandert nicht, einzeln in unser Terrain und findet dort drei seiner Verwandten, den *Buteo Augur*, *oximius* und *senegalensis* vor. Die in Egypten häufigen Milane und Gleitaare (*Milvus parasiticus* und *Elanus melanopterus*) scheinen die Wälder nicht zu lieben. In die Nähe der Bussarde gehört Strickland's *Polyornis rufipennis*, den ich Heuschreckenbussard nennen möchte. Während des Charief ist er auf allen Waldblößen gemein, mausert und verzehrt Heuschrecken; mit dem Dürwerden des Grases verschwindet er und Niemand weiß, wohin er geht.

Die Edel Falken und unter ihnen vorzüglich die Wanderfalken treffen wir als zufriedene Waldbewohner an. Unser *Falco peregrinus* sieht sich auch manchmal dort um, fliegt am blauen Flusse bis Kofferees hinauf, beneidet seine Sippschaft um ihr sorgenfreies Leben, kehrt aber, weil er sich würdig vertreten sieht, bald wieder in seine nordischen Fichten- und Föhrenwäldungen zurück. Seine Repräsentanten sind der südliche Wanderfalk, der mittelafrikanische, Feldegg's- und der Nackenfalke (*Falco tanypterus*, *biarmicus*, *Feldeggii* und *cervicalis*), welche die tropischen Wälder selten oder nie verlassen. Man begegnet ihnen oft. Hoch oben auf den letzten Nestern einer Tabalvie sitzen sie und spähen nach Beute umher, stürzen, wenn sie dieselbe gewahren, blitzschnell herab, ergreifen sie und kehren langsamer zu ihrer Warte zurück. Der schönste Vogel dieser Gruppe ist der rothhäufige Falke (*Falco ruficollis*, *Swains*). Er ist die Zierde der Wälder und zeigt den Wanderfalken in höchster Pracht, ist aber kleiner, als unser Baumfalk. An Kühnheit gibt er seinen Verwandten Nichts nach, an Schnelligkeit übertrifft er alle mir bekannten

Falken. Ich habe unter seinem Horste den *Cypselus parvus* gefunden und später gesehen, wie ein Falkenpaar einem dieser Segler so lange nachjagte, bis dieser von einem seiner Verfolger ergriffen wurde. Der Lieblingsaufenthalt des überaus zierlichen Vogels sind die Dulehpalmen, auf deren breiten Blättern er seinen Horst erbaut und friedlich neben einer großen Taube (*Columba guinea*) nistet. Seine Nahrung sucht er sich spielend. Wie ein Pfeil vom Bogen stürzt er sich unter einen der zahlreichen Webervogelschwärme und weiß sich daraus stets einen Vogel, welcher zu seiner Sättigung für einen Tag ausreicht, zu verschaffen. Auch er liebt die höchsten Spigen der Abansonien. Der *Falco concolor* ist eine ungleich seltene Erscheinung.

Im Winter kommen die Thurms- und Röthelfalken (*Cerchneis*) in unser Revier und werden dort, weil sie einzig und allein Heuschrecken verzehren, zu wahren Wohlthätern für dasselbe. Unsere Habichte und Sperber sind durch die ziemlich plumpe Form der Sippe *Meliörax*, zu welcher der Singfalk gehört, vertreten. Im Sudahn kommen zwei Arten: *M. polyzonus* und *M. Gabar*, vor; der erstere ist gemein. Ein wirklicher Sperber ist der gewandte *Nisus minallus*, welcher höchst einzeln beobachtet worden ist. Außer ihm kommen in Abyssinien noch mehrere ächte Sperber vor. Das alte System stellte in die Nähe der Sperber noch einen der sonderbarsten Raubvögel Afrika's, den nachtragigen „Sperber“ (*Nisus gymnogenys*), welcher in neuerer Zeit zum Typus des neuen Geschlechtes *Polyboroides* erhoben worden ist. Es ist ein höchst auffallender Vogel mit ziemlich einfarbigem, blaugrauem Gefieder, sehr hohen Beinen und Flugwerkzeugen, welche einen Adler durch die Lüfte tragen könnten und scheinbar in gar keinem Verhältnisse zu dem schwächtigen Körper des Vogels stehen. Sein Habitus erinnert lebhaft an die stets auffallend gestalteten Reptilienfresser; in der That lebt er nur von diesen Thieren. Im Sudahn gehört er nicht unter die häufigen Raubvögel. Man sieht ihn zuweilen mit langsamen, trägen Flügelschlägen von einem Baume des lichterem Waldes oder der Steppe zum andern fliegen. Ueber seine Lebensart ist Nichts bekannt.

Die Weihen, jenes Bindeglied zwischen Falken und Eulen gehören, obgleich sie auch in den Wäldern erscheinen, der Steppe an. Von den Eulen haben wir vier Arten aufgefunden, welche drei Geschlechter bilden. An der Stelle unseres Uhus finden wir den *Bubo lacteus*, anstatt unserer Ohreule den *Otus africanus*; *Otus leucotis* dürfte unseren *Otus brachyotos*, die allerliebste *Passerina pusilla* unseren Zwergkauz vertreten. Europäische Gäste in den Urwäldern sind die in der halben Welt herumwandernde kurzohrige Eule und eine Zwergohreule (*Ephialtes*), welche sich wegen ihrer geringen Größe specifisch von *E. Scops* unterscheidet.

Das Geschlecht der Ziegenmelker besitzt in Afrika zahlreiche Arten — man kennt bis jetzt deren acht, — welche aber meist der Steppe angehören. In den Urwäldern ist der stufenschwänzige Ziegenmelker (*Caprimulgus climacturus*) und der „Vogel mit vier Flügeln“ (*C. longipennis*) heimisch; unser *C. europaeus* erscheint jeden Winter als Gast. Der stufenschwänzige Ziegenmelker, von welchem ich schon mehrfach gesprochen habe, schnurrt zur Paarungszeit ebenso gemüthlich, als unser europäischer Nachtschatten und hat deshalb von den Arabern den Namen „Khurre“ erhalten. Im Fluge nimmt er sich prachtvoll aus. Sein Stufenschwanz schwimmt wie die Schleppe eines Gewandes durch die Lüfte und seine Erscheinung gewährt dann dem Naturfreunde einen eigenen Genuß. Den Vogel mit vier Flügeln sah ich, weil er erst unter dem elften Grade vorkommt, nie; aber Alle, welche ihn sahen, stimmen darin überein, daß es keine phantastischere Erscheinung geben kann als diesen Vogel, wenn er fliegt. Er ist klein (nur 8" lang), hat aber an den Spitzen der Flügel eine sechzehn Zolle lange nackte Feder, an deren Ende sich breite Barten befinden. Diese Anhängsel müssen beim Fluge allerdings als zwei andere Flügel erscheinen.

Als Repräsentant unseres Mauerseglers, welcher die Urwälder nur auf seinem Zuge berührt, sieht man den schon genannten *Cypselus parvus*, zu welchem südlich vom vierzehnten Grade noch der *C. Casser* hinzutritt. Letzterer nistet wie die Uferschwalben in

selbstgegrabenen Höhlen, welche er an steilen Uferstellen anbringt. An der Stelle unserer Rauchschwalbe findet sich die rothstirnige Glanzschwalbe, *Cecropis rufifrons*, anstatt unserer Uferschwalbe die kleinere *Cotyle paludibula*. Außer der Genannten gibt es noch viele andere Arten.

Die farbenprächtigen Bienenfresser zählen fünf einheimische Arten, welche von den europäischen (*Merops Apiaster* und *M. Savignyi*) auf ihrem Zuge besucht worden. Unter den ersteren zeichnet sich *M. coeruleocephalus* durch seine Größe und Schönheit, *M. Bullockii* durch sein lebhaft gefärbtes Gefieder aus. Die Bienenfresser tragen wesentlich zur Belebung der Wälder bei. Pärchenweise sitzen die Vögelchen auf hervorragenden niederen Nestern und rufen von Zeit zu Zeit ihr allen gemeinsames Guep, Guep*), bis sie ein fliegendes Insekt erspähen, auf welches sie sich mit großer Schnelligkeit stürzen. Ihre Gesichtsschärfe ist außerordentlich; sie nehmen selbst kleine Insekten bis auf hundert Fuß Entfernung wahr. Während der eine Gatte seinem Raube nachfliegt, bleibt der andere ruhig sitzen; ich habe nie gesehen, daß sich zwei Bienenfresser um die Beute gestritten hätten. Es sind verträgliche, höchst gefellschaftliche und liebenswürdige Vögel, welche dem Beschauer ebenso sehr durch ihr schönes Federkleid, als durch ihr Verhalten erfreuen.

Unter den Eisvögeln treten in den Urwäldern jene merkwürdigen Formen auf, welche die Systematiker *Dacelo* und *Halcyon* genannt haben. Die Denis Centralafrika's zählt mehrere Arten derselben, welche sämmtlich mehr dem Lande, als dem Wasser angehören und, anstatt Fische, Insekten fangen. An unseren Eisvogel erinnert die wunderschöne *Alcedo coerulea*, welche sich von ersterem durch viel geringere Größe — sie ist nur halb so groß — und eine prachtvolle Federhülle, die sie ausbreiten und erheben kann, unterscheidet. Der geschäzte Eisvogel Egyptens (*Ceryle rudis*) ist seltener, als am Nil. Abyssinien beherbergt andere ausgezeichnete Arten.

*) Daher der französische Name Guépier.

Unser Kuckuk ist, wie der südeuropäische Straußkuckuk, nur Gast in den tropischen Wäldern. Von den einheimischen Arten dieser Familie haben wir vier aufgefunden, unter denen der Goldkuckuk (*Chrysococcyx auratus*) der schönste ist. Er hat ungefähr die Größe und Gestalt unseres Wendehalses und ist einer der prachtvollsten Vögel Central-Afrika's, dessen Purpurgefieder mit dem der Glanzdrosseln und Honigsauger an metallischem Glanz und an Farbe wetteifert. *Centropus senegalensis*, ein unscheinbarer, selbst brütender Kuckuk, welcher beständig nach Ameisen stinkt, weiß selbst die dichtesten Gebüsche der Urwälder mit derselben Leichtigkeit als in Egypten die Rohrdichte zu durchschlüpfen; *Centropus afer* und *C. superciliosus* lieben mehr die freieren Waldpartieen. Die Honigangeber, Indicator, von denen man drei bis vier Arten kennt, sind in Abyssinien häufiger als im Sudahn, wo sie in den Wäldungen des oberen weißen Flußgebietes zu finden sind.

Unser *Pirrol* kommt jeden Winter bis in die Urwälder, welche zwei ihm ähnliche, afrikanische Arten, *Oriolus aureus* und *O. Moloxita*, beherbergen.

Zu den gemeinsten Waldvögeln Ost-Sudahns gehört die abyssinische Mandelkrähe (*Coracias abyssinica*), welche die unsrige mit kleinerm Körper, aber in höherer Ausbildung darstellt. Ihr Schwabenschwanz, an dem die äußersten Steuerfedern um vier Zoll verlängert sind, und ihre intensiveren Farben unterscheiden sie leicht von dieser, mit welcher sie dieselben Sitten hat. Die kordofanesischen Wälder beherbergen eine ungleich feltnere Art der Mandelkrähe, die *C. naevia*. Hierher gehören die *Venera Eurystomus* und *Apoloderma*, welche beide nur durch eine einzige Art repräsentirt sind.

Hedenborg's Wüstenrabe kommt auch im Sudahn vor, der weißbrüstige Rabe (*C. scapulatus*) ist aber häufiger als er. Südlich vom dreizehnten Grade begegnet man zuweilen dem äußerst vorsichtigen *Corvultur crassirostris*, *Ruepp.*, einem ziemlich großen Raben mit dickem Schnabel; in Abyssinien kommen

nach Kuppell noch zwei andere Raben und die den Raben ähnliche Alpenkrähe, *Fregilus graculus*, vor.

Eine reiche Sippe oder Familie, die der Glanzdrosseln, *Lamprotornis*, reiht sich dem System nach an die Krähen an, enthält aber zugleich den ausgezeichnetsten Prachtvögel der afrikanischen Tropenländer. Man kennt ungefähr zehn Arten dieser ihrem Namen alle Ehre machenden Vögel. Wir haben drei Arten, *L. nitens*, *L. aeneus* und *L. rufiventris*, oft erlegt und noch *L. morio*, sowie den wirklich prächtigen *L. superbus*, *Ruepp.*, beobachtet. Die Glanzdrosseln sind lebhaftere, muntere Thiere, welche die Schönheit ihres Gefieders immer im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen wissen. Unserem Staar ähnelt der *Dilophus carunculatus* in seiner Gestalt; er besitzt aber weder das ansprechende Gefieder unseres Lieblings, noch dessen philosophische Denkart, welche ihm unter allen Verhältnissen eine ungestörte Heiterkeit erhält. *Dilophus* ist ein einfacher, stiller Bewohner der Wälder und nicht fähig, unseren jovialen Frühlingsboten in irgend einer Weise zu ersetzen.

Die Nashornvögel, *Bucerotidae*, treten in drei Sippen, von denen zwei unserem Gebiete im engeren Sinne gehören, in Nord-Ost-Afrika auf; die Pisangfresser, *Musophagidae*, welche zwei Sippen bilden, gehören mehr Abyssinien, die Madenhacker, *Buphaginae*, diesem Lande und den Urwäldern der Nilzflüsse gemeinsam an. Von ersteren ist der die Größe eines Truthahns erreichende *Tragopan abyssinicus* eine ziemlich seltne Erscheinung, während die der Sippe *Tockus* gehörigen Arten, von denen man vier bis sechs unterschieden hat, überall, wo sie vorkommen, häufig sind. Im Sudahn sind zwei Arten: *T. erythrorhynchus* und *T. nasutus* gemein. Die Nashornvögel sind phantastische Geschöpfe mit ernsthaft-komischen Bewegungen und Manieren. Im Fluge strecken sie den Hals lang aus und stürzen sich, nachdem sie einige Flügelschläge gethan haben, in einem Bogen tief nach unten, erheben sich aber rasch wieder zu der vorigen Höhe. Ihr Flug ist der der Spechte, ihr Gang der der Raben, ihr Betragen ein sonderbares Gemisch von dem der Hühner,

Krähen und anderer Vögel. Sie fressen Früchte und Samereien und sind höchst gutmüthige Thiere. Unter den Pisangfressern gibt es wirklich prachtvolle Arten. In Abyssinien leben *Turacus leucotis* und *T. leucolophus*, *Heugl.*, einzeln und in kleinen Gesellschaften; *Chizaerhis zonura*, *Ruepp.*, ist auch in den Urwäldern gemein.

In der Ordnung der Klettervögel treten die Spechte auffallend zurück. Schon Gloger bemerkt, daß alle Wälder mit harten Holzarten (wie z. B. die Australiens) arm an Spechten sind. Im Sudahn finden wir nur drei Arten, welche sämmtlich unseren großen Buntspecht an Körpergröße nicht übertreffen: *Picus aethiopicus*, *Hemprich*, *P. Hemprichii*, *Ehrenb.* und *P. poicephalus*, *Swainson*. Rüppell fand in Abyssinien noch eine neue Art, den *P. schoënsis*, auf. Sie tragen im Gegensatze zu den prachtvoll gefiederten Spechten Amerika's ein ziemlich unscheinliches Federkleid. In ihrem Betragen ähneln sie den Buntspechten. Unser Wendehals kommt nur auf dem Zuge in die Urwälder, wird aber in Abyssinien durch die von Rüppell aufgefundene *Yunx aequatorialis* ersetzt. Von den Bartvögeln kennt man bis jetzt ungefähr zehn Arten, welche drei Sippen angehören. Wahrscheinlich werden noch mehrere entdeckt werden, da alle Bartvögel dicke Baumwipfel lieben, in denen sie schwer zu entdecken sind. Dort sitzen sie lange Zeit unbeweglich auf einem Aste und singen, wenn man das Ausstoßen einzelner Töne, welche zu einer monotonen Weise verbunden werden, Singen nennen will.

In Egypten ist der Wiedehopf ein häufiger Vogel, im Sudahn verschwindet er fast gänzlich. Dort scheint ihn eine ihm entfernt ähnliche Form, *Promerops*, welche ich Baumwiedehopf nennen möchte, zu vertreten. Man kennt bis jetzt vier Arten: *P. erythrorhynchus*, *P. cyanomelas*, *P. minor* und *P. pusillus*, *Heuglin*, welche im Sudahn vorkommen. Die Baumwiedehöpfe haben den bekannten, sprichwörtlich gewordenen Geruch unserer *Upupa Epops* und sind ebenso lebhafte, aber weit lautere Vögel als sie. Man sieht sie in kleinen Gesellschaften baumläuferartig an den Stämmen der Mimosen herumklettern und

hört schon von Weitem ihre ununterbrochene Unterhaltung. In den Menschen fernen Waldungen sind sie dummdreist und wissen nicht, was Gefahr ist. Der Jäger kann einen von ihnen nach dem andern herabschießen, ohne die Gesellschaft zu zersprengen. Die Lebenden umfliegen die Gefallenen mit lautem Beileidsgeschrei und setzen sich, ohne diese zu verlassen, dem Tode aus. Die letztgenannten Arten leben paarweise.

Amerika's Kolibri's finden ihre fast ebenbürtigen Vertreter in den Honigsaugern, von denen zwei Arten (*Nectarinia metallica* und *N. pulchella*) im Sudahn häufig und mit Inbegriff Abyssiniens zehn Arten bekannt geworden sind. Wo eine Art lebt, findet sie sich stets in zahlreichen Exemplaren. Die Honigsauger sind ein Schmuck der Wälder und Gärten. Die metallischen Farben ihres Gefieders glänzen bei günstiger Beleuchtung wie Edelgesteine. Ihr Betragen ähnelt dem unserer Goldhähnchen. Mit leisem, oft wiederholtem Lockrufe kommen sie zu den Blüthen, hängen sich an die Zweige und tauchen ihre Spechtzungen tief in die Blumenkelche, um von deren Nektar zu naschen; doch verschmähen sie auch kleine Insekten nicht. Es sind höchst muntere, intelligente Vögelchen.

Neben wirklichen Fliegenfängern (*Muscicapa*), zu denen mehrere europäische Arten als Wintergäste kommen, wohnen andere hierher gehörige Sippen in den tropischen Waldungen. Auch unter ihnen, z. B. unter der Sippe *Muscipeta*, giebt es Arten, welche sich durch Prachtgefieder auszeichnen. Dagegen fehlt ihnen größtentheils die Lebendigkeit unserer nordischen Fliegenfänger.

Die würgerartigen Vögel zeichnen sich durch einen Reichtum von Sippen aus; fast jede Art der in den Waldungen vorkommenden Würger gehört einer besonderen Untergattung an. Unsere deutschen Würger sind Wintergäste in den Wäldern, wo sie bei fetter Nahrung das Geschäft der Mauerer vollbringen. Wir haben im Ganzen sechzehn Würgerarten — von denen vier noch unbekannt waren — aufgefunden und zweifeln nicht, daß die Wälder die Heimath noch anderer bekannter oder unbekannter Arten sind. Von ihnen sind zwei Arten besonders ausgezeichnet: der

Laniarius erythrogaster, *Rueppell*, durch die Pracht seines Gefieders, und *Prionops cristatus*, *Ruepp.*, wegen seines Kopfschmuckes. Er trägt nämlich einen helmartigen Federbusch auf dem Kopfe, welchen er kronenartig ausbreiten oder zu einem schmalen Kämme zusammenlegen kann, und ist besonders deshalb merkwürdig, weil sich bei ihm die Bindehaut der Augenlider (*Conjunctiva palpebrarum*) nach Außen umfülpt und in Verbindung mit der äußeren Haut einen freien, in mehrere Lappen gespaltenen, lebhaft gefärbten Kranz bildet; eine Erscheinung, welche in der Vogelwelt sehr vereinzelt dasieht.

Die Ordnung der Dickchnäbler (*Loxiadae*) zählt in unserem Gebiete mehrere, verhältnißmäßig aber wenige Familien. Große Finken fehlen; die eigentlichen Fringilliden fallen vielmehr wegen ihrer geringen Größe auf. Die Familie der Webervögel theilt sich in drei Sippen, von denen man bis jetzt im Ganzen ungefähr funfzehn Arten entdeckt hat, welche aber größtentheils Abyssinien angehören. *Textor Alecto*, *Ploceus flavoviridis*, *Ruepp.*, *Pl. aurifrons*, *Pl. larvatus*, *Pl. saguinirostris* und *Euplectes ignicolor* sind in allen Waldungen gemein, schlagen sich zu Zeiten in große Flüge und schwärmen dann von einem Orte zum anderen. Vorzüglich sind es die ächten Ploceiden, welche jene künstlichen Nester bauen: der Feuerfink z. B. trägt nur grüne Halmen zusammen und verflcht diese zu einem kunstlosen Neste. Zu den Kernbeißern gehört ein schmuckes Vögelchen, welches oft nach Europa gebracht und hier zahm gehalten wird, der *Coccothraustes fasciatus*, dessen Männchen sich von dem Weibchen durch ein purpurrothes Halsband und dunklere Färbung des Gefieders unterscheidet. Sein Gesang ist einfach, jedenfalls aber ebenso viel werth, als der des **C. cantans**, eines noch kleineren Vogels, welcher ungemein häufig und selbst in den wüsten Gegenden Sudahns zu finden ist. Die Wittwen (*Vidua*), jene kleinen, schöngefärbten Vögelchen, bei denen die Schwanzdeckfedern zur Paarungszeit eine abnorme Größe erreichen, kommen überall in zwei Arten vor: *Vidua paradisea* und *V. erythrorhyncha*. Ihr Flug hat etwas Schwerfälliges, gewährt aber jedem Natur-

freunde einen eigenen Genuß, zumal bei heftigem Winde; dann ist das Thierchen nur fähig, diesem entgegenzufliegen, weil sich der Wind bei jeder anderen Richtung in dem ungeheuren Schwanzgebäude verfängt. Alle eigentlichen Finken des Ost-Sudahn sind unter dem Namen „Senegalsinken“ bei den größeren Vogelhändlern Deutschlands lebend zu sehen und daher meinen Lesern wohl bekannt. Man hat etwa zehn Arten in den Wäldern aufgefunden, welche sich alle durch Farbenschmelz und zarte, effektvolle Farbenvertheilung auszeichnen. Unseren Haussperling vertritt eine von uns beschriebene Art, die *Pyrgita rufidorsalis*, welche in Charthum häufig lebt, unseren Feldsperling die bisher zu dem Genus *Fringilla* oder *Serinus* [!] gestellte *Pyrgita lutea*, deren ich schon gedacht habe. Außerdem lebt in den sudahnesischen Waldhöfchern die plumpe *P. Swainsonii*, *Ruepp.*, in den Wäldern die dem Steinsperling ähnliche *P. albigularis*, *Nobis* und eine andere von Heuglin aufgefundenene Art.

Neben dem Finken beobachteten wir zwei Ammerarten in unserem Gebiete, von denen die eine, *Emberiza caesia*, auch schon in Süd-Europa, besonders in Griechenland, erlegt worden ist. Dem Goldammer entspricht die prächtige *E. flavigaster*, *Ruepp.*, ein kleines Vögelschen mit hellgelbem Unterkörper und bräunlichem Rücken.

Auf den Waldblößen trifft man auch Lerchen an. In Winter erscheint eine von der europäischen *Melanocorypha Calandra* abweichende, etwas kleinere Kalanderlerche, die *M. rufescens*, *L. Brm.*, in Flügen in den Wäldern; *M. brachydactyla* ist zu derselben Zeit oft in Schwärmen von vielen Tausenden zu sehen. Alle übrigen Lerchenarten des Sudahn gehören der Steppe an. Von den Piepern gelangen nur wenige Arten auf ihrem Winterzuge bis in den Sudahn, wo bis jetzt noch keine diesem Lande eigenthümlichen Arten aufgefunden worden sind, obgleich in Abyssinien zwei Species: *Anthus sordidus* und *A. cinnamomeus*, *Ruepp.*, vorkommen.

Zur Winterszeit sind die Bachstelzen, *Budytes*, in der

Nähe der Flüsse überall gemein; man sieht sie in großer Anzahl neben und unter den Viehheerden.

Wir haben alle früher bekannten Schafstelzenarten, mit Ausnahme des *Budytes neglectus*, im Sudahn beobachtet, neben ihnen aber auch noch neue entdeckt. Unsere weiße Bachstelze ist ebenfalls dort zu finden; die in Nord-Ost-Afrika einheimische Art ist die *Motacilla Lichtensteinii* der Autoren und mit Sicherheit da anzutreffen, wo Felspartieen das Strombett begrenzen oder in dasselbe hineintreten.

Unsere Sänger erscheinen fast ohne Ausnahme zur Winterzeit in den Urwäldern, welche an und für sich sehr arm an eigentlichen Sylvien sind. Die Rohrsänger, Calamoherpe, werden durch die ihnen in Gestalt und Wesen verwandten Stufenschwänze, *Drymoica*, *Swains.*, von denen es sehr viele Arten gibt, vertreten, kommen aber ebenfalls regelmäßig auf dem Zuge vor. Ein guter Sänger ist der überall anzutreffende Drossling, *Pycnonotos Le Vaillantii*, der einzige melodienreiche Gartenbewohner jener Gegenden. Eigentliche Drosseln sind selten — wir kennen bloß *Turdus olivaceus*, — und erscheinen nur auf dem Zuge. Unserer Amsel ähnelt ein fröhliches, munteres Vögelchen, *Cercotrichas erythropterus*, *Linne*, welches die niederen Gebüsche bewohnt und einen aus wenigen Strophen bestehenden Gesang hat. Die Stein- und Blaudrosseln — letztere in Egypten heimisch — sind Wintergäste in den Wäldern, denen zwei bunte drosselartige Vögel, *Bessonornis semirufa*, *Ruepp.* und *B. Monacha*, *Heuglin*, angehören. Mehrere Arten aus der Familie der Timalinen durchschlüpfen lärmend selbst die dichtesten Dornengehege und begrüßen den Jäger mit einem nicht enden wollenden Geschrei. Sie halten sich in Gesellschaften zusammen und sind häufig.

Das muntere Volk der Meisen ist in N.-O.-Afrika nur durch zwei Sippen und drei Arten vertreten; in unserem Gebiet haben wir nur *Parus leucomelas*, *Ruepp.*, einige Male beobachtet.

Um so zahlreicher an Arten und Individuen sind die Tauben. In den Urwäldern verschwinden die in Egypten häufigen Felsen- und Turkeltauben (*Columba Livia*, *C. glauconotos*,

Nobis, *C. unicolor*, *Nob.*, *Turtur auritus* und *T. aegyptiacus*), aber viele Arten treten an ihrer Stelle auf. *Columba guinea* ist die größte, *C. chalcospilos* die kleinste Taube der Wälder. *C. (Oena) capensis*, die Papageitaube, erscheint oft in den Gärten der Städte und Dörfer; die Lachtaube, *C. (Turtur) risoria*, ist gemein und schlägt sich zu gewissen Zeiten in Flüge von Tausenden, welche dann die trockensten Stellen der Wälder oder mit Niederholz bestandene Steppenwäldchen aufsuchen, zusammen; eine ihr sehr ähnliche größere Taube, *T. semitorquatus*, liebt mehr die Bäume an Flussufer; die papageigrüne, *C. (Vinago) abyssinica*, erwählt sich die dichtesten, ächt tropischen Waldpartien zu ihrem Aufenthalte. Die letztgenannte zeichnet sich durch ihr lebhaft gefärbtes Gefieder, die Papageitaube durch ihre auffallende Gestalt, die „erzgesteckte“ Erdbaube durch ihre Zierlichkeit vor der übrigen Sippschaft aus; alle drei wetteifern an Schönheit mit einander. Man findet die abyssinische Taube südlich vom dreizehnten Grade n. Br. paarweise ziemlich häufig in den Wäldungen; ihr grünes Federkleid erregt unsere Bewunderung, aber dennoch sind wir im Zweifel, ob wir nicht lieber der Papageitaube mit ihrer schönen schwarzen Kehle auf dem lichten Grunde, den zimtbraunen Unterflügeln und dem sehr langen, stufenförmigen Schwanz den Vorzug geben sollen. Nur der Schnabel, die Füße, Flügel und die Beschaffenheit der Federn erinnern noch an eine Taube; ihr Totalhabitus ist ein ganz eigenthümlicher, uns Nordländern völlig fremder. Der kaum mehr als lorchengroße Körper trägt einen Schwanz, welcher mindestens ebenso lang, als jener ist und wir fragen uns verwundert, ob wir denn auch wirklich eine Taube vor uns sehen. Noch kleiner und noch zierlicher ist die Erdbaube. Kurz nach der Regenzeit hört man ihr zu einem nur wenig modulirten Rufe verkümmertes Rucksen in den dichtesten Gebüschern erschallen und gewahrt bei aufmerksamem Spähen das liebliche Thierchen auf einem niederen Aste sitzend in trauter Gemeinschaft mit seinem Weibchen, dem es jene Liebesseufzer weicht. Das sind gar freundliche Bilder aus der Vogelwelt, man erinnert sich nach Jahren noch gern an sie.

Die Perlhühner (*Numida ptilorhyncha*, *Licht.*) sind in den Urwäldern ebenso gemein, als in den Steppen. Südlich vom fünfzehnten Grade haben wir an einsamen Waldstellen sehr oft Ketten von mehr als fünfzig Stücken gesehen. Sie sind nur wenig scheu und immer eine sichere Beute des Jägers, welcher den schmetternden Lockruf des Männchens schon von Weitem vernimmt. Die Frankolinen sind seltener; in den Urwäldern ist von uns nur *Francolinus RuPELLII* beobachtet worden. Unsere Wachtel trifft man im Winter auf jeder Waldblöße als Gast; am weißen Flusse lebt eine weit lebhafter gezeichnete Art, die *Coturnix crucigera*, *Heuglin.*

Wie die Hühner lieben auch einige Kennvögel unser Gebiet. Wir begegnen in den Wäldern zwei Arten von Dickfüßen, *Oedienemus senegalensis*, *Licht.* und *Oe. affinis*, *Ruepp.*, drei Läufer, *Cursorius isabellinus*, *C. chalcopterus* und *C. bicinctus*, dem „Krokodilwächter“ oder Regenvogel, *Hyas aegyptiacus*, *Caban.* (auf jeder Sandbank in einem Strome), zwei Arten von Brachschwaben, *Glareola austriaca* und *Gl. Nordmanni*, zwei Lappenkübießen, *Lobivanellus melanocephalus* und *L. senegalensis*, und mehreren Regenpfeiferarten.

Die Ordnung der Wadvögel zeigt uns alle europäischen Formen, aber auch einige acht afrikanische und dem Innern des räthselhaften Landes ganz eigenthümliche. Viele europäische Wadvögel besuchen den Sudahn alljährlich in höchst eigener Person. So erscheinen von den ächten Reihern *Ardea cinerea* und *A. Nycticorax* regelmäßig in den Urwäldern, welche im Ganzen fünfzehn Arten von Reihern, unter ihnen zwei von uns entdeckte Silberreier, beherbergen. Von ihnen hebe ich zwei hervor: den Riesen- und Sturm's Reier, *Ardea Goliath*, *Rueppell* und *A. Sturmii*, *Wagl.* Ersterer ist in der That ein Goliath. Er ist fast doppelt so groß als der Fischreier und hat einen mächtigen Schnabel und einen Schlund, in welchen man die geballte Faust ohne Mühe einschieben kann. Seine Trägheit wird ihm bei seiner großen Vorsicht ungefährlich; er ist noch scheuer als unser Fischreier und entflieht dem herannahenden Jäger, dessen Beute er

selten wird, schon aus großer Entfernung. Bei all' seiner Plumpheit ist er nicht schmutzlos, sondern trägt ein ziemlich lebhaft gefärbtes Federkleid. Wir haben bei keinem anderen Reiher ein so starkes Abfärben des auf dem Gefieder liegenden Farbestaubes bemerkt, als bei ihm. Ganz das Gegentheil zu dieser wirklich imposanten Erscheinung ist die kleine, zutrauliche *A. Sturmii*, unstreitig einer der schönsten Vögel dieser Gruppe. Die Farben seiner zum Theil metallisch schimmernden Federn wechseln in höchst effektvoller Weise mit einander ab und sind ungemein zart. Sturm's Reiher gleicht an Größe der südeuropäischen *A. ralloides*, lebt an den Ufern der Flüsse und Chuahr und in unter Wasser gesetzten Waldpartien, wo er sich geschickt zwischen den Wurzeln und Zweigen der Bäume herum bewegt und kleinen Fischen, Wasserinsekten und anderen Wasserthierchen auslauert. Dr. v. Heuglin hat vor Kurzem einen neuen, einfarbig blaugrauen Reiher, *Ardea concolor*, am weißen Flusse entdeckt.

Die Sippe *Scopus* zählt in Nord=Ost=Afrika nur eine Art, *Sc. Umbretta*, *Linne*. Es ist ein auffallender, rabengroßer Vogel mit mittellangen Reiherbeinen und starkem, hohem, seitlich zusammengedrücktem Schnabel, wie sein Name andeutet, von düsterer, brauner Färbung, welcher hier und da vorkommt. Anstatt unseres Löfflers tritt die *Platalea tenuirostris*, *Tem.*, ein kleinerer Vogel als unsere *Pl. leucorodia*, auf, welcher sich auch durch seine nackte Stirn und die karminrothen Füße hinlänglich von dieser unterscheidet.

Die Familie der Störche zeigt nicht minder merkwürdige Formen als die der Reiher. An den beiden Hauptflüssen lebt ein fast storchgroßer Vogel, der Klaffschnabel, *Anastomus lamelligerus*, *Illig.*, ebenso auffallend wegen seines nur an den Spitzen sich berührenden, rauhen und ungefügten Schnabels, als wegen der in hornähnlichen, schillernden und schimmernden Blättchen endigenden Federn der Brust und des Rückens; er ist keine Seltenheit und einigt sich oft in Schaaren von mehreren hundert Individuen. Am oberen weißen Flusse kommt der bis jetzt noch nirgends weiter aufgefundenene *Balaeniceps* *Rox, Gould*, einer der interessan-

testen Vögel des Erdballs vor. Der Kenner, welcher dieses Thier zum ersten Male sieht, weiß seiner Bewunderung nicht satifam Worte zu geben; aber auch der Laie betrachtet mit höchstem Staunen einen Vogel, dem er es anmerkt, daß ihn eben nur das märchenhafte Afrika erzeugen konnte. An ihm ist Alles kolossal, zu meist der Schnabel, welcher ihm bei den arabischen Schiffen zu dem Namen „Abu-Markuhb“, Besitzer oder Vater des Schuhs, verholfen hat. Er hat in der That große Aehnlichkeit mit einem jener plumpen Schuhe, welche die egyptischen Bauern tragen; er ist ungemein breit, dick und kräftig, etwa zweimal so lang als der Kopf, an der Basis doppelt so breit als an der Spitze, wo er in einem starken Haken endigt. Der Unterschnabel ist wie der des Pelikans höchst biegsam.

Nachdem die ersten Exemplare des Vogels, welche wir in Charthum bei Nikola Ulivi gesehen hatten, nach Europa gekommen waren, verging geraume Zeit, ehe es gelang, andere zu bekommen. „Erst im Winter 1853,“ sagt Dr. v. Heuglin, „sanden einige meiner Bekannten, denen ich einen Jäger zur Begleitung nach dem Bahyr el abiadt mitgegeben hatte, den Riesenvogel im Lande der Kitsch oder Kihl zwischen dem siebenten und achten Grade der nördlichen Breite wieder auf.“

„Unser Vogel lebt einzeln und in kleinen Flügen an unbesetzten Orten in hohen Gramineen und Ambadjbüschen*) auf überschwemmtem Boden und in Sümpfen. Unmittelbar am weißen Flusse wurde er bloß einzeln bei den Kitsch-Negern angetroffen; häufiger ist er westlich von diesem Strome an den vielen Chuahr; vorzüglich an einem mit dem Strome parallel laufenden Flusse, dem Niebohr.“

„Er ist furchtsam und scheu und versteckt sich gern in den Gramineen. In der Haltung gleicht er dem Marabu am Meisten; sein Flug ist kurz und niedrig. Er lebt bloß von Fischen, die er, oft bis an die Brust im Wasser stehend, geschickt herausfängt.

*) Der „Ambadj“ ist eine langgestengelte rohrartige Wasserpflanze mit weichem Marke.

Verwundete setzen sich, laut mit dem Schnabel knackend, gegen ihren Angreifer zur Wehre. Man hat bisher keine Stimme, sondern nur eine kurze Zeit währendes Klappern mit dem Schnabel gehört.“

„Im Juni baut er sein auf einem zwei Fuß hohen Haufen von Ambadj in den dichtesten Gramineen stehendes, aus Ambadjstengeln, Reisern und Grasshalmen roh zusammengefügtes Nest auf die Erde.“

Unsere deutschen Störche, die *Ciconia alba* und *C. nigra*, *Linné*, kommen auf dem Zuge vor, erstere in ungeheuren Schaa- ren. Wenn sie erscheinen, zieht die im Sudahn heimische *C. Abdimii* weiter nach Süden, gleichsam als wolle sie ihren Gattungs- verwandten Platz machen; nur die weit seltene *C. leucocophala*, *Linné*, bleibt in kleinen Familien im Lande zurück. Südlich vom vierzehnten Grade begegnet man dem Sattelstörche, *Mycteria ephippiorhyncha*, *Ruepp.*, welcher durch seine Gestalt und Farben- pracht schon von Weitem, vorzüglich wenn er fliegt, bemerklich wird. Man muß diesen Giganten, um seine Pracht gehörig ver- stehen zu können, im Urwalde — denn dahin gehört er — gese- hen haben. Unsere deutsche Ornis gibt uns selten Haltpunkte, um die Ornis der Tropen mit ihr vergleichen zu können; eine Erschei- nung, wie die eines lebenden Sattelstörchs, malen uns nicht einmal unsere Träume aus. Die Kropfstörche (*Marabu's*), *Leptoptilos crumenifer*, *Gray*, mit denen man die *Mykteria* oft zusammen sieht, sinken in deren Gesellschaft zum gemeinen Bö- bel herab und nur der rosenroth überhauchte Nimmersatt, *Tantalus Ibis*, *Cuv.*, darf neben jenem König der Störche sein Prachtgefie- der zeigen, ohne befürchten zu müssen, daß es erleicht.

Der heilige Ibis, *Ibis religiosa*, *Auct.*, hat noch einen Gattungsverwandten in der *Harpiprion Hagedash*, *Sparrmann*, welcher sich bei günstiger Beleuchtung durch seine metallisch schim- mernden Flügeldecken schon aus großer Entfernung kenntlich macht. Sein weit vernehmbares Geschrei ähnelt dem Wehklagen eines Kin- des. Südlich vom zwölften Grade trifft man den merkwürdigen, einem schmutzigen Nasgeier nicht unähnlichen *Geronticus comatus*, *Ehrenb.*, und im Winter den in Ungarn geborenen

Falcinellus igneus, welcher auch schon auf Island geschossen worden ist.

Die Sichler oder Brachvögel (Doppelschnepfen), *Numenius*, *Linne*, besuchen die Flüsse der Wälder auf ihren Wanderungen und bekunden durch ihr scheues Wesen, daß sie von Europa kamen; wir erhielten glücklicher Weise ein gepaartes Paar einer neuen Art dieser Sippe. Hier und da, im Ganzen sehr einzeln, begegnet man einem Sumpfläufer (*Limosa*); Strandreiter (*Himantopus*) sind häufiger. Die kleinen Schlamms-, Strand- und Uferläufer, *Pelidna*, *Tringa* und *Totanus*, kommen in mehreren Arten vor und suchen sich ihrer Lebensweise entsprechende Plätze in den Strömen oder Regenteichen; Egyptens Goldschnepfe (*Rhynchoaea variegata* oder *capensis*) bezieht mit zwei Arten der Heerschnepfe (*Telmatias*) die letzteren und wundert sich, die schöngefärbte *Parra africana* dort zu finden. Unser Wiesenknarrer hat sich feuchte, mit hohem Grase bedeckte Waldpartien, in denen sich auch einige Teichhühnchen versteckten, auserkoren und besucht zu kühler Abendzeit die sich in den Regenteichen herumtummelnde *Fulica atra*, welche eigentlich wohl nicht weiß, was sie in den Urwäldern will. Ich glaube, daß sich alle diese europäischen Vögel, wenn sie, Hunderte von Meilen vom Vaterlande entfernt, im Inneren Afrikas mit Unserem zusammenkommen, ebenso wundern, als der ihrer Heimath entstammte Reisende, welcher sie, die alten Bekannten, mit Erstaunen begrüßt.

Die Ordnung der Schwimmvögel, welche in Egypten wegen der diesem Lande aus ganz Europa zuwandernden Wintergäste sehr reich vertreten ist, ist im Sudahn verhältnismäßig arm. Die Flüsse beherbergen jahraus, jahrein drei Arten und ebenso viele Sippen von Gänsen: *Anser* (*Plectropterus*) *gambensis*, *Leach*, *A.* (*Sarkidiornis*) *melanonotos*, *Eyton*, und eine von der egyptischen *A.* (*Chenalopex*) *aegyptiacus*, *Stephens*, specifisch verschiedene, — viel kleinere — Nilgans. Erstere brüten in den Regenteichen, letztere nistet auf Bäumen. Von den wandernden Enten gelangen wenige Arten bis in den Sudahn — wir haben *Anas* (*Dafila*) *acuta* häufig, *A.* (*Casarca*) *rutilus* felt-

ner, und außer ihnen nur A. (Mareca) Penelope, A. (Querquedula) Crecca, Q. Circa (Anas Querquedula) und A. (Spatula) clypeata bemerkt —; von den im Sudahn heimischen Gattungen und Arten haben wir Anas (sehr mit Unrecht von Swainson Dendrocygna*) genannt) viduata, Linné, häufig und A. (Poëcilonitta) erythrorhyncha, Eytton, seltner beobachtet.

Wenige Arten von Möven verfolgen den Nil bis in unser Gebiet; häufiger schon sind die Seeschwalben. Bei Charthum sieht man die fischraubende Sterna (Sylochelidon) Caspia mit ihrem abwärts gerichteten, großen rothen Schnabel — wegen dessen sie die Sudahnesen Abu-Bellach, d. h. Besitzer der Dattel oder das der Dattel ähnlichen Schnabels nennen — das ganze Jahr hindurch über den Strömen herumsegeln; im Herbst und Winter tummelt sich St. (Gelochelidon) aglica, St. (Hydrochelidon) leucoptera, St. leucopareja und St. nigra über allen Waldblößen, Regenteichen und oft mitten in der Steppe herum, um dort Heuschrecken zu fangen. Der den Seeschwalben nicht unähnliche Scheerenschnabel ist unter ersteren Das, was die Gulen unter den Raubvögeln sind: ein Nachtvogel. Mit Beginn der Dämmerung verläßt er die Sandbänke, auf denen er den Tag über regungslos mit plattgedrücktem Leibe lag und fliegt unter schwermüthigem Rufe — welcher überhaupt allen nächtlichen Vögeln eigenthümlich zu sein scheint — dicht auf der Oberfläche des Wassers dahin. Dann und wann senkt er seinen Unterschnabel in die Wellen, als wolle er sie pflügen, wahrscheinlich, um Insekten aufzunehmen. In der Zeit des niedrigsten Wasserstandes (April, Mai, Juni) gräbt er sich flache Löcher in den Sand und legt in diese drei bis vier graugrünliche, mit braunen Punkten und Flecken besprengte Eier. Er ist ein geselliger Vogel und hält sich immer in Flügen von zwanzig bis hundert Stück zusammen. Man findet ihn schon vom zwanzigsten Grade an an sandinselnreichen Stellen des Nil.

Unter den pelikanartigen Vögeln stelle ich den prachtvollen

*) Sie geht nie auf Bäume.

Schlangenhalsvogel, *Plotus Le Vaillantii*, *Tem.*, obenan. Sein Name, welchen ihm die Hottentoten gegeben haben sollen, ist einer der bezeichnendsten, die ich kenne. Der Hals des Vogels hat schon in seiner Gestalt und Färbung große Aehnlichkeit mit einer Schlange, aber erst, wenn man den Vogel schimmern sieht, versteht man, wie passend die Benennung ist. Schon wenn er ruhig schwimmt, ragt nur der dünne Hals über die Oberfläche des Wassers hervor, der übrige Körper ist ganz vom Wasser bedeckt, unsichtbar und fast unverwundbar. Allein unser Vogel schwimmt nur selten so, daß er überhaupt sichtbar ist. Gewöhnlich schwimmt er „entre deux eaux“, d. h. zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Wassers dahin. Und dabei bewegt er seinen dünnen Hals wie eine Schlange nach allen Richtungen, um hier und da etwas Genießbares zu erspähen und zu erhaschen. Mittags sieht man ihn auf Sandbänken mit ausgebreiteten Flügeln sitzen, als wolle er mit einer gewissen Gefallsucht seine ganze Pracht entfalten. Dann lockert er die weichen, tiefschwarzen Federn, um zu zeigen, wie weit jeder Sammetstoff hinter seinem Gefieder zurücksteht und legt die langen, schmalen, silbergesäumten Federn, welche ihm die Flügel bedecken, recht zur Schau. Er lebt südlich vom sechzehnten Grade.

Größere oder kleinere Schaaren von Pelekanen sind stetige Gäste der Urwälder. *Pelecanus minor*, *Ruepp.*, kommt von Egypten herauf, *Pelecanus rufescens*, *Latham*, vom rothen Meere herüber, *P. giganteus*, *Mihi*, ein wirklich gigantischer Vogel, der größte von allen mir bekannten Pelekanen, ist unserem Gebiete vielleicht eigenthümlich.

Höchst selten verirrt sich der Kormoran, *Phalacrocorax Carbo*, *Dumont*, bis in den Sudahn; häufiger bemerkt man den kleinen *Ph. africanus*, *Gmelin*, welcher den Nil und seine Zuflüsse nie verläßt.

Aus der Familie der Steißfüße haben wir nur eine Art, den *Podiceps minor*, *Latham*, im Sudahn gefunden. —

Die Klasse der Reptilien oder Amphibien, welche, wie man glauben möchte, in Afrika ganz besonders reich an Arten sein

sollte, scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen weniger zahlreich vertreten zu sein, als in anderen, unter gleichen Breiten liegenden Erdtheilen. Zwar ist es wahrscheinlich, daß man, trotz der den Reptilien eigenthümlichen und in Afrika mehr als sonst wo bemerklichen, erstaunlichen Verbreitung einzelner Arten, noch viele Entdeckungen im Bereiche dieser Klasse machen wird; jedoch scheinen alle zur Zeit bekannten Beobachtungen das Resultat zu liefern, daß Afrika weit weniger Reptilien erzeuge, als z. B. Amerika. Ich selbst habe mich in Nord-Ost-Afrika nicht mit dem Sammeln dieser Thiere beschäftigt und kann nur eine ganz allgemeine Uebersicht der Klasse geben.

Die Ordnung der Baumkletterer (*Dendrobatae*, *Wiegmann*) ist durch die Chamäleone, von denen man vier Arten aufgefunden hat, repräsentirt. Diese Thiere, welche der Sammler oft in seine Hand bekommt, lassen sich bis zu einem gewissen Grade zähmen, nehmen ihrem Wärter Insekten aus der Hand und erfreuen ihn durch ihr ewig wechselndes Farbenspiel; sie sind recht artige Stubengenossen, leben aber leider nicht lange in der Gefangenschaft, obwohl sogar in Europa schon einzelne Exemplare über ein Jahr lang am Leben geblieben sind. Die den Eidechsen eigene Schnelligkeit scheint bei ihnen nur auf die unstillen, nimmer müden und von einander vollkommen unabhängigen Augen (von denen sich eins in die Höhe richtet, während das andere zu Boden blickt, das eine sich vorwärts und das andere sich rückwärts dreht oder still steht, indem sich das andere bewegt) und die blitzschnell fünf Zoll weit aus dem Rachen hervorschießende Zunge reducirt zu sein. Man war früher der Meinung, daß das Chamäleon seine Farben den das Thier umgebenden Gegenständen anpassen könne; diese Ansicht ist vollkommen unrichtig. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Gemüthsbewegungen und äußere Reize, sowie Aeußerungen des Gemüths (Hunger, Durst, Bedürfniß nach Ruhe, Sättigung, Kitzel*) u. s. w.) wesentlichen Einfluß auf die Farbenänderungen des Thieres ausüben.

*) *Observavimus colorem Chamaeleontis in actu coitus lacteum fieri.*

In der Ordnung der Erdläufer (*Humivagae*, *Wieg.*) finden wir viele Reptilien, welche sich die wüsthsten Orte jener Länder auserkoren haben, so z. B. die meisten Arten der Sippe *Uromastix*, *Merrem*, jener merkwürdigen, ungeschügigen, aber dennoch sehr gewandten, äußerst bissigen und ungestümen „Eidechsen“, welche sich ihrem Angreifer mit eigenthümlichem Pfauchen zur Wehre stellen, auf ihn losgehen und empfindlich beißen. Vorzüglich thut es *Uromastix spinipes*, *Merrem*. Die Ordnung zählt ungefähr zwölf, sieben Sippen angehörige Arten in Nord=Ost=Afrika.

Ebenso reich oder arm ist die Ordnung der Wandkletterer oder Gekonen (*Ascalabotae*, *Wieg.*), von denen einige Arten: *Hemidactylus granosus*, *Ruepp.*, *Ptyodactylus lobatus*, *Cuv.*, und *Pt. guttatus*, *Ruepp.*, fast in jedem Hause anzutreffen sind. Die Eingebornen nennen diese Thiere (deren ich auf Seite 151 des ersten und auf Seite 139 des zweiten Theils dieser Blätter schon gedacht habe) „Abu-Burß“, wörtlich „Vater des Aussages“, jedenfalls wegen ihrer düsteren, rauhen Haut, welche dem Aussag in der That sehr ähnelt. Die Gekonen sind durch ihre Klebefinger in den Stand gesetzt, an allen Flächen, mögen sie eine Richtung haben, welche sie wollen, zu gehen; sie laufen gemächlich an der Zimmerdecke herum. Ihre Füße und Augen sind gleich interessant. Erstere haben fünf meist ausgebreitete Zehen mit querlaufenden Hautfalten und mittelgroßen Nägeln, letztere das Unheimliche aller Reptilienaugen verloren und einen sanften, wirklich lieblichen Ausdruck.

Von den ächten Eidechsen (*Sauri*, *Fitzinger*), welche in Nord=Ost=Afrika leben, hat man viele in dreizehn Genera gehörige Arten aufgefunden. Die afrikanische Sonne hat ihre Schuppenhaut zum Theil mit den prachtvollsten Metallfarben begabt, ihre Heimath ihnen die sonderbarsten Formen gegeben. Sie finden sich überall und zwar erstaunlich häufig. In jedem Garten treiben die unschuldigen, harmlosen Thiere ihr Wesen, in jedem Walde sind sie daheim. Hier werden sie oft unangenehm, weil ihr Rasseln in den abgefallenen Blättern fortwährend an die ebenfalls allerorts vorhandenen Schlangen — vor denen sich in gewissem Grade zu fürchten, man niemals sich ganz entwöhnen kann — erinnern. Die

größten Thiere dieser Ordnung sind die Warneidechsen oder Warane, von denen der *Polydaedalus nilotitus*, *Wagler*, der Nilwaran oder „Wärrän el Bähhr“ der Araber der häufigste ist. An menschenleeren Orten erreicht er oft eine Größe von sechs Fuß und darüber; man sieht ihn, sich sonnend, an den Ufern der Ströme liegen, in deren Fluthen er beim Erscheinen eines Menschen sogleich verschwindet. Obgleich zwischen seinen langen Zehen keine Schwimmhaut ausgespannt ist, schwimmt und taucht er doch vorzüglich. Seine Unterkieferäste sind nur durch Bänder mit einander verbunden und erlauben ihm, wie es die Schlangen vermögen, große Thiere zu verschlingen. Dies berechtigt zu der Annahme, daß er Vögeln und kleinen Säugethieren nachstellt und hiermit steht seine außerordentliche Behendigkeit nicht im Widerspruch. An wüsten Orten lebt der fast gleichgroße *Psammosaurus griseus*, *Fitzinger*, der Erdwaran oder „Warran el Arbt“ der Araber, ein ebenso gewandtes, aber weniger furchtsames, sondern vielmehr höchst muthiges, bössartiges Thier, welches den sich ihm nähernden Menschen und Thieren nach dem Gesicht springt oder sich in die Beine einbeißt. Man kennt zur Zeit gegen zwanzig unserem Gebiete angehörende Arten dieser Ordnung.

Die Ordnung der Halbeidechsen (*Hemisauri*, *Kaup*) zählt viele, acht Sippen angehörige Arten, welche alle ächte Waldbewohner sind.

Leider ist auch die Ordnung der Schlangen (*Ophidia*, *Fitzinger*) in den Urwäldern wenigstens durch zahlreiche Individuen vertreten. Neben der unschuldigen „Assala“ der Sudanesen, dem *Eremiopython hieroglyphicus* des Systems ringelt sich die außerordentlich giftige „Haje“ (*Uraeus Haje*, *Hasselquist*) durch das hohe Gras, welches den Boden bedeckt und wird darin, weil sie schwer bemerkt wird, gefährlicher als in Egypten, wo sie weit häufiger ist. Andere Giftschlangen sind: *Gonyechis Cerastes*, *G. Cleopatrae*, *Echis Pavo*, *E. pyramidum* u. a. m., welche die Araber mit dem ihnen gemeinschaftlichen Namen „Debihbe“ (was auf der Erde kriecht) bezeichnen. Diese und — die Affen haben eine gleich große Furcht vor den Schlangen, vor denen man

übrigens auch keinen Augenblick und nirgends sicher ist, denn sie besuchen sehr oft und gern das Innere der Wohnungen. Nach den Berichten der Sudahneseu soll es eine kleine, kaum anderthalb Fuß lange Giftschlange geben, deren Biß unbedingt und in kürzester Zeit tödtet; ich selbst habe dieses Thier nie gesehen. Man wundert sich, daß bei der großen Zahl von Giftschlangen so wenige Menschen durch sie das Leben verlieren; die Krokodile fressen ihrer weit mehr, als die Schlangen tödten.

Unser Gebiet ist sehr arm an Landschildkröten (*Tylopo-da*, *Wagler*). Der in Egypten häufige *Chersus mauritanicus*, *Wagl.*, kommt im Sudahn nicht mehr vor; man kennt von dort her nur *Geochelone senegalensis*, *Fitzinger*. In Schoa fand Rüppell eine der merkwürdigen Sippe *Cinixys*, *Bell* (bei welcher der hintere Theil des Rückenschildes beweglich ist) zugehörige Art: *C. Schoënsis*, *Ruepp.*, auf.

Raumreicher ist die Ordnung der Flußschildkröten (*Steganopoda*, *Wagler*), von welchen in Abyssinien und im Sudahn zusammengenommen nur vier Arten: *Pelomedusa olivacea* oder *Gehafie*, *P. Adansonii*, *Aspidonectes aegyptiacus*, *Wagler*, und *Cryptopus senegalensis* gesammelt und beobachtet wurden.

Auch die Ordnung der Batrachier (*Batrachia*, *Kaup*) ist außerordentlich arm oder noch höchst wenig erforscht worden. Von den Laubfröschen kennt man eine einzige Art, welche mit der europäischen große Aehnlichkeit hat, von Wasserfröschen, deren nur zwei, von Kröten drei, worunter die gemeinsten und am Meisten verbreiteteste *Bufo regularis*, *Reuss*, ist. Ein in die Unterabtheilung der Wühlkröten (*Geodytae*) gehöriger *Microps*, welcher aus Kordofahn und Fassokl gebracht wurde, ist durch seine eigenthümliche Kopfbildung ausgezeichnet.

Aus der Ordnung der Halbfrösche oder salamanderähnlichen Thiere (*Hemibatrachia*, *Fitzinger*) findet sich keine einzige Art in Nord-Ost-Afrika, ebensowenig aus der der Fischmolche oder Olme (*Ichthyodea*, *Fitz.*), es sei denn, daß man den räthselhaften *Protopterus aethiopicus*, über den ich noch Eignes mittheilen werde, zu den Reptilien zählen wollte.

Die Ordnung der Panzerlurche oder Krokodile (*Loricata*, *Merrem*) endlich zählt heut zu Tage noch drei lebende Arten: *Crocodilus vulgaris*, *Cuv.*, *C. marginatus*, *Geoffr.* und *C. Suchus*, *Geoffr.* Wie uns Krokodilmumien beweisen, hat zur Pharaonenzeit noch eine vierte Species, der *C. lacunosus*, *Geoffr.*, im Nile gehaust; jetzt scheint diese Art vollständig verschwunden zu sein.

Die Klasse der Fische ist, nach den bisher gemachten Erfahrungen und Entdeckungen zu schließen, in unserem Gebiete ziemlich reich an Familien, Sippen und Arten. Ich unterlasse eine trockene Aufzählung derselben, will dagegen aber Einiges über zwei Fische mittheilen, welche mir die interessantesten aller nord-ost-afrikanischen zu sein scheinen und mir einen neuen Beweis für die Existenz von Fischen in jenen Regenteichen, von denen ich oben (S. 301 Thl. 1) gesprochen habe, gegeben haben. Ich meine *Protopterus aethiopicus*, *Heckel* und *Clarotes Heuglini*, *Knerr*. Dem Kenner will ich noch berichten, daß in dem Nil, seinen Zuflüssen und in den in seinem Gebiete liegenden Seen vorzüglich die Genera *Heterotis*, *Hydrocyon*, *Malapterurus*, *Tetrodon*, *Mormyrus*, *Chromis*, *Lates*, *Bagrus*, *Heterobranchus*, *Synodontis*, *Polypterus*, *Gymnarchus* u. s. w. durch Arten vertreten sind.

Protopterus aethiopicus lebt am weißen Flusse in den Ländern der Nihk- oder Nisschneger und wird von diesen „Kondok“ genannt. Dr. von Heuglin theilt mir über ihn Folgendes mit: „Der *Protopterus* findet sich ziemlich häufig in den trockenen Betten der Chuahr, namentlich in dem Chohr Dollo in Bari, wo er in Löchern wohnt, welche er nur zur Nachtzeit verläßt. In den großen Sümpfen im Lande der Nihk ist er auch schon angetroffen worden, niemals aber bisher im Strome selbst. In der Regenzeit macht er sich Wege im Schlamme. Wenn er angegriffen wird, zischt er wie eine Schlange, begibt sich, falls er es vermag, in's Innerste seiner Wohnung und stellt sich dort gegen seinen Feind. Er ist so muthig, daß er auf die ihn belästigenden Menschen und Thiere losgeht und diese, wo möglich, beißt; mit Seinesgleichen soll er sogar ernsthafte Zweikämpfe bestehen;

wenigstens hatten alle Exemplare, welche man erhielt, einen zerbissenen Schwanz. Seine Nahrung besteht in Molusken, kleinen Reptilien, Fischen, Säugethieren u. s. w., er wird wegen seines wohlschmeckenden Fleisches gegessen.“

Lange Zeit wußte man nicht, ob man dieses merkwürdige Thier den Fischen oder Reptilien zuzählen sollte. Die Ähnlichkeit seiner Gestalt mit einigen der Ordnung der Halbfrösche zugehörigen Amphibien und seine den letzteren fast gleiche Lebensweise, verursachte bei den Gelehrten gerechte Zweifel an seiner Fischnatur. Erst die Auffindung der Hautschleimdrüsen, welche allen Reptilien fehlen, sicherte ihm seine Stellung bei den Fischen. Dort steht er sehr einzeln im System und bildet den Uebergang von den Reptilien zu den Ersteren. „Nil fit per saltum!“

Von demselben Interesse dürfte *Clarotes Heuglini*, *Knerr*, dessen nähere Beschreibung noch nicht veröffentlicht worden ist, den Männern der Wissenschaft sein. „Beim Graben eines Brunnens in der Steppe,“ erzählt sein Entdecker, dessen Namen der Fisch trägt, „trafen die Arbeiter das vorher noch nie von einem Europäer gesehene Thier in sechs bis acht Fuß Tiefe im besten Wohlsein an. Man war noch nicht auf Wasser gekommen, verspürte aber bereits eine dasselbe kündende Feuchtigkeit in den Letten, welche den Fisch umgaben. Man brachte mir ihn lebendig; ich versah ihn mit Wasser und bemerkte, daß er sich in demselben ganz mit der Gewandtheit der übrigen Fische zu bewegen weiß; später brachte ich ihn auf das trockene Land und sah zu meinem größten Erstaunen, daß der Fisch ein wahres Amphibium ist. Erst nach drei Tagen, welche er auf dem von der Sonne Central-Afrika's durchglühten Erdboden meines Gartens ohne Wasser zugebracht hatte, starb er.“

Diese beiden Nachrichten haben mir meine etwa noch bestehenden Zweifel an dem, mit der Regenzeit zusammenhängenden, periodischen Erscheinen der Fische in Regenteichen genommen. Ich halte die mir so oft von den Eingebornen gemachten Mittheilungen nunmehr für vollkommen begründet. Als gewissenhafter Reisebeschreiber habe ich früher nur von der Möglichkeit dieses unglaublich er-

scheinenden Phänomens gesprochen; jetzt erkläre ich gern, daß es Thatsache ist. Die Arten der Fische, welche die Fuhlahl bewohnen, kennt man noch nicht; möglich, daß beide Erwähnten ebenfalls sich dort aufhalten. —

Schließlich erlaube ich mir noch einen Blick auf die Insekten. Es läßt sich erwarten, daß eine so reiche Vegetation das Gedeihen und die Ausbildung der so sehr an die Pflanzen gebundenen Thierklasse begünstigen muß. Wir finden deshalb auch fast alle Ordnungen dieser großen Thierreihe in namhafter Arten- und Individuenzahl vertreten, von den Coleopteren an bis zu den Heteropteren herab. Die am Meisten in's Auge fallenden Käfer scheinen mit am Reichsten repräsentirt zu sein. Die Prachtkäfer (*Buprestis*) umfliegen bei Tage die blühenden Mimosen und spiegeln, wenn sie sitzen, in der Sonne ihre glänzenden Flügel, um deren Purpurstrahlen, welche selbst durch den auf die Flügel gehauchten Goldstaub hindurchschimmern, zu zeigen; sie erscheinen in vielen Arten und so zahlreichen Individuen, daß man mehrere Duzende von einem Bäumchen ablesen kann. An allen sonnigen und feuchten, graslosen Stellen sieht man prachtvolle Sandkäfer (*Cicindela*) sich fliegenartig in der Luft oder auf dem Sande herumtummeln; sie sind scheu und nur in der Frühe des Morgens leicht zu erlangen, wo sie dicht neben einander auf den thaufeuchten Grashalmen der Flussufer hängen und ohne besondere Mühe wasserweise „geschöpft“ werden können. Nach den Untersuchungen des Herrn Professors Nyeß haben wir sechs Arten dieser ausgezeichneten Käfer aufgefunden, welche zum größten Theile schon am Senegal beobachtet worden sind. Von den Laufkäfern (*Carabus*) hat derselbe bis jetzt aus unseren Sammlungen dreiunddreißig Arten bestimmt; von den Glanzkäfern (*Cetonia*) glaube ich ungefähr sechs Arten beobachtet zu haben. In den Lachen wimmelt es von Wasserkäfern und Spielern: *Hydrocantharen*; letztere (*Gyrinus*), von denen wir fünf Arten eingesammelt haben, tanzen zu Hunderten in jeder Uferbucht, hinter jedem, die Strömung mildernden Busche auf der Oberfläche des Wassers herum; erstere (*Dytiscus*) kommen zwar in mehreren Arten vor — Herr

Professor Apeß hat ihrer neun bestimmt — sind aber schwerer zu erbeuten. Die Dung- und Mistkäfer sind in der Nähe einer jeden Rinderherde zahlreich zu finden und zeichnen sich durch Reichhaltigkeit der Arten aus. Unter den ersteren nenne ich die bekannte Copris Isidis, welche man, um sie zu erlangen, mit Wasser aus ihren sechs bis acht Fuß tiefen Erdlöchern treiben muß; sie fällt zumeist wegen ihrer Größe und Körpergestalt auf. Springkäfer (Elater) und Rüsselkäfer (Rhynchophorus) sind gemein.

Nicht minder zahlreich sind die stechenden Insekten der Wälder. Um jedes gefallene Thier sammeln sich große, gefährliche Hornissen zu Hunderten, fressen gierig von dessen Fleisch und stechen heftig; unter den Wespen sind die Goldwespen (Chrysididen) vorzüglich ausgeprägt. Diese prachtvollen, intelligenten Thiere werden zu einer wahren Plage für den Reisenden, zumal sie wegen ihres schmucken und unschuldigen Aeußeren oft verkannt und gern gefangen werden. Eine Art von ihnen kommt häufig in die Wohnungen; sie gleicht einem leuchtenden Smaragd an Farbe und einem Teufel an Bösartigkeit, denn sie sticht sehr empfindlich. Rechte Honigbienen gibt es auch. Die freien Neger sammeln ihren Honig in große Burahm oder Töpfe, betrachten ihn als Leckerbissen und halten ihn hoch im Preise.

Auffallend ist es, daß man wenig Schmetterlinge bemerkt. Die Tagfalter, unter denen die Ritter am Meisten hervortreten, fallen eher in's Auge als die Nachtschmetterlinge, sind aber weit weniger zahlreich als diese, sowohl an Arten als an Individuen. Dies hat vielleicht seinen Grund darin, daß die Puppen der Nachtschmetterlinge mehr Zeit zu ihrer Ausbildung brauchen und deshalb die trockene Jahreszeit, welche sie im Larvenstande zubringen, leichter überstehen als die Tagfalter. Diese erreichen, wie bemerkt, in den Papilioniden ihre höchste Ausbildung und tragen oft eine erstaunenswerthe Farbenpracht zur Schau. Gelb und Schwarz in allen Mischungen scheinen unter den ihnen vom Schöpfer verliehenen Farben die bevorzugtesten zu sein. Alle großen Tagfalter sind sehr scheu und verlieren sich, wenn sie sich verfolgt sehen, bald in den höchsten Wipfeln der Bäume. Dabei

gaufeln sie mit solcher Leichtigkeit über die Dornenhecken, Graswälder, Büsche, Gräben und Lachen hinweg, welche der schwerbeschuhte, unter der Tropensonne leuchtende Fänger durchkriechen, durchbringen, umgehen oder durchwaden muß, daß er gewöhnlich nur das Nachsehen hat.

Für die Dipteren sind die tropischen Waldgegenden ein Paradies. Die Bießfliegen sind ungemein zahlreich. Wahrscheinlich gehört der „Tubahn“ der Araber hierher. Es ist die „Fliege“, welche sie zwingt, sich mit ihren Rinder- und Kamelheerden während der Regenzeit in die höchsten und trockensten Stellen der Ghala zu flüchten. Man hat behauptet, daß dieses Thier die Hauptursache von dem unsehlbaren Zugrundegehen des Kamels südlich vom 12.° n. Br. ist. Ich selbst habe es nie gesehen, auch nie eine genügende Beschreibung davon erhalten. Die mir von den Nomaden gemachten Mittheilungen sind naiv genug. „Der Tubahn“, sagen sie, „kommt in großer Anzahl auf die Kamele und da sterben sie davon“. „Nun und was ist der Tubahn?“ „Kennst Du den Tubahn nicht? Es ist eben der Tubahn! Er ist klein, aber sehr schlimm!“ So ungefähr beschreiben diese Leute ein Thier, welches keine Haare, keine Federn hat, nicht schreit, keine nachzunehmende Bewegungen macht und als „ein Geschenk des Zeus“ — Gott schützt uns vor ihm! — angesehen wird.

Unter die Ordnung der Dipteren — bei deren Erwähnung ich meine Unkenntniß gern zugestehen will — gehören bekanntlich auch die Quälgeister der Tage und Nächte jener Gegenden, die gierigen, heißhungrigen Fliegen, zu deren Entwehrung, wenn sie von Nutzen sein sollte, der Mensch eine eigene Hand haben müßte, und die der Hölle, d. h. den auch außerdem viel Böses und Schädliches bergenden Sümpfen, entstammten *Musquitos*. Die Arten kennt man nicht; man weiß bloß, daß sie den Gattungen *Culex* und *Simulium* zugehören. Jede Beschreibung der Art und Weise, wie diese Dämonen in Mückengestalt auftreten, mißlingt; jede Schilderung der Unannehmlichkeit und Pein, welche sie verursachen, bis sie ihren glashellen Leib mit dem Blute eines armen Menschenkindes gemästet haben, bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Ehe

man noch die von den saugenden Rüsseln der Tagfliegen schmerzenden Augenlider schließt — denn die afrikanischen Fliegen sind im Vergleich mit ihren weit harmloseren europäischen Collegen raffinierte Bösewichter, kriechen Einem dugendweise in die Ohren, die Nase, die Augen, soweit sie können auch in den Mund und lassen sich nicht so leicht vertreiben, wie eine gestittete norddeutsche Hausfliege — verdunkelt sich die Luft von den Schwärmen der Musquitos. Jede im Schatten gewesene Blattseite, jeder Rohrstängel, jedes Schilfblatt, jeder Grashalm sendet diese Nichtswürdigen aus zur Dual der Menschen und Thiere; sie erscheinen und sollten sie aus den Wolken herabkommen. Unter unheilfündendem Summen nähern sie sich ihrem auserkornen Opfer; die Kreise, welche sie in ihrem Fluge beschreiben, werden enger, die Furcht — ich darf diesen Ausdruck brauchen — wächst mit der Dunkelheit des Abends, denn ein unsichtbarer Feind ist furchtbarer als ein sichtbarer. Ich habe schon erzählt, daß sich der Neger des weißen Flusses, welcher seinem Feinde mit Todesverachtung entgegentritt, vor den Musquitos fürchtet und sich, um ihnen zu entgehen, in einen Afschenhaufen bettet; der Europäer säubert sein Gagenetz, zieht es sich über den Kopf, bläst Tabaksdampf in alle Ecken und Falten desselben, schläft endlich ein und wacht von dem Jucken wieder auf, welches ihm die Stiche von einigen Duzenden dieser Peiniger, die doch unter das Netz gekommen sind, verursachen. Jede Nacht wiederholt sich Dasselbe; jede Nacht beginnt und endet unter Verwünschungen gegen sie. Man muß das jeder Bequemlichkeit bare Lager eines Reisenden im Innern Afrika's kennen und muß monatelang allnächtlich von Musquitos zerstoichen worden sein, um diese Plage beurtheilen zu können. Zur Zeit der Dürre ist es etwas besser; Musquitos gibt es aber das ganze Jahr hindurch.

Auch von den Netzflüglern oder Neuropteren finden wir in den Tropen Afrika's viele Familien, Geschlechter und Arten. Die Sparnwerk und Bäume zerstörenden Termiten wollen wir uns weiter unten genauer betrachten; sie sind die schädlichsten Gesellen dieser Ordnung. Von den harmlosen Florfliegen oder Perliden kennt man mehrere Sippen im Sudahn. Eine Art

der dieser Familie nahe stehenden Cialiden fanden wir oft zu Hunderten an den Minosenstämmen dunkler Waldungen, wo sie von den Vögeln begierig aufgesucht werden. Das Thierchen hatte einen köstlichen, rosenölnähnlichen Geruch und theilte diesen den Vögeln, welche es verzehrten, mit.

Afrika ist das Land der Orthopteren. Während des Charief fressen sogar große Vögel und deren Brut, wie ich bereits mehrfach erwähnt habe, nichts Anderes als Heuschrecken; sogar Störche und Kraniche verschmähen es nicht, auf Heuschrecken Jagd zu machen. Ihre Anzahl übertrifft alle Schätzungen. Ich glaube, daß schon die Artenzahl der in Afrika vorkommenden Mantiden, Phasmiden, Acrididen, Locustiden und anderer Familien Fünfhundert übersteigen dürfte. Einige Arten des sonst ziemlich seltenen „fliegenden Blattes“ (Phyllium) sind häufig in den Urwäldern.

Aus der Ordnung der Heteropteren nenne ich die Wasser- und Schildwanzen als häufige Erscheinungen der innerafrikanischen Thierwelt; die Aphanipteren verschwinden größtentheils innerhalb des Wendekreises.

Unser Pulex irritans, der in Egypten in den Kleibern der feinsten europäischen Löwen ein gar lustiges Leben führt, plagt die Sudahnesen nicht. Dafür haben sie um so mehr mit anderen Parasiten, deren sie nie Herr werden, zu kämpfen. —

Somit hätte ich eine flüchtige Uebersicht der Fauna des oberen Nilgebietes gegeben. So unvollständig sie ist, — bei der noch immer herrschenden Unkenntniß der innerafrikanischen Thierwelt kann sie nicht anders sein, — zeigt sie doch, wie außergewöhnlich reich der Sudahn an lebenden Wesen ist. Die Menge der Thiere ist so bedeutend, daß der Forscher und Sammler bloß einen Zweig des großen Ganzen behandeln darf, will er nur einigermaßen gründlich zu Werke gehen. Meine Leser werden bemerkt haben, daß ich mich vorzugsweise mit der edlen Kunde der lieben Vögel beschäftigt habe. Die Säugethiere wurden bis jetzt nur von Rüppell und Heugelin sorgfältig beobachtet; von den Fischen des Sudahn hat Heckel die durch Ruffesggen nach Europa gebrachten Exemplare beschrie-

ben; die Klasse der Reptilien ist von Müppell und Fizinger behandelt worden; alle übrigen Klassen des Thierreichs harren zur Zeit noch eines sie sichtenden, ordnenden und beschreibenden Naturforschers. Und deshalb möge man mit meiner dürftigen Uebersicht vorlieb nehmen und mir es auch verzeihen, wenn ich an einigen Orten nicht ausführlicher, als es die Anlage meiner „Skizzen“ erlaubt, geworden bin.

Bilder aus dem Thierleben.

Zu den vorstehend mitgetheilten Notizen über die Fauna Nord-Ost-Afrika's füge ich noch kurze Biographien einiger Thiere, welche mir einer etwas ausführlichen Schilderung werth zu sein scheinen, hinzu. Meine Wahl ist auf Geschöpfe gefallen, die dem größten Theile meiner Leser schon mehr bekannt sind und dürfte somit gerechtfertigt sein. Gern hätte ich alle von mir beobachteten Thiere in gleicher Weise behandelt, allein damit würde ich das mir vorgesetzte Ziel weit überschritten haben. Um jede allzu große Ausdehnung zu vermeiden, habe ich auch die nachstehenden Zeichnungen so flüchtig als möglich hingeworfen.

I. Die Termitte.

„Düstres Dunkel ist mein Dunkel;
Nach Licht begehrt Du: ich will Nacht!“
Inscription der Statue der Diana zu Ephesus.

Südlich vom Wendekreise der nördlichen Halbkugel tritt zu der fleißigen Ameise des Nordens ein ihr verwandtes Thierchen, die Termitte, Termes, deren bekannteste Art die zerstörende *T. fatalis* ist. Man sieht in den dunklen Wohnungen mit Lehmgängen überwölbte Straßen, welche sich nach allem Holzwerk wenden und entdecket, wenn man ein derartiges Gewölbe zertrümmert, daß es einen Gang bedachte, in dem sich Hunderte von kleinen, gelben, ameisenartigen Thierchen herumtreiben; man betritt einen Steppen- oder Urwald und findet hohe Erdfegel, deren feste, glatte Rinde kaum zerschlagen werden kann; hat man wirklich ein Loch durch

die harte Schale geböhrt, so beobachtet man dort dasselbe oder ein ihm ganz ähnliches Thierchen in regster Thätigkeit und Geschäftigkeit; der Stamm eines nahen Baumes ist mit einer Erdkruste überdeckt und auch diese birgt dasselbe Geschöpf, die „Arbte“ (d. h. Erdarbeiterin) der Araber, die Termiten. Der die Natur belauschende Reisende begegnet ihr überall wieder, der unachtsame Wanderer wird von ihrem Dasein unterrichtet, wenn seine Kisten und Waarenballen aus einander fallen.

Ich glaube kaum, daß es ein zweites Thier von so geringer Größe gibt, welches ebenso Viel leisten kann, als die leider nur auf Zerstörung bedachte Termiten. Was das Pflanzenreich auch immer erzeugen mag, unterliegt ihrem scharfen Zahn. Sie zernagt das Sparrwerk der menschlichen Wohnungen, tödtet die stärksten Bäume der Wälder, zerfrisst alle Effekten der Reisenden, falls diese nicht eine sehr große Härte besitzen, und macht oft schöne Behausungen unbewohnbar.

Besonders interessant sind die hohen Erdkegel, welche das kleine Thierchen in den Wäldern errichtet. Es sind wahre Gebäude, die immerfort an Höhe und Stärke zunehmen; wir haben gefunden, daß einzelne Hügel über sechzehn Fuß hoch wurden. Die Termiten versteht es meisterhaft, ihre Wohnungen zusammenzukitten; der Regen dringt nicht in das konische Haus, dessen Mantel glatt und fest ist. Im Innern der Kegel bemerkt man unzählige, größere und kleinere, innen geglättete Gänge, welche sich mannigfaltig verzweigen und nach der entgegengesetzten Seite hin in die Haupttröhren münden. In ihnen herrscht das bekannte „ämfige“ Leben ihrer nordischen Verwandten. Die Haupttröhren ziehen sich tief in die Erde hinab und senden hier und da Ausläufer in der Umgebung des Kegels empor.

Alle kegelbauenden Termiten scheinen von denen, welche die Bäume benagen oder von denen, welche in den Häusern wohnen, verschieden zu sein. Letztere lieben noch mehr die dunkleren Orte als die ersteren, sind kleiner und giftiger, d. h. sie stechen heftiger und werden oft zur wahren Hausplage. Wahrscheinlich ist auch die freistehende Bäume zerstörende Termiten eine eigene Art.

Die Termiten beginnen ihre verderblichen Arbeiten nur zur Nachtzeit oder wenigstens in tiefster Dunkelheit. Zunächst überziehen sie das der Vernichtung Geweihte mit einer das Licht abhaltenden Erdkruste, unter welcher sie arbeiten. Alle am Boden liegenden oder an den Erdwänden hängenden Gegenstände werden zuerst ergriffen, mit dem Lehmmantel überkleidet und gewöhnlich in wenig Nächten zerfressen. Bastmatten, Strohgeflechte, Lederfuturale, Kleider und derartige Stoffe werden in einer einzigen Nacht vernichtet. Sie versuchen ihre Zerstörungswuth an allen Stoffen, deren sie habhaft werden können, auszulassen; so haben sie uns mehrere Male die Gewehrläufe mit ihren Erdkrusten bedeckt. Von dem auf der Erde Liegenden wenden sie sich zu dem sich in der Höhe Befindlichen. In kurzer Zeit wird das solideste Sparwerk von ihnen zernagt; sie sind die Ursache, daß unbewohnte Gebäude in kurzer Zeit in Trümmer fallen. Wenn sie sich einen gesunden und kräftigen Baum ersehen haben, verfahren sie ebenso. Von der Erde aufwärts arbeiten sie sich bis in den Wipfel hinauf, in das feinste Geäst hinaus. Jeder Zweig wird durchlöchert und zerfressen, der Stamm ist der Hauptsitz der Kolonie, aber nur so lange, als der Baum noch genießbare Theile enthält. Dann wird ein anderer in Angriff genommen; den ersten bricht der nächste Sturm zusammen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, uns von der ungeheuren Individuenzahl einer Termitenkolonie zu überzeugen. Am 15. August 1850 bat uns Latief-Pascha zu sich, weil er uns etwas Merkwürdiges zu zeigen habe. In der That bot sich uns beim Eintritt in den Diwahn ein interessantes naturhistorisches Schauspiel dar. Die Grundgewässer des jetzt hochgestiegenen blauen Flusses, an dem der Diwahn unmittelbar liegt, hatten Tags vorher eine Termitenkolonie in die Höhe getrieben, welche sich durch den Estrichboden des Saales einen Weg gebahnt und ihre Mitglieder in solcher Anzahl herausgesandt hatte, daß alle Anwesenden sich flüchten mußten. Am folgenden Morgen ließ der Pascha ein tiefes Loch in das Erdreich graben, um den ganzen Stock vertilgen zu können. Im Niveau des Stromes fand man einen großen lebendigen Klum-

pen, welcher nur aus Termiten bestand. Er schien der Mittelpunkt der Kolonie zu sein. Von ihm liefen nach allen Seiten hin höhlenartige Kanäle aus, durch welche fortwährend neue Haufen zu oder abströmten. Man suchte den ganzen Klumpen in ein verschließbares Blechgefäß zu bringen und entleerte dieses in den Strom. Sodann ließ der Pascha Kalk in die Grube werfen, sie mit Erde ausfüllen und wieder mit einer Estrichlage bedecken. Er glaubte die Kolonie vernichtet zu haben, bemerkte aber, daß Abends die Termiten, anstatt aus einer Oeffnung, aus drei Löchern hervorbrachen und noch in weit größerer Anzahl vertreten schienen als gestern. Auch wir hatten nie etwas Aehnliches gesehen. Tausende folgten auf Tausende, Millionen auf Millionen. Mehrere Diener arbeiteten beständig daran, die Thiere zusammenzuführen, in Gefäße zu schaufeln und diese dann auszuschütten. Unter der Anzahl von Weibchen befanden sich viele geflügelte Männchen, welche ungefähr Bienengröße erreicht hatten.

Die Termiten gehören zu den schädlichsten Insekten der Tropen. Sie vernichten alle von ihnen zerstörbaren Effekten der Reisenden, wenn diese nicht vor ihnen geschützt werden. Es ist Regel, die Kisten auf Steine zu setzen und zum Desferen mit Wasser zu besprengen, weil dieses die Urthe vertreibt. In den Hütten der Eingeborenen findet man Geflechte, in denen sie ihre Geräthschaften und Vorräthe aufhängen, um sie vor dem verderblichen Thiere zu schützen. Je dunkler ein Raum ist, um so häufiger ist es; im Tokhul ist es seltener als in der Tankha; die Termiten scheut das Licht.

II. Der Skorpion.

„Giftig und heiß nenn' ich den Stachel des Akhreb,
Giftiger nur ist des Verläumders glühende Zunge.“

Arabisches Sprichwort.

Gleich der Vorhergehenden ist auch der Skorpion, jener gefährliche Genosse der Wohnungen im Süden, ein nächtliches Thier.

Bei Tage sieht man ihn nie in Bewegung, er erscheint bloß zur Nachtzeit.

Der Skorpion gehört zu der Klasse der Arachniden oder Spinnen und bildet unter der Ordnung der Arthrogastoren eine eigene Familie. Er wird durch Eier fortgepflanzt, wächst sehr langsam, kann mehrere Jahre alt und fünf bis sechs Zoll lang werden, wovon der Schwanz mit Giftblase und Stachel zwei bis drei Zoll wegnimmt. Man kennt mehrere — in Nord-Ost-Afrika vier bis fünf — Arten des giftigen, bössartigen und gefährlichen Thieres; die Araber unterscheiden hauptsächlich zwei: den Aakhrēb el mēlh oder Salzsorpion und den Aakhrēb el hāht oder Haus-sorpion; ersterer gilt als der giftigste. Man findet den „Salzsorpion“ erst im südlichen Nubien, er ist größer als der „Haus-sorpion“ und dunkler, bisweilen fast schwarz, weshalb er auch oft der schwarze Skorpion genannt wird; der Haus-sorpion ist in ganz Nord-Ost-Afrika gemein.

Bei Tage verbirgt sich der Skorpion, weil er die Sonnenhitze scheut, unter Steinen, in Löchern, an dunklen Orten u. s. w. und wartet dort, bis es kühl und finster wird. Dann läuft er spinnenähnlich, ziemlich rasch, mit emporgehobenem Schwanz herum, betastet mit seinen Fangschereen die Gegenstände sorgfältig und sticht gewandt und schnell in Alles, was Leben hat oder zu haben scheint. Wenn man ihn mit einem vorgehaltenen Stocke beunruhigt, kann man beobachten, daß er binnen wenigen Minuten unzählige Male sticht. Der Stachel dringt nicht tief in die Haut eines lebenden Thieres ein, das durch den Stachel in die Wunde fließende Gift ist aber so furchtbar, daß der Verwundete sogleich ein äußerst heftiges Brennen verspürt, wenn auch die Wunde nicht oder als kleines weißes Pünktchen kaum bemerkbar ist. In einzelnen Fällen schwitzen einige Tropfen Blut aus ihr hervor. Schon nach wenigen Minuten ergreift der Schmerz das ganze Glied, ja selbst die ganze Seite des Körpers, ein im höchsten Grade peinigendes Reissen durchzuckt den Körper und kann so heftig werden, daß Krämpfe und Bewußtlosigkeit eintreten und bei schwächlichen Menschen unter unsäglichen Leiden der Lebensfaden reißt. Kinder sterben re-

gelmäßig am Skorpionenstich, aber selbst bei Erwachsenen hat er oft sehr bedenkliche Folgen; man hat mich wiederholt verzekert, daß schon starke Männer daran gestorben sind. Genesende leiden mehrere Tage lang an einer Art von Wundfieber.

Deshalb wird der Skorpion mit Recht von den Eingeborenen gefürchtet. Sie kennen leider nur wenige, vielleicht gar keine Mittel gegen sein Gift. Einige besitzen gewisse, noch besonders von einem Fakhie geweihte Steine, denen sie Heilkräfte zuschreiben und bestreichen damit unter mancherlei Gebeten und religiösen Ceremonien die Wunden eines Vergifteten; Andere, hauptsächlich die Sudanesen, führen beständig eine beißende Wurzel, welche sie „Arthel Akhreb“ nennen, mit sich, kauen diese und legen sie auf die Wunde; wieder Andere schwitzen mehrere Stunden lang oder nehmen abführende Mittel ein *). Man hört oft des Nachts in einer Tankha oder einem Tokhul lautes Wehklagen erschallen und erfährt, daß ein Skorpion die Ursache desselben war. Bei der Gewohnheit der Leute, meist auf dem nur mit einer Matte bedeckten Boden zu schlafen, kommt oft genug eine Vergiftung durch Skorpionen vor. Auch die klugen Hunde kennen und fürchten den Skorpion, mehr noch als sie aber die Affen, welche alle ihnen gefährlichen Thiere vollkommen zu würdigen verstehen. Der muttigste Hund und wüthendste Affe ergreifen vor einem ihnen vorgehaltenen lebenden Skorpion sofort die Flucht. Nur der gleichsam gegen Gift gefeierte Igel naht sich ihm unerschrocken und verzehrt ihn mit großer Gemüthsruhe. Er und der Mensch dürften die einzigen Feinde des gefährlichen Thieres sein.

*) Wir Europäer setzten einen Schröpskopf auf die Wunde, entzogen ihr so schnell als möglich ziemlich viel Blut, öffneten sie dann durch einen Kreuzschnitt und rieben Ammoniak in sie ein. Zehn bis zwölf Tropfen dieses trefflichen Gegenmittels wurden auch innerlich gegeben. Einer meiner Diener, welcher von einem sehr großen Skorpion gestochen worden war, litt bei dieser Behandlung nur acht Stunden. Ich wurde ein einziges Mal und bloß von einem so kleinen Skorpion verwundet, daß ich schon nach einer Stunde keine Schmerzen mehr fühlte. In neuerer Zeit hat man auch Chlorwasser als Gegenmittel vorgeschlagen.

In ganz Nord-Ost-Afrika ist der Skorpion überall gemein. An manchen Stellen der Wüste oder Steppe findet man unter jedem mittelgroßen Steine gewiß Skorpionen. Jedes eine Zeit lang unbewohnt gewesene Haus muß erst sorgsam von dieser liebenswürdigen Gesellschaft gesäubert werden.

Eine Eigenthümlichkeit des Thieres ist diese, daß es Nachts dem Lichte zuläuft. Ich habe deren schon mehrere Male Erwähnung gethan, ebenso der alten Fabel, nach welcher sich der in einen Kreis glühender Kohlen gebrachte Skorpion selbst erstechen soll. Der Skorpion senkt in seinem feurigen Kerker allerdings den erhabenen furchtbaren Schwanz auf den Rücken herab; aber das geschieht in Folge der ihn tödtenden Hitze und nicht in der Absicht, seinem Leben durch Selbstvergiftung ein Ende zu machen.

Als interessante naturgeschichtliche Thatsache erwähne ich noch, daß der Skorpion in gewissem Grade gezähmt werden kann. Ich sah bei dem Dr. Raub in Kairo einen Skorpion, welcher schon über Jahr und Tag in einem Glaskasten lebte, seinen Herrn kannte und diesem dargereichte Fliegen abnahm, um sie zu verzehren. Er schien sich auch vor Fremden nicht mehr so ängstlich zu verstecken, als dies bei Tage die übrigen thun.

Die Nahrung des Spinnentrebses besteht in Insekten. Er fängt diese mit seinen tastenden Scheeren und saugt ihnen nach Art der Spinnen die genießbaren, flüssigen Theile ihres Körpers aus. Wahrscheinlich gebraucht er, um zu morden, seine furchtbare Waffe nur im Kampfe mit stärkeren, ihm übermächtigen Thieren dieser Klasse. Gegen alle übrigen Thiere dient sie zu seiner Vertheidigung.

III. Das Krokodil.

„Dazu muß ich nun sagen, wie groß, wie mächtig und wohlgeschaffen er ist.

Wer kann ihm sein Kleid aufdecken? Und wer darf es wagen, ihn zwischen die Zähne zu greifen?

Wer kann die Kinnbacken seines Antlitzes aufstun? Schrecklich stehen seine Zähne umher.

Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, fest und enge in einander.

Eine rühret an die andere, daß nicht ein Lüftlein dazwischen geht. Er hat einen starken Hals, und seine Lust ist, wo er verderbet.

Er achtet Eisen wie Stroh und Erz wie faules Holz.

Kein Pfeil wird ihn verjagen, die Schleudersteine sind ihm wie Stoppeln.“

Hiob, 41.

Es macht einen eigenen Eindruck auf den Reisenden, welcher das alte Wunderland Egypten bereist, wenn er in den Nachmittagsstunden eines der sonnigen Tage jenes Landes das erste Krokodil auf einer flachen Sandbank liegen sieht. Er greift zunächst zum Fernrohr, um sich das urweltliche Ungeheuer zu betrachten, dann aber in der Absicht zur sicheren Büchse, ihm wo möglich eine Kugel in den gepanzerten Leib zu jagen. Doch dieses kennt seines größten Feindes Macht und Tücke und kriecht, lange bevor das Schiff des Reisenden in Schußnähe gelangt, gemächlich in den Nil, somit zugleich fernere Beobachtungen vereitelnd. Will der wißbegierige Wanderer den „Leviathan“ besser kennen lernen, dann muß er weiter nach Siden ziehen, erst dort trifft er ihn in so großer Anzahl, daß er seinen Zweck erreicht.

Das Krokodil ist noch heute über den größten Theil des Nil und seiner Zuflüsse verbreitet, im unteren Stromgebiete aber seltener geworden. Wie die Tausende der in Ababdes Höhlen aufgespeicherten Mumien des Riesenlurchs beweisen, muß es vor Jahrhunderten auch in Egypten sehr häufig gewesen sein; jetzt kann man dies nur noch von dem Sudahn sagen. Hier darf man mit Sicherheit darauf rechnen, auf jeder Sandbank der beiden Hauptströme ein Krokodil zu finden.

Am Liebsten hält sich das Krokodil an ruhigen Stellen der

Ströme auf; in den Katarakten scheint es ihm nicht zu gefallen. Eine Sandbank, auf welcher es sich behaglich sonnen kann, ist ein Haupterforderniß zur Wahl seines Standortes. Diesen behauptet es mit großer Beharrlichkeit. Greise Männer haben mich versichert, daß sie schon als Kinder ein und dasselbe Krokodil genau auf derselben Insel zum Vorschein kommen sahen. Ich zweifle, weil ich überzeugt bin, daß die Thiere sehr alt werden, nicht an der Wahrheit dieser Mittheilungen. Ein Krokodil, welches zwanzig Fuß an Länge erreicht, ist eine sehr seltene Erscheinung; die größten Exemplare, welche ich sah, mögen sechzehn Fuß gemessen haben. Sie bewohnten große Sandinseln in dem hier meilenweit nur vom Urwalde begrenzten blauen Flusse und waren vielleicht hundert Jahre lang nicht beunruhigt worden. Hundert Jahre sind für uns gebrechliche Menschen ein hohes Alter, für ein Krokodil wahrscheinlich nur ein Abschnitt seines Lebens. Das Thier schlüpft bei seiner Geburt aus einem Ei, welches das einer Hausgans an Größe nicht übertrifft, wächst, wie alle Amphibien, höchst langsam und erreicht dennoch jene ungeheure Größe. Wie viele Jahrzehnte mögen dazu gehören, es auszubilden!? Wenn es die Hüllen seines Eies sprengt, ist es höchstens neun Zoll lang, nach Jahresfrist hat es ungefähr die doppelte, zuweilen die dreifache Größe erreicht, dann wächst es langsamer. Vergleicht man das ausgewachsene Krokodil mit dem eben ausgetrocknenen, kaum scheint es möglich, daß das niedliche Thierchen solch ein Riese werden könne.

Ungeachtet seiner Größe ist das Krokodil gewandt und schnell. Die zwischen den vier Zehen seiner Hinterfüße ausgespannte Haut*) setzt es in den Stand, im Wasser ohne Mühe Fische zu erhaschen; aber auch auf dem Lande ist es behend. Ich brauche die alte Fabel, nach welcher das Krokodil keine Seitenwendungen machen kann, wohl nicht zu widerlegen, glaube aber doch bemerken zu müssen, daß es alle Bewegungen mit größter Leichtigkeit vollführt. Ein Krokodil vermag sich in einem Kreise herumzudrehen, dessen Radius der halben Körperlänge des Thieres ungefähr gleichkommt,

*) Zwischen den fünf Zehen der Vorderfüße ist sie nur ein Rudiment.

und mehr bedarf es zur Entwerthung des allbekannten Mittels aller Märchenerzähler, dem verfolgenden Krokodil durch schnelles Hin- und Herlaufen zu entgehen, wahrlich nicht. Glücklicher Weise läßt das Krokodil landeinwärts den Menschen nie die Unzulänglichkeit seines Zickzacklaufes erproben; es flüchtet auf dem Lande immer vor ihm. Zuweilen entfernt es sich meilenweit vom Flusse, eilt diesem aber, wenn es sich verfolgt sieht, pfeilschnell in geradester Richtung zu. Ist dieser sehr weit entfernt, dann sucht es sich in hohem Grase oder in einem Dickicht zu verbergen (Seite 93). Dr. Penney störte auf einer seiner Reisen in Fassokl ein Krokodil auf, welches sich in einem größtentheils mit dürrer Laube ausgefüllten Regenstrombett versteckt hatte. Das Thier entfloß bei Annäherung der Berittenen und eilte schnurstracks dem ungefähr anderthalb Meilen entfernten Strome zu. Man konnte es mit den schnellsten Reittamelon nicht einholen. Es rannte mit der bekanntesten Eilfertigkeit davon und brüllte laut *).

Während des Charief geht es oft weit in die Chuahr hinauf, zieht sich, wenn deren Wasser zu verschwinden beginnt, in die einzelnen Tümpel zurück und verbirgt sich, wenn auch diese vertrocknen, in den feuchten Letten, um dort in einer gewissen Lethargie die nächste Regenzeit zu erwarten. Ich habe das Letztere nicht selbst beobachtet, schliesse es aber aus einer Erzählung meines glaubwürdigen Freundes Penney. Als Begleiter einer „Rhassua“ (s. Th. 1 S. 254) gelangte er mit seinen Leuten in einen trocknen Chohr, dessen Mündung noch etwa drei Meilen vom blauen Flusse entfernt war. Wegen Wassermangel wurde in dem Bett des Regenstromes ein Stollen eingetrieben, welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Nothwendige zu liefern versprach. Die Arbeiter hatten ihn bereits acht Fuß abgeteuft, da sprangen sie entsetzt aus der Tiefe und rie-

*) Auch ich habe das Krokodil in der Angst oder im Zorne laute, dem Kamelgebrüll ähnliche Töne ausstossen hören. Ich näherte mich einer steilen Uferstelle des weißen Flusses vorsichtig, um einen Reifer zu beschleichen und sah dicht unter mir ein Krokodil, dem ich den ganzen starken Schrotschuß auf den Schädel jagte, worauf es mit einem wüthenden Gemurr in den Fluthen verschwand.

fen den alleswissenden „Hakim-Pascha“ oder Oberstabsarzt zu Hülfe, weil sich in der Grube ein „graues Ding“ hin und her bewege. Bei genauerer Untersuchung stellte sich dasselbe als die Schwanzspitze eines lebenden, sehr großen Krokodils heraus. Nun wurde ein zweites Loch in der Kopfgegend gemacht, durch welches man dem Ungeheuer mit einer Lanze den Genickfang gab. Man grub es zuletzt vollends aus und fand, daß es funfzehn Fuß maß. „Und deshalb“, schloß Penney, „nennen die Araber diesen Regenstrom heute noch „Chöhr el Timsäch“ (Krokodilregenstrom).

Die Hauptnahrung des riesigen Lurchs besteht aus Fischen. Daneben frist er aber alles Lebende, was er erreichen und bewältigen kann. Die Beute, welche er sich vom Lande holt, überrascht er gewöhnlich beim Saufen. Langsam schwimmt er unter der Oberfläche des Wassers zu dem trinkenden Thiere heran, schnell plötzlich aus dem Wasser hervor, faßt seine Beute am Kopfe oder an einem Vorderbeine, zieht sie in die Fluthen hinab, ertränkt sie und verzehrt sie dann in aller Gemächlichkeit; wie Einige meinen, aber erst, nachdem das getödtete Thier zu faulen begonnen hat. Die meisten Menschenopfer werden ihm, wenn die Eingebornen in den Fluß waden, um Wasser zu schöpfen. Nur zuweilen bemüht er sich vergeblich, Etwas zu ergreifen. Wir sahen mit Vergnügen eine trinkende Antilope mit einem mächtigen Saß das Ufer verlassen, auf welches zur selben Zeit ein Krokodil herausschoß. Die Hunde in den am Nil gelegenen Dtschaften kennen, fürchten und hassen es. Während ein im Innern des Landes geborner Hund sich ohne Scheu dem Strome nähert und noch ganz „raschihm“ ist, kommen jene mit äußerster Vorsicht zum Flußspiegel herab, trinken nur in kurzen Absätzen und beobachten das Wasser genau. Wenn es möglich ist, wählen sie leichte Uferstellen zu ihren Trinkplätzen. Ihr Haß offenbart sich darin, daß sie wüthend werden, wenn man ihnen eine große Eidechse zeigt.

Aber auch die Eingebornen verrathen ihre leider genugsam begründete Furcht vor dem bepanzerten Ungeheuer bei jeder Gelegenheit. Sie wissen viele Geschichten von der Bössartigkeit und Stärke

des Krokodils zu erzählen. Eine derselben wird uns den besten Begriff von dem Respekt, welchen sie vor dem Thiere haben, geben.

„Ein Kamel kommt in den Abendstunden zum Flusse, um zu trinken. Auf dem steilen Uferrande liegt ein mächtiger Löwe sprungfertig, im Wasser lauert ein riesiges Krokodil auf das durstige Thier. Beide, Löwe und Krokodil, ergreifen es in demselben Augenblicke. Ersterer sitzt ihm auf dem Rücken, das Krokodil hat es am Halse gefaßt. Jeder Räuber will sich die Beute zueignen, sie ringen um sie. Keiner gibt nach, beide verdoppeln ihre Anstrengungen, da reißt das Kamel mitten entzwei und jeder Streiter bekommt die Hälfte davon.“

Gewiß ist die Anekdote rein aus der Luft gegriffen, aber ebenso gewiß ist sie uns ein Maßstab der Furchtbarkeit des Krokodils in den Augen der Araber. Die zahlreichen Unglücksfälle, welche oft genug am blauen und weißen Flusse durch Krokodile herbeigeführt werden, berechtigen die nicht einmal mit Feuegewehr bewaffneten Menschen leider zu allerlei Ansichten über ein auch nach unserer Meinung wirklich gefährliches Ungethüm. Es ist keine Kunst, ein Krokodil mit der Büchse zu erlegen, aber es ist unmöglich, mit ihm zu kämpfen, weil es den Kampf nur annimmt, wenn man wehrlos, d. h. im Wasser ist. Im ganzen Sudahn gibt es nicht ein einziges an einem der beiden Ströme gelegenes Dorf, aus welchem durch die Krokodile nicht schon Menschen geraubt worden wären; es geschehen alljährlich unzählige Unglücksfälle, sie kommen aber nur dann zur Kenntniß des Reisenden, wenn sich dieser speciell darnach erkundigt. Dann wissen alle alten Leute zu erzählen, daß der „Tim sa ch“ Den und Den, Sohn Des und Des, Nachkommen von Dem und Dem, außer ihm auch noch diverse Pferde, Kamele, Maulthiere, Esel, Hunde, Schafe, Ziegen in die trüben Fluthen hinabgezogen und gefressen oder ihnen wenigstens die eine oder die andere der Extremitäten, den Kopf u. s. w. amputirt habe. Der Angriff der Bestie geschieht so schnell, daß an eine Flucht kaum zu denken ist; ich bin durch die mit Kranichfedern bestreuten Spuren eines Krokodils im Sande einer Insel belehrt worden, daß es selbst Vögel erjagen kann. Mit Ausnahme des Nilpferdes,

Nashorns und Elephanten ist kein Thier vor ihm sicher, es verzehrt seine eigenen Zungen. Nur ein Vogel ist nach Ansicht der Eingebornen mit ihm befreundet: es ist der kleine windschnelle Uferrenner (*Hya aegyptiacus*), welchen die Araber Rhäfir el Timsäch, Krokodilwächter, nennen. Der Vogel hat beiläufig die Größe einer Wachtel, ist bunt, aber gefällig gezeichnet und ungemein gewandt. Die Bezeichnung der Araber ist nicht schlecht gewählt, wenn unser Vogel auch nur zufällig das Amt eines Wächters übernimmt. Er lebt auf sandigen Inseln und flachen Uferstellen des Nil und seiner Zuflüsse, ist in steter Bewegung und mit den Krokodilen von Jugend auf so bekannt geworden, daß er sich vor ihnen zu fürchten nicht Ursache hat; seine Gewandtheit begründet seine Sicherheit. Er läuft ohne Bedenken auf dem Rücken der schlafenden Ungeheuer herum, frisst die dort etwa sitzenden Egel und Wasserinsekten weg und scheint jene eher für Baumstämme, als für gefürchtete Bestien anzusehen. Seine Gewohnheit, bei Ankunft eines Menschen laut zu schreien und diesen dadurch dem Krokodil zu verrathen, mag ihm den Namen und das Amt eines Wächters verschafft haben. In der That erwacht das schlafende Krokodil durch sein Geschrei und kriecht dann gewöhnlich in das Wasser*).

Nächst den lebenden frisst das Krokodil auch alle todtten Thiere,

*) Zufällig fand ich vor Kurzem in Fr. Mich. Bierthaler's „philosophischen Geschichte der Menschen und Völker“ (Wien, 1794), daß die Alten unseren Vogel schon gekannt und von seiner Freundschaft mit dem Krokodil gewußt haben.

„Die alten Naturforscher“, sagt Bierthaler, „erzählen von ihm, daß er sich von den Blutekeln und den Ueberbleibseln der Speisen nähre, die sich zwischen den Zähnen des Krokodils anhängen. Denn wenn dieser mit aufgesperrtem Rachen am Ufer schläft (welches meistens zur Zeit eines sanft wehenden Westes geschieht), so hüpfte ihm der „Trochilus“ hinein und halte seinen Schwanz, wobei er nicht die mindeste Gefahr zu befürchten habe; denn das Ungeheuer, welches sich dadurch wohlgethan fühlt, thut seinem kleinen Freunde Nichts zu Leide. Die alten Physiologen zählen mehrere Arten vom Trochilus; das Krokodil lebte aber nur mit jener in Freundschaft, die sie „Kladarorhynchus“ heißen.“

welche den Fluß hinabschwimmen. Ich bin durch dasselbe mehrere Male werthvollerer Vögel, die nach dem Schusse in den Strom stürzten, beraubt und dann jedesmal von Neuem zur Rache angespornt worden.

Die Krokodile sind bei einer erlangten Größe von acht Fuß bereits zeugungsfähig. Große Individuen sollen mehr und größere Eier legen, als kleinere. Die Zahl derselben variirt zwischen zwanzig und neunzig Stücken; ich selbst habe einmal bei einem Weibchen von zehn Fuß Länge einige und dreißig Stück gefunden. Sie werden von ihrer Erzeugerin auf Sandinseln in eine tiefe Grube gelegt und vermittelst des Schwanzes mit Sand bedeckt. Das eierlegende Weibchen soll alle Spuren seiner Arbeit so sorgfältig verwischen, daß die Eiergrube nur durch die sich über ihr sammelnden Fliegen aufgefunden werden kann. Die ausgekrochenen Jungen sollen von der Mutter wieder aus dem Sande herausgewühlt, auf den Rücken genommen und dem Wasser zugeführt werden. Ich bemerke hierzu ausdrücklich, daß mir das Letztere nicht glaubwürdig erscheint.

Eine Eigenthümlichkeit des Krokodils sind vier, mit einer moschusähnlichen Substanz angefüllte Drüsen, welche von den Eingebornen als Parfüm benutzt werden. Sie werden von diesen theuer bezahlt und sind der einzige pekuniäre Gewinn der Krokodiljagd; weit wichtiger ist unstreitig die durch die Jagd herbeigeführte Verminderung der gefährlichen Thiere. Von diesen Drüsen liegen zwei neben den Kinnladengelenken, die beiden anderen zu beiden Seiten des Afters. Sie verleihen dem Fleische des alten Krokodils einen so starken Moschusgeruch, daß wir Europäer es nicht zu genießen im Stande sind. Das blendendweiße, dem der Fische ähnliche Fleisch jüngerer Thiere schmeckt dagegen nicht unangenehm *).

Nur selten findet man einen Egyptianer oder Sudanesen, welcher die Jagd auf Krokodile energisch betreibt. Die Egyptianer gebrauchen zu derselben das Feuegewehr, die Sudanesen eine Har-

*) Genitalia ejus, qui penem crocodili edit, erigi et incitari putant.

pune. Letztere ist ein auf drei Seiten zugeschliffenes Eisen mit Widerhaken, einer Ausbuchtung, in welchem ein hölzerner Wurfspeer und einem Ring, in welchem ein aus zwanzig bis dreißig haltbaren, von einander getrennten, aber in gewissen Abschnitten wieder vereinigten Schnuren bestehender Strick befestigt wird. Nachdem die aus großer Nähe und kräftig geschleuderte Harpune die Panzerhaut des Krokodils durchbohrt hat, fällt der hölzerne Speer ab und nun bewährt der aus so vielen Theilen zusammengesetzte Strick seinen Nutzen. Das Thier ist eifrig bemüht, die Schnuren zu zerbeißen, aber diese legen sich zwischen die furchtbaren Zähne des Rachens, ohne denselben Widerstand zu leisten. Am Ende des Strickes hat man einen Klotz aus leichtem Holze angebunden, welcher dem Jäger die Spur des schwimmenden Thieres zeigt. Dieser verfolgt es in einer kleinen Barke, zieht es an die Oberfläche des Wassers empor und sticht ihm die Lanze durch das Rückenmark.

Wir Europäer jagen das Krokodil, wie die Türken und Egyptianer, mit dem Feuegewehr. Die Büchse ist jeder anderen Waffe vorzuziehen, weil ihre Kugel, wenn sie aus gehöriger Entfernung abgesandt wurde, die Panzerhaut des Krokodils stets durchbohrt, was bei der matternen Musketenkugel nicht immer der Fall ist. Kugeln, welche in den Kopf und in die Brust bringen, tödten das Thier zwar regelmäßig, aber nicht so schnell, als eine in das Rückenmark gejahte. Deshalb ist die Halswirbelgegend der Zielpunkt eines Schützen, welcher das Krokodil in seine Gewalt bekommen will.

In Negeen fängt man die Thiere nur zufällig. Wir kauften am 20. Juli 1850 ein acht Fuß langes, lebendes Krokodil, welches sich in den Negeen einiger Fischer Charthums verwickelt hatte, für den Preis von fünf Piaßtern, um es zu beobachten. Die Fischer hatten ihm den Rachen fest zusammengebunden, damit es nicht beißen konnte, aber dennoch fuhr es, als wir uns ihm näherten, mit einem so ungestümen und raschen Sage auf uns los, daß wir erschrocken zurücktraten. Es pfauchte, wenn wir es stießen, wie eine Kage oder Gule, war aber im Ganzen unempfindlich. Wir stachen es mit Nadeln, streuten ihm den allen Amphibien höchst lästigen

Schnupftabak in die Nase, legten ihm glühende Kohlen auf die Haut und thaten ihm andere Turbationen an, ohne daß es das geringste Unbehagen gezeigt hätte. Nur den Tabaksrauch schien es nicht vertragen zu können; Dr. Bierthaler hielt ihm die brennende Pfeife unter die Nase und erzürnte es dadurch im hohen Grade. Seine Bewegungen waren nichts weniger als plump, sondern vielmehr schnell, gewaltig und wüthend.

Ein in der nächsten Nacht fallender Regen kam ihm sehr zu Statte. Er ermunterte es und verwandelte noch dazu eine ziemlich tiefe und ausgebehnte Grube vor unserem Hause in eine Lache, welche ihm von uns zum Quartier angewiesen wurde. Hier schien es sich wohl zu befinden, hielt sich aber stets auf dem Grunde auf. Es kam selten und nur mit den durch eigene Klappen verschließbaren Nasenlöchern, um zu athmen, zum Vorschein, während es auf dem Lande beständig Luft wechselte.

Unser Krokodil wurde nun für die Bewohner von ganz Charthum ein Gegenstand der köstlichsten Unterhaltung. Sein Quartier war von Groß und Klein fortwährend umlagert. Um sein Entfliehen nach dem nicht allzu weit entfernten blauen Flusse zu verhüten, hatte ich es mit einer langen Schnur anbinden lassen, aber damit dem Volk das beste Mittel gegeben, seine Schaulust zu befriedigen. Jeder Vorübergehende zog das wehrlose Thier an der Schnur aus's Trockene heraus, betrachtete es genau und ließ es unter Flüchen und Schimpfreden, welche wohl auch mit Steinwürfen gewürzt wurden, wieder los. Selbst kleine Kinder machten sich das Vergnügen, einmal einen „Timsach“ zu turbiren. Die Peitsche fruchtete gegen das Gesindel Nichts; ich ließ deshalb, um die Quälgeister zu schrecken, die Stricke zerschneiden, mit denen ihm die Schnauze zugebunden worden war. Allein auch diese Demonstration bewährte sich nicht. Man holte lange Stöcke herbei, schlug unser Krokodil damit auf den Rücken und hielt ihm, wenn man es sattsam gereizt hatte, denselben vor das Gebiß. Es erfaßte sie mit solcher Wuth, daß es sich an ihnen hin- und hersehleifen ließ, ohne sie loszulassen. Dabei brachen gewöhnlich einige seiner denen der Fische ähnlichen, nur mit brüchiger Emaille

bekleideten Zähne ab. Dank sei es den unendlichen Bemühungen der Einwohnerschaft Charthums: nach wenig Tagen hatte der Eimsach seinen „verruichten“ Geist aufgegeben.

IV. Der heilige Ibis.

„Vom Süden kommst Du und bringst uns die Botschaft des Lebens, Drum nennen heilig wir Dich, denn heilig ist uns der Bote, Welchen die Götter gewürdigt, Frohes zu künden.“

Ibis und Osiris sind vor dem Kreuz und dem Halbmond gewichen, mit ihnen verschwand auch „Thot“, ihr göttlicher Bote, der heilige Ibis. Zu unserer Zeit erscheint er nicht mehr im Lande der Pharaonen, um einem seine Sendung nicht glaubenden Volke das Schwellen der Fluthen zu künden; weit hinaus an dem heiligen Strome, „welcher seine Quellen verbirgt“, ist er gezogen, gleichsam als fühle er sich berufen, den vor das Quellenland des Nil gezogenen Schleier zu wahren und zu behüten. Aber vergeblich ist sein Bemühen. Die poetische Anschauung der Alten ist vor der jetzt auf dem Thron des Geistes herrschenden Vernunft erblichen; für das heutige Geschlecht gibt es keinen Schleier mehr; auch der Urquell des völkerernährenden und länderbelebenden Stromes wird von ihm aufgedeckt werden und in dem Gesandten der ewigen Götter sieht es schon heute nur einen Vogel noch.

Wohl erkannte das tiefsinnige Volk der Pharaonen in dem Nilstrom den Bringer und Erhalter alles Lebens, denn es erhob ihn selbst zur Gottheit. Dieser Ansicht zu Folge mußte auch der mit den schwellenden Fluthen in Egyptenland erscheinende Ibis, der sichere Kündler und Bürge, daß der alte Gott wiederum seiner Gnade Born und seines Segens Füllhorn über das durstige Land ergießen werde, als Diener und Bote der ewigen Gottheit zu hoher Achtung und Ehre gelangen; auch er mußte göttlich sein! Und wie lieblich, wie anspruchslos, wie verständig war dieser Bote!

Der Ibis gehört zu den liebenswürdigsten Vögeln; er kann leicht gezähmt werden und belohnt durch sein Betragen die Mühe der Zähmung reichlich. Das wußten und empfanden die alten Egypter gewißlich auch, denn überall bemerken wir, daß sie in dem großen Buche der Natur mit Liebe, Aufmerksamkeit und Einsicht zu lesen verstanden. Und darum heiligte man den Vogel, darum sorgte man dafür, daß sein vergänglicher Leib durch der Priester hohe Kunst der Verwesung enthoben und für Jahrtausende bewahrt werde, damit, wenn einmal der unvergängliche Geist, welcher nach dem Willen der allweisen Götter Welten und Sphären durchwandern mußte, zurückkehre, er auch seine irdische Hülle wieder finden möge. Wie des Menschen Leichnam wurde der „des Vogels“ einbalsamirt, dieselben Specereien, welche des Fürsten Sterbliches vor der Zerstäubung und Auflöfung in die Atome der Urmaterie schützen mußte, wurden auch ihm gespendet. Und gleichwie man über dem Sarkophag, welcher des Königs Mumie umschloß, einen Berg aufthürmte, so bebaute man auch für den heiligen Vogel ein eigenes Mausoläum: eine der Pyramiden, welche wir die von Sakhra nennen. Hier findet man die von eigenthümlich geformten Urnen umschlossenen oder auch in Kammern schichtenweise aufgestapelten Mumien zu Tausenden und es nimmt uns, bei der bekannten Thatsache, daß fast nie eine Vogelleiche gefunden wird, Wunder, wie es selbst im Laufe von Jahrtausenden möglich war, so viele Ibisleichen zu sammeln.

In unseren Tagen wird dem heiligen Ibis keine Ehre mehr angethan. Deshalb hat er das Land, in welchem er so hoch gefeiert ward, verlassen und ist bis in die Urwälder des weißen und blauen Flusses geflohen. Gegenwärtig findet man ihn nördlich der Grenze der tropischen Regen nicht mehr. Sogar in Charthum ist er noch nicht Standvogel. Seiner uralten Gewohnheit treu, erscheint er, wenn sich das helle Wasser des Gebirgsstromes el Asrakh röthet oder die Fluthen des Bahr el abiadt zu trüben beginnen. Dann sammelt er sich mit seines Gleichen auf einer baumreichen, vom Wasser überflutheten Insel oder in einem überschwemmten Theil des Urwaldes und baut dort in das dichteste

Geäst der dornigen Harahsi sein aus Zweigen und Halmen bestehendes Nest. Im September legt er drei bis vier schneeweiße oder leicht gelblich besprenge Eier, aus welchen nach wenig Wochen die Jungen schlüpfen, da hinein. Die Milliarden von Heuschrecken und andern Insekten, welche zu dieser Zeit die Steppe beleben, machen es ihm leicht, seine Kinder aufzufüttern. Schon Anfangs November sind diese flügg geworden. Sie ähneln in der Farbenvertheilung ihres Gefieders den Alten, allein ihr Hals ist befiedert und ihr Bürzel noch nicht mit den schönen, stahlschwarzen, zerschliffenen Federn bedeckt. Erst im dritten Jahre ist der Vogel ausgewachsen, ausgefärbt und zeugungsfähig. Dann trägt er folgendes Kleid: der ganze Körper schneeweiß, auf den Flügeln und unter denselben (in den Weichen) gelbe Streifen, die Schwingenspitzen schwarz, die Flügelfedern dritter Ordnung zerschliffen, stahlschwarz, der Hals und Kopf nackt und wie die Füße und der starke, lange, gekrümmte Schnabel kohlschwarz, das Auge hochkarminroth. Der ausgewachsene Vogel hat die Größe eines Haushahns mit hohen Füßen.

Dr. Viertelaler hatte sich während meines ersten Ausfluges in die tropischen Wälder fünf junge Ibisse aufgefüttert, welche uns tagtäglich Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen lieferten und viele Freude machten. Sie vertraten in unserem Hofe die Stelle der Haushühner, liefen, obgleich sie vortrefflich fliegen konnten, frei herum und gaben uns fortwährend Beweise ihrer Anhänglichkeit, Gemüthlichkeit und ihres sehr ausgebildeten, oft überraschenden Verstandes. So wurden sie, um sie vor Katzen und Mangusten zu schützen, allabendlich in einen Kasten gesperrt; später gingen sie mit Einbruch der Nacht aus freien Stücken hinein, obgleich das ihnen viele Mühe machte. Wenn am Morgen ihr Schlafabbinet geöffnet wurde, flogen sie mit freudigem Geschrei auf die Dächer unserer Wohnung oder der Nachbarnhäuser, entfernten sich bis auf fünfhundert Schritte von unserer Behausung, kehrten aber immer bald dahin zurück und verließen dann den ihnen angewiesenen Hofraum und Garten nicht wieder. Um Mittag suchten sie in den kühlen Räumlichkeiten unseres Wohnhauses Schatten, waren aber,

wenn sie Teller nach dem Speisezimmer bringen sahen, sogleich darselbst versammelt, umstanden unseren Tisch und baten und schmelzeten, bis wir ihnen Etwas verabreichten. Wir fütterten sie mit Allem, was auf unseren Tisch kam; sie nahmen uns das für sie Bestimmte geschickt aus der Hand, fasten es mit der Spitze und warfen es mit Leichtigkeit in den Schlund hinab. Ihren Schnabel wußten sie vortrefflich zu gebrauchen, steckten ihn in die feinsten Ritzen und konnten mit ihm alle Löcher ausplündern. Sie waren höchst gesellschaftlich. Oft setzten sie sich gegen Abend in einem Kreise auf die Fußsohlen und becomplimentirten sich auf die seltsamste Weise. Kam etwas Weiches, z. B. ein mit Rissen belegtes Ankharehb, in den Hof, dann nahmen sie es flugs in Besitz und legten sich neben einander behaglich mit von sich gestreckten Beinen darauf hin. Sie haben uns manche trübe Stunde erheitert und manchen bösen Tag erleichtert. Wir hatten sie Beide so lieb gewonnen, daß mir, als ich abreiste, der Doktor nur die Hälfte gab, weil „er seine lieben Hausgenossen doch nicht alle von sich lassen könne.“

V. Die Kraniche im Sudahn.

„Seid mir begrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich Euch.
Mein Loos, es ist dem eucum gleich:
Von fernher kommen wir gezeugen
Und stehen um ein wirklich Dach.“

Ja, seid mir begrüßt, ihr freundlichen Vögel, die ihr mit mir gewandert seid! Wohl seid ihr mir befreundet! Ein und derselbe Himmel hat über uns geblauet, ein und derselbe Strom uns geführt und getränkt, ein und derselbe Wald uns das Abendlied gesungen, ein und dieselbe Welt uns umgeben. Glücklich seid ihr, die mit leichten Schwingen Begabten, weil ihr wandern könnt, so

weit eure Sehnsucht euch treibt! Im fernen heißen Afrika haben wir uns einst gefunden; jetzt blicke ich mit Behmuth nur noch euren Zügen nach!

Alljährlich sehen wir im Herbst die einem V gleichgestalteten Züge der Kraniche dem Süden zuwandern. Wie weit sie ihre Reise ausdehnen, habe ich schon bemerkt und gewiß würde eine Beschreibung des Winterlebens unseres allbekannten grauen Kranichs ohne jedes Interesse sein, träse er zur Zeit desselben nicht zwei seiner Gattungsverwandten, welche mir der Erwähnung werth zu sein scheinen. Ich meine *Grus Virgo* und *G. pavonina*, *Linne*.

Fürwahr, der erstere führt einen stolzen Namen: **G. Virgo**, die Jungfrau! Man muß ihn in der That erst kennen lernen, um zu verstehen, mit welchem Rechte es geschieht. Aber man kann dem alten *Linne* nicht widersprechen. Der Vogel ist wirklich so schön, so anmuthig, daß er nur mit einer Jungfrau verglichen werden kann. Alle Begriffe, welche dieses liebliche Wort in sich vereint, finden sich bei ihm, wenn auch nur in dem durch seine Stellung in der Thierreihe bedingten Maßstabe wieder. Sein Kleid zeichnet sich zwar nicht durch prunkende Farben aus — es ist im Gegentheil so einfach, als das Kleid einer Jungfrau es sein soll —; aber gerade die Anspruchslosigkeit desselben erhöht seine Schönheit. Das Gefieder ist seidenweich, wie das Haar einer Jungfrau, es kleidet den Vogel so gut als ein einfaches Gewand eine Jungfrau und die Federzöpfchen am Hinterhaupte sind fast ebenso schön als jene langen Haarflechten, welche oft ganz in ähnlicher Weise getragen werden. Zu der schönen Einfachheit des Aeußeren gesellt sich ein höchst anmuthiges Betragen, um unseren Vogel Jedermann angenehm zu machen. Er zeigt einen erstaunlichen Verstand, wird nach kurzer Gefangenschaft ebenso zahm und zutraulich, als er in der Freiheit scheu und mißtrauisch war und erfreut seinen Bestizer tagtäglich mehr. Mit mädchenhafter Sorgsamkeit wahret er sein Kleid vor jeder Verunreinigung und versteht es meisterhaft, seine Schönheit durch eine höchst liebenswürdige, natürliche Coquetterie noch mehr hervorzuheben. Kurz, wer ihn näher kennen lernt, muß zu-

gestehen, daß es für ihn gar keinen andern Namen geben kann, als eben Grus **Virgo** *).

Ihm gegenüber erscheint der Pfauentranich, *Grus pavonina*, unendlich plump. Wenn wir die *G. Virgo* mit einer lieblichen Jungfrau vergleichen, können wir ihn das Spiegelbild eines sich brüstenden Gelbaristokraten nennen. Wegen seiner Krone wird er gewöhnlich Königstranich genannt; allein sein Betragen deutet durchaus nicht auf etwas Königliches, sondern mehr auf etwas Pfauenhaftes hin. Es scheint, als wolle sich der Vogel auf sein farbenprächtiges Gewand etwas zu Gute thun. Dieses besteht hauptsächlich aus den beiden Farben Schwarz und Weiß, zeigt aber auch noch Goldgelb und, mehr verdeckt, Braun; im Leben liegt ein graulicher Duft über dem Sammschwarz, welcher den größten Theil seines Körpers bedeckt. Der Gang des Vogels ist aufrecht und stolz zu nennen: er breitet dabei die aus goldgelben, spiralförmig gedrehten, fast bartlosen Federn bestehende Krone aus und hebt den Kopf empor; sein Flug ist langsam, aber imponirend. Dennoch hat der Vogel wenig Anziehendes; seine schmetternde Trompetensstimme macht ihn sogar oft unangenehm.

In neuerer Zeit hat das System den Pfauentranich, weil er von den eigentlichen Kranichen wesentlich abweicht, von diesen getrennt. Er steht zwischen ihnen und den Hühnern mitten inne, ebensowohl hinsichtlich seiner Gestalt, als auch hinsichtlich seines Betragens. So haben wir oft höchst sonderbare Bewegungen — wir nannten sie Tänze — an ihnen beobachtet, wenn sich neue Gefährten bei einer Gesellschaft einfanden oder wenn ihnen sonst etwas Ungewöhnliches begegnete. Sie springen senkrecht in die Höhe, breiten die Flügel ein Wenig aus und setzen die Füße dann tanzartig wieder nieder, wobei sie noch mancherlei Beugungen und Bücklinge machen. Ich glaube, daß nur die Männchen tanzen, wahrscheinlich um das Wohlgefallen oder die Aufmerksamkeit der Weibchen auf sich zu ziehen. Aehnliches sehen wir bei der Balze

*) Ich will gern zugestehen, daß ich für die numidische Jungfrau sehr eingenommen bin; allein ich glaube, daß ich ihre Lieblichkeit noch nicht einmal genug hervorgehoben habe.

des Auer- und Birkwildes unserer Gebirge; es ist aber ja auch außerdem eine bekannte Thatsache, daß gute Tänzer dem weiblichen Geschlechte stets willkommene Erscheinungen sind.

Der Königskranich ist im Sudahn Standvogel, der Jungfernkranich wie der graue nur zur Winterszeit Gast im fremden Lande. Jeden Herbst erscheinen Tausende der Letzteren im Gebiet der Nilzufüsse, um dort behaglich den Winter zu verleben und die Vermauserung ihres Gefieders in aller Ruhe abzuwarten. Beide Arten vereinigen sich mehr oder weniger mit einander. Sie bewohnen dieselben Sandbänke und ziehen vor Sonnenaufgang auf dieselben Plätze aus, um Nahrung zu suchen. Den Königskranich, welcher sich tagtäglich bei ihnen aufdrängt, scheinen sie nicht als ihres Gleichen betrachten zu wollen; wahrscheinlich ist er ihnen nicht anständig und klug genug; sie selbst leben in bester Eintracht zusammen.

Bei ihrer Ankunft (im Oktober) sind die Ströme bereits so weit gefallen, daß einzelne Sandbänke über den Wasserspiegel hervorragen. Diese bilden ihre Standplätze; von hier aus fliegen sie jeden Morgen in ihre Nahrungsspeicher, die Getraidefelder der Steppe hinaus. Eine einfache Berechnung der Getraidemenge, welche die im Sudahn überwinterten Kraniche verzehren, beweist, daß sie in so großen Massen in keinem andern Land der Erde würden leben können. Ich habe beobachtet, daß jeder Einzelne von ihnen täglich mindestens ein halbes Maas Durrah zu seiner Nahrung braucht und bin fest überzeugt, daß die Anzahl der im Sudahn winternden Kraniche zu mehr als dreimal Hunderttausend angenommen werden kann. Bei einem Aufenthalt der Vögel von Hundertundfünfzig Tagen berechnet sich das Quantum des während dieser Zeit verbrauchten Getraides zu 125,000 dresdner Scheffel! Diese Schätzung ist keineswegs übertrieben, denn ich habe die Minima angenommen; aber ich glaube, daß sie nur Derjenige, welcher die ausgedehnten Getraidefelder Ost-Sudahns und die ungeheure Anzahl der in ihnen Nahrung findenden Kraniche kennt, annähernd richtig finden wird.

Wenn man Mitte Oktobers einen der beiden Hauptflüsse des

Ost-Sudahn befährt, hört und sieht man Tag und Nacht einen Kranichzug nach dem andern vorüberfliegen, welcher sich dann an einer ihm geeignet erscheinenden Stelle niederläßt. Er besteht entweder aus grauen oder aus numidischen Kranichen. Man hat den letzteren an der Wolga brütend gefunden und nur höchst selten in Deutschland beobachtet, aber Niemand weiß, wo sich die Tausende, welche wir im Sudahn vereinigt sehen, während des Sommers aufhalten. Der numidische Kranich ist noch in den meisten Sammlungen ein seltner Vogel und findet sich im Sudahn in so namhafter Menge, daß er eine große Sandinsel förmlich bedeckt. Es wäre für den Sammler leicht, von dort aus alle Kabinette Europa's mit diesem ziemlich werthvollen Vogel zu versehen, wenn er nicht so außerordentlich flug, scheu und vorsichtig wäre. Er umgeht jede Falle und weiß dem Rohr des Schützen stets hinreichend fern zu bleiben. Wir wählten die Nacht zu seiner Jagd und machten die Beobachtung, daß er in mond hellen Nächten doppelt so hoch flog als in dunklen, ihn ohnehin schützenden. Das geringste Geräusch oder alles nur irgend Verdächtige bewog ihn stets, sogleich die Höhe zu suchen.

Erst im Anfange des März verlassen die Kraniche den Strom und sein Gebiet, um nach dem fernen Norden zurückzukehren. So weit wandern sie, „den Gastlichen“ zu finden,

„Der von dem Fremdling wehrt die Schmach.“

VI. Der Marabu.

„Des Elephanten Zahn — das Elfenbein
Ist das, was lockt, daß man ihn jagt und tödtet;
Daß man die Muschel öffnet, daß sie stirbt, —
Verursacht ihr die Perle! Reize stellet man
Dem Vogel T su, der schönen Federn wegen.“

Schefer, Laienbrevier.

Ich bin fest überzeugt, daß alle meine schönen Leserinnen die Federn des Marabu genau kennen, erlaube mir aber, daran zu zwei-

fehn, daß auch dem Erzeuger dieses Schmuckes dasselbe Glück zu Theil wird. Das menschliche Geschlecht ist leider ein sehr undankbares; gewöhnlich nimmt es die Gaben, ohne sich um den Geber viel zu kümmern. Unter Letzteren verstehe ich in diesem Falle nun zwar keinen gütigen Vater, keine zärtliche Mutter, freundliche Tante, keinen freigebigen Onkel, Better u. s. w. u. s. w., sondern nur einen schlichten Vogel; aber die Dankbarkeit, scheint es mir, darf sich auch auf einen solchen ausdehnen. Man muß nur bedenken, wie sehr der Vogel geplagt und wie Viel ihm geraubt wird, um die schönen Europäerinnen zu schmücken; man muß wissen, daß in Indien der Marabu — von dem es, beläufig bemerkt, mehrere Arten gibt — zahm gehalten und durch Ausrupfen seiner Zierfedern systematisch zum Erzeugen neuer Federn gezwungen wird und muß erwägen, daß wir Grausamen den Marabu des Sudahn, *Leptoptilus crumenifer* genannt, erst todt schießen, bevor wir ihm seine Federn rauben konnten.

Nachdem ich mich so des Mitleides aller marabufedertragenden Damen versichert habe, will ich ihnen den Vogel selbst vorstellen. Er ist nicht gerade liebenswürdig, noch weniger schön, aber mindestens originell. Bezüglich seiner Gestalt ähnelt er einem Storch; allein er ist weit größer und jedenfalls häßlicher als dieser, sein Hals und Kopf sind unbefiedert, erster ist mit einem mächtigen Kropffack, letzterer mit einem ditto Schnabel versehen; sein Gefieder ist auf dem Rücken grünlich-blau, auf der Brust und allen übrigen unteren Partieen weiß gefärbt, ebenso erscheinen die eigentlich schwarzen Beine, welche der ziemlich unreinliche Gesell beständig mit einer weißen Kruste bedeckt. Der Schmuck unserer Damen sind die Unterschwanzdeckfedern. Will man sich ein treues Bild von ihm machen, so darf man nur an einen Schneidergesellen denken, welcher des Sonntags Nachmittags in blauem Frack, weißer Weste und Rankinbeinkleidern im Freien herumstolpert und, um sein wunderliches Costüm zu krönen, ein rothes Käppchen auf dem trotzig erhobenen Haupte trägt. Die Phantasie brauchdt der Wirklichkeit dabei gar nicht Viel zu Hülfe zu kommen; jede gute Abbildung schon ruft jenen Eindruck in uns hervor. Die Aehnlichkeit seines blauen

Rückens und der ebenso gezeichneten, scharf geschnittenen Flügel mit einem dunklen Frack und die seiner weißen Vorderseite und kothbespritzten Beine mit weißer Weste und eben solchen Beinkleidern ist frappant. Dabei trägt er den Hals so eingezogen, daß der Kopf wie bei einem Menschen dicht auf den Schultern zu sitzen scheint und gerade diese Stellung macht die Carrikatur nur um so beißender.

Sein Benehmen steht mit seiner Gestalt im besten Einklang; es spricht sich in ihm eine stoische, unverwüßliche Ruhe aus. Jede seiner Bewegungen, sein Gang, jeder Blick ist berechnet, genau abgemessen. Wenn ihn der Jäger verfolgt, schaut er sich langsam und gravitatisch um, mißt die Entfernung zwischen sich und seinem Feinde und regelt nach ihr seine Schritte. Geht man langsam, thut er es auch, beschleunigt man seinen Gang, macht er es ebenso, bleibt man stehen, dann steht auch er bald still. Auf einer weiten Ebene, wo er immer jede beliebige Strecke zwischen sich und den Jäger bringen kann, läßt er es nie zum Schusse kommen, fliegt aber auch nicht auf, sondern bewegt sich immer in der gleichweiten Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritten mit derselben Geschwindigkeit als sein Verfolger. Er ist erstaunlich klug und weiß genau, wie weit das ihm verderbliche Jagdrohr des Schützen trägt.

Im Sudahn wird der Vogel, weil man den Werth seiner Federn*) nicht kennt, nicht verfolgt. Hier trifft man ihn am Sichersten auf den Schlachtplätzen der Städte, wo er sich einstellt, um die Abfälle der geschlachteten Thiere zu verzehren. Er fällt auch wohl mit den Geiern auf das Nas, ist hier aber weit schwerer zu erlegen, als diese. Seine Vorsicht ist so groß, daß er — was die Geier nicht thun — Wachen ausstellt und dem herannahenden Jäger stets zu entfliehen weiß. Diese Thatsache scheint unglaublich, weil er zu den gefährlichsten Vögeln gehört, welche man kennt. Wir zogen aus seinem Kropfe ganze Rinderohren und Knochen, die ein

*) Diese sind bloß nach der Mauerer vollkommen schön. Man erhält von jedem Vogel zu dieser Zeit gewöhnlich nur vier Stück, welche allen Anforderungen entsprechen.

anderer Vogel gar nicht hätte verschlingen können, heraus und machten einmal eine Beobachtung, welche für mich etwas Entsetzliches hatte. Einer meiner Diener zerschmetterte einem Marabu durch den Schuß beide Füße und einen Flügelknochen, war aber fühllos genug, das verwundete Thier nicht sogleich zu tödten und brachte es noch lebend in unsere Wohnung. Hier wurden gerade große Geier abgebälgt; das Fleisch derselben lag in großen Haufen um den Arbeiter herum. Der Jäger warf den Marabu meinem Abbälger zu, der Vogel brach natürlich zusammen, fing aber sogleich an, die vor ihm liegenden Fleischstücke gierig zu verschlingen. Ich tödtete ihn augenblicklich.

Ein anderes Mal sah ich zehn bis zwölf dieser Vögel, welche im weißen Flusse Fische fingen. Sie besitzen darin viele Geschicklichkeit und einer von ihnen hatte auch geschwind einen großen Fisch erhascht, welcher alsbald hinabgewürgt und einstweilen im Kropfsack aufbewahrt wurde. Der Fisch lebte noch, zappelte in dem Sack herum und dehnte ihn fußlang aus *). Sofort kamen die Gefährten des Glücklichen herbei und schnappten so eifrig nach dem Kropfe desselben, daß er sich nur durch schleunige Flucht den Raubversuchen der Andern entziehen konnte.

Wie alle klugen Thiere wird auch der Marabu in der Gefangenschaft bald zahm. Ich besaß einen, welcher, weil ich ihn fütterte, große Anhänglichkeit an mich zeigte. Er begleitete mich im ganzen Hause und legte, war ich abwesend gewesen, bei meiner Zurückkunft eine lebhaftere Freude an den Tag. Er kam mir entgegen, nickte mit dem Kopfe, ließ ein freudiges Schnabelgeklapper hören oder umtanzte mich mit allerlei possirlichen Bewegungen und Gesten. Allein seine Freundschaft verlor sich bald, nachdem er einen Gefährten erhalten hatte und als ich später zwei Monate lang verreist gewesen war, kannte er mich gar nicht mehr.

*) Wegen dieses Sacks nennen ihn die Sudanesen „Abu-Sain“ (oder Sain), Vater des Trinkschlauhes. S. Th. 1 S. 93.

VII. Geier.

„Wo aber ein Nas ist, da sammeln sich die Adler.“
Matthäus 24, 28.

Im hohen, kalten Norden stirbt ein Thier und die Natur überdeckt seinen Leichnam mit ihrem schneeigen Leichentuche, krystallisiert die flüssigen Theile des Körpers und wandelt sie in eine feste Masse um, welche sich — wie uns die in den Eisfeldern aufgefundenen Mamonts beweisen — Jahrtausende hindurch, ohne die geringste Spur der Verwesung zu zeigen, erhält; im Süden bestattet sie ihre gefallenen Geschöpfe in anderer Weise. Dasselbe Licht, dieselbe Wärme, welche Leben und Gedeihen, Wachsthum und Blühen der Thiere und Pflanzen wunderbar beschleunigten, wirken auch mit voller Kraft auf ihre Zerstörung und führen in wenig Stunden den Akt der vehementesten Fäulniß herbei. Und darum, daß der aus der Reihe der Lebenden geschiedene Körper nicht die noch lebendigen Nebengeschöpfe gefährde, sandte der Schöpfer dorthin, in die unter der Tropensonne glühenden Länder, seine Boten, die Geier. Ehe noch das sich in die Urstoffe der thierischen Materie auflösende Nas die Luft verpestet, erscheinen sie, die immer bereiten, nimmer müden Wächter, vertilgen das Schädliche, assimiliren den der Vernichtung geweihten Stoff und verhindern die Wirksamkeit der giftigen Gase. Acht Arten dieser Reiniger der Atmosphäre kennen wir in Nord-Ost-Afrika *); unter ihnen sind die beiden Ohrengerier die größten, denn sie klastern von einer Fingergipfel zur andern oft über zehn (deutsche) Fuß, die eigentlichen Nasgeier, von denen *Neophron pileatus* höchstens die Größe unseres Kolkrahen erreicht, die kleinsten.

Am Saume der Wüste liegt ein verendetes Kamel. Die ungeheuren Beschwerden der Wüstenreise, ein erlittener Samuhm haben es erschöpft; es erreichte, obgleich der Treiber dem ermatteten

*) Nämlich: *Neophron percnopterus*, *N. pileatus* oder *monachus*, *Vultur (Gyps) fulvus*, *Gyps Rueppellii*, *Mihi*, *G. bengalensis*, *Vultur occipitalis*, *Burchel*, *Otogyps auricularis* und *O. pennatus*, *Nobis*.

Thiere schon am vorigen Tage seine Last abnahm und es ledig neben den befrachteten Lastthieren einhergehen ließ, den Nil nicht mehr, sondern brach vollkommen entkräftet auf Nimmerwiederaufstehen zusammen. Sein Herr läßt es, nachdem er mit nicht verhehltem Kummer über den durch seinen Tod erlittenen Verlust von ihm geschieden ist, unberührt liegen, weil seine Religion ihm verbietet, das Geringsste von einem gestorbenen, nicht unter den üblichen Gebräuchen getödteten Thiere zu verwenden.

Mich wundert, daß die zur Nachtzeit heulend auf Raub ausgehenden Hyänen das leckere Aas nicht fanden; am folgenden Morgen liegt das Kamel noch unzerfleischt auf seinem fahlen Sterbebette. Es ist kühl und still am Morgen in der Wüste; erst kurz vor Sonnenaufgang beginnen die Steinschmäger und Wüstenlerchen ihren Gesang. Dem Aase dort einen Todtengefang? Warum nicht!

Schon ist der Leichnam in Fäulniß übergegangen; die Todtenstarre ist vorüber, die Augen liegen tief in den Höhlen, die Oberhaut beginnt sich hier und da zu lösen, aus Mund und Nase fließt eine übelriechende Feuchtigkeit. Im Innern der Höhlen gährt und braust es, die Stoffe verlassen ihre alten Verbindungen, um neue einzugehen; frei gewordene Gase haben den Leib hoch aufgetrieben und scheinen sich einen Weg nach Außen bahnen zu wollen, um ihren giftigen Hauch weithin zu verbreiten.

Da erscheint mit den ersten Strahlen der Morgensonne am Horizonte ein Rabe. Seine weiße Brust schimmert uns schon von Weitem entgegen und läßt uns einen alten Bekannten erkennen: es ist der *Corvus scapulatus*. Er scheint das Aas schon wahrgenommen zu haben, denn er schreit und nähert sich mit rascheren Flügelschlägen, kreist einige Male um das gefallene Thier herum, senkt sich dann herab, schwingt sich ein Wenig nach Vorn und Oben und betritt, seine Flügel zusammenlegend, in nicht allzu großer Entfernung von demselben den Boden; hierauf nähert er sich ihm rasch und umgeht es mehrere Male langsam mit bedächtigem Spähen. Ein Wüstenrabe (*Corvus umbrinus*, *Hedenborg*) folgt ihm bald nach und gesellt sich zu ihm; von beiden Arten

langen in Kurzem mehrere an; es mögen wohl zwei Duzend Raben bei dem Kamele versammelt sein. Das gewahrten einige schmutzige Nasgeier (*Neophron percnopterus* und *N. pileatus*), welche schon bei guter Zeit die Felsen und Bäume, auf denen sie ihre Nachtruhe gehalten haben, verließen, um auf Nahrung auszugehen; sie kommen alsbald zu den Raben herab und ziehen nach und nach noch viele ihrer Art herbei. Der immer gegenwärtige Schmarozergabelweih (*Milvus parasiticus*) und ein weit-schauender Raubadler (*Aquila rapax*), welche beide frisches Nas keineswegs verschmähen, vergrößern die Versammlung; einigen Kropfstörchen, denen das Fischen in dem nahen Strome zu langweilig wurde, ist das schon jetzt in der Nähe des Kameles stattfindende Gewimmel wohlbekannt und auch sie eilen nun herbei, um noch zu rechter Zeit an dem für sie und ihr Gelichter gedeckten Tische einzutreffen.

Aber noch fehlen die großen Geier, die Vorleger der Speise. Dem Gesindel, welches vor ihnen sich einfand, ist die starke Haut eines großen Thieres zu fest, als daß sie dieselbe mit ihren schwachen Schnäbeln zerreißen könnten; selbst die Kropfstörche vermöchten das mit ihrem ungeheuren — freilich zum Zerreißen nicht eingerichteten — Schnabel nicht auszurichten. Doch ist die Zeit gekommen, in welcher auch jene, die Vornehmen in der Tischgesellschaft, erscheinen; es ist zehn Uhr geworden. Sie haben ausgeschlafen und ausgeträumt und schicken sich jetzt an, ihr weites Gebiet zu durchstreifen. In einer dem menschlichen Auge unerreichbaren Höhe ziehen sie ihre Kreise; einer folgt dem andern, steigt und fällt mit ihm, wendet sich mit ihm nach dieser oder nach jener Seite. Da gewahrt einer von ihnen das Getümmel da unten, wahrscheinlich noch eher als das Nas selbst und läßt sich, die Sache zu untersuchen, näher herab. Sein scharfes Auge gibt ihm bald ein klares Bild: er erkennt, daß das Gesuchte gefunden, zieht seine Flügel ein und läßt seinen Körper den Gesetzen der Schwere folgen, ohne ihnen entgegenzuarbeiten; saugend stürzt dieser mehrere Hundert Fuß herab; aber zu rechter Zeit noch breitet der Vogel die Fittige wieder, streckt die Füße lang von sich und kommt ge-

mächlich und sicher unten an. Alle übrigen folgen ihm rücksichtslos nach; so lange er auf dem Fasse sitzt, stört sie Nichts, nicht einmal ein herannahender Jäger. Wenn wir einen einzigen Geier auf das von uns hinter uns verdeckende Mauern oder Erdwälle ausgelegte Nas fallen sahen, eilten wir auf dasselbe zu, um noch zu rechter Zeit dort anzulangen. Denn nun kamen die Uebrigen von allen Seiten so zahlreich herbeigeslogen, daß wir oft schon mehr als zwanzig an Ort und Stelle versammelt sahen, von deren Vorhandensein wir gar keine Ahnung gehabt hatten. Ein Punkt, welchen das Auge im klaren, blauen Aether kaum bemerkt, fällt herab und wird zu einem Ohrengeier!

Demnach ist es einzig und allein das Gesicht der Geier, welches sie bei Erforschung des Nases leitet, keineswegs der Geruch, wie man bisher noch häufig angenommen hat. Bei genauer Untersuchung zeigt es sich, daß der Geruchssinn aller Vögel auf einer verhältnismäßig sehr niederen Stufe steht und dennoch hat man von ihm sogar größere Leistungen erwartet als von dem am Besten ausgebildeten Organ dieses Sinnes, z. B. bei den „witternden“ Säugethieren. Ich habe bei meinen monatelang ununterbrochen fortgesetzten Jagden die Beobachtung gemacht, daß die großen Geier auch auf ganz frischem Nase erschienen, welches noch gar keinen Geruch verbreitete und selbst bei heftigem Winde, welcher die Düste nothwendiger Weise nur nach einer Richtung fortführen konnte, von allen Seiten herbeikamen. Auf Nas aber, welches mit Zweigen wohl verdeckt worden war, sind sie niemals gekommen. Schon der erste Blick findet heraus, daß der Sinn des Gesichtes weit vollkommener ausgebildet ist als der des Geruchs: aus den kleinen, völlig borstenfreien Naslöchern tropft fortwährend eine übelriechende Feuchtigkeit, das schöne Auge gibt dem der Adler an Größe und Klarheit oder Feuer Nichts nach.

Die großen Geier, welche bei Charthum am Häufigsten in den Monaten Mai bis September erscheinen — die übrige Zeit des Jahres bringen sie wahrscheinlich in der Steppe zu, deren Viehheerden ihnen sichere Nahrung versprechen — fliegen täglich nur wenige Stunden auf Nahrung aus. Ihre vortrefflichen Flugwerk-

zeuge setzen sie in den Stand, in dieser Zeit Großes zu leisten: sie durchfliegen in wenig Stunden ungeheure Strecken. Ihr Flug ist eher ein Schweben zu nennen als ein Fliegen, mehrere Minuten lang sieht man keinen Flügelschlag und dennoch bewegen sie sich sehr rasch und ohne jede bemerkliche Anstrengung. Aus der Höhe, in welcher sie dahin streichen, können sie ein ungemein großes Feld absuchen; sie leiden selten Mangel, denn in ihrem ausgedehnten Gebiete findet sich für sie fast immer Beute. Vor zehn Uhr Vormittags habe ich sie niemals auf dem Nase erscheinen, länger als vier Uhr Nachmittags niemals dort weilen sehen. Die einzelnen Arten halten sich mehr oder weniger zusammen, obgleich man alle Arten auf ein und demselben Nase zusammen beobachten kann.

Um die Etymologie des Wortes „Geier“ verstehen zu können, muß man die Vögel beim Fressen beobachtet haben. Sie zeigen dabei eine so große Eier, als müßten sie sich mit einem Male auf mehrere Monate verproviantiren. Mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobnem Schwanz und schleppenden oder ausgebreiteten Flügeln eilen sie in mächtigen Sägen auf das Nas zu, bei dem ein Gewimmel, Streiten, Zanken und Arbeiten entsteht, welches gar nicht zu beschreiben ist. Die Ohrengerier reißen die dicke Haut mit wenig Schnabelhieben auf und behandeln die solideren Muskeln; die langhalsigen Geier öffnen sich die Bauchhöhle, stecken ihren Hals bis zur Halskrause dahinein, wühlen in den Eingeweiden herum, fördern sie zu Tage und kämpfen wüthend mitsammen um Darmschlingen; nur die schmutzigen Nasgeier sitzen mit Adlern, Milanen und Raben, so lange die Gewaltigen fressen, entsagend um die Gruppe herum, höchstens hier und da ein abfallendes Bröcklein erhaschend. Beständig kommen neue hinzu, welche mit wahrer Wuth die schon halb Gefättigten von der köstlichen Speise zu vertreiben suchen. Es entsteht wiederum Kampf, Lärmen, Beißen und ingrimmigtes Gezwischer — denn laute Stimmen haben die Geier nicht — und das dauert so lange, als noch Nas vorhanden ist. Dabei wundert man sich über die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen, weil man rückwärts ihrer ziemlich plumphen Körpergestalt eine große Schwerfäll-

ligkeit bei ihnen voraussetzt. Der größte Hund wird von vier bis fünf Ohrengeiern in fünf Minuten rein aufgefressen. —

Es war uns Jägern eine Lust, nachdem wir uns recht nahe angeflichen hatten, auf die Haufen der versammelten Vögel zwei schnell gewechselte Doppelgewehre abfeuern zu können. Selten gelang es mir, dem mich begleitenden Diener noch ein drittes Gewehr abzunehmen, um auch dieses zu benutzen; gewöhnlich waren dann die Geier schon außer aller Schußweite. Hierzu gehört, weil sie außerordentlich schwer todtzuschießen sind, nicht gerade eine große Entfernung und diese legen sie sehr rasch zurück. Ein oder zwei Sprünge genügen dem Vogel, sich von der Erde erheben zu können, dann fliegt er und zwar leicht und behend. Die Schmausenden wurden durch unsere Ueberfälle oft so geschreckt, daß sie sich nach den Schüssen bald wieder niederließen, um sich die Sache noch einmal ordentlich anzusehen. Hierauf setzten sie ihre Flucht fort und mögen da wohl oft fünf bis sechs Meilen weit geflogen sein. Die Verwundeten suchten sich ebenfalls so weit als möglich zu entfernen. Ihre Lebenszähigkeit machte es ihnen, wenn sie auch stark verwundet waren, möglich, noch mehrere Hundert Schritte fliegend zurückzulegen; plötzlich zogen sie die Flügel ein und fielen todt aus der Luft herab. Die flügelahm Geschossenen liefen so schnell, daß wir uns anstrengen mußten, sie einzuholen; bei unserer Annäherung stellten sie sich zur Wehre, pfauchten wie die Katzen und bisßen mit ihrem starken und scharfen Schnabel um sich oder bedienten sich, wenn wir sie angriffen und am Halse gepackt hatten, ihrer Krallen zur letzten Vertheidigung.

Meine braunen Diener verkertigten mir eine Falle, in welcher sich die Geier ziemlich leicht fingen. Zuerst bekam ich einen Ohrengeier, dem es nicht eingefallen war, mit seinem mächtigen Schnabel die schwache Schlinge zu zerbeißen, lebend in meine Gewalt. Er betrug sich ganz im Gegensatz zu einer anderen Geierart, von der ich später ein Exemplar erhielt, von allem Anfange an ruhig und furchtlos in der Gefangenschaft, während jener dem sich ihm Nähernden nach dem Gesichte sprang. Schon am dritten Tage nach seiner Gefangennahme nahm er Nahrung zu sich; am fünften Tage

fraß und trank er bereits in unserer Gegenwart; später ergriff er die ihm vorgehaltenen Fleischstückchen und ließ sich streicheln. Manchmal legte er sich behaglich auf den Bauch und stieß dabei ein leises „Zick, Zick“ aus. Das von ihm verzehrte und zur Vorverdauung im Kropfe bewahrte Nas spie er nicht selten aus, fraß es aber, wie es die Hunde auch zu thun pflegen, wieder auf. Im Zorne sträubte er seine Federn, psauchte wie eine Gule, streckte den Hals vor und wurde an allen nackten Stellen seines Körpers hochroth. —

Die Sudahniesen schreiben der Leber der Geier heilsame Kräfte zu und nennen ihren abscheulichen Nas- oder Bisamgeruch „Miskh“ — Moschus —. Alle großen Geier stehen in dem schlimmen Rufe, in der Steppe schlafende Menschen anzufallen, zu tödten und zu verzehren, was jedenfalls unbegründet ist. Obgleich man den Nutzen der Vögel nicht verkennt, gewährt man ihnen doch keine Achtung, sondern hat sie vielmehr als „nedjis“ (S. 180 d. 1. Th.) verschrien. Nur der Mangel an Feuergewehren, die Unbrauchbarkeit des getödteten Vogels und die Indolenz des Eingebornen sind Ursache, daß die Geier geschont werden und manche Arten ganz vertraulich geworden sind.

Bei der keine Grenzen kennenden Unreinlichkeit der Eingebornen würde die Atmosphäre einer Stadt des inneren Afrika ohne die Geier, die nützlichsten aller Raubvögel, kaum zu ertragen sein. Jeden Morgen finden die beiden Neophronen vollkommene Beschäftigung und hinreichende Nahrung*), selbst in den öderen Straßen der Stadt. Ob das, wie man erzählt hat, vormalis auch in den Gassen Kairo's der Fall gewesen ist, lasse ich dahin gestellt sein; jetzt sieht man dort keine Nasgeier mehr herumfliegen, wohl aber in manchen Städten Oberegyptens.

*) Neophrones fere nihil alio nisi hominum excrementis vescuntur.

VIII. Der Strauß.

„Barmherzig und gnädig ist Gott, den wir anbeten und preisen,

Furchtbar nur Denen, die seine Gebote verletzen.

Siehst Du, o Mensch, den Vogel der Wüste, betracht' ihn;
er ist es,

Den Allah gerichtet ob seines frevelnden Hochmuths.

Drücke die Stirn' in den Staub, bevor Du ein Werk willst
beginnen,

Und fassst Dein Werkzeug Du dann, so bete: „In-
schallah“!“ Arabisch.

Der größte aller Vögel, *Struthio camelus*, der Strauß, vertritt, wie sein lateinischer Name andeutet, unter den Vögeln ein Säugethier, das Kamel. Wie dieses ist er für Wüsten und trockene Steppen geschaffen, wie dieses zu ausdauerndem Laufen ausgerüstet; ja, er ähnelt ihm sogar auffallend in der Gestalt seines Körpers. Seine hohen, starken Beine, seine zweizehigen, schwieligen Füße, sein langer, magerer Hals, der Dummheitverrathende, phantastische Kopf, die ausgebildete Brustschwiele u. s. w. erinnern ebenso lebhaft an das von ihm repräsentirte Säugethier als sein Betragen und seine Lebensweise. In letzterer dürfte bei nothwendiger Berücksichtigung der durch seine Stellung in der Thierreihe bedingten Abweichungen kein anderer Unterschied zu bemerken sein als der, daß der Strauß im Gegensatz zum Kamel viel und oft säuft — wenigstens thut er dies in der Gefangenschaft —; ersteres gleicht dem des Kameles in jeder Hinsicht.

Er steht als Bindeglied zwischen der Klasse der Säugethiere und Vögel mitten inne; sein Geripp ähnelt dem der ersteren, seine Körpergestalt und Fortpflanzungsweise ist die der letzteren.

In der Freiheit gehört der Strauß unter die scheuesten Thiere, welche man kennt. Man kommt selten so nahe an eine Straußenherde heran, daß man die Männchen von den Weibchen unterscheiden kann; in den meisten Fällen zerstreut sie in eiliger Flucht nach allen Richtungen hin. Diese Unzugänglichkeit und Wildheit des Vogels ist die Ursache der verschiedenen sich oft geradezu wi-

dersprechenden Meinungen, welche bis heute noch über den Vogel und seine Lebensweise unter den Naturforschern herrschen. Vor allem Andern ist bisher das Brutgeschäft des Straußes der lebhaftesten Diskussion unterworfen worden. Einige erzählten, daß der Strauß außer den Eiern, welche er zum Ausbrüten bestimmt habe, noch andere neben dem Neste aufbewahre, damit deren Inhalt den auschlüpfenden Jungen zur ersten Nahrung diene, ohne daran zu denken, daß dieselbe Sonne, welche die ersteren zum Leben bringen soll, auch bei den übrigen dasselbe Geschäft übernehmen würde; Andere lassen das Straußweibchen in einer genau angegebenen Richtung und Entfernung vom Neste, die Augen starr auf dasselbe gerichtet, Wache halten, so daß man nur nöthig habe, in der von dem Weibchen beobachteten Richtung fortzugehen, um die Eier sicher zu finden u. s. w. Das Alles scheinen Hypothesen zu sein, welche die Beobachtung wohl schwerlich zu Lehrfägen erheben wird. Was wir über den Strauß wissen, haben wir von Le Vaillant und den Arabern erfahren; Jenem will und Diesen darf man nicht immer Glauben schenken und so stehen wir noch heute an der alten Stelle. Auch ich bin nicht im Stande, eigene Beobachtungen mitzutheilen, sondern kann hier nur das Resultat meiner Erfahrungen nach Hörensagen geben und bin weit entfernt, dasselbe als eine thatsächlich begründete Wahrheit gelten lassen zu wollen.

Nach Aussage der Araber und zwar der ziemlich glaubwürdigen Beduinen also legt der Strauß in Kordofan in den Monaten Februar, März und April seine Eier in eine von ihm selbst gescharrte Vertiefung im Sande. Die Zahl derselben ist nach den Umständen verschieden; als Durchschnittszahl dürfen wir ungefähr zwölf annehmen. Bei Tage bedeckt das Weibchen die Eier mit Sand *), bei Nacht bebrütet es sie selbst. Die Brutzeit dauert ungefähr sechs Wochen; die ausgetrocknenen Jungen haben die Größe unserer Zwerghühner. Ich habe sie so von den Eingebornen erhalten und kann über sie Genaueres mittheilen. Es

*) Dasselbe thun nach meinen eigenen Beobachtungen *Hoplopterus spinosus* und *Hyas aegyptiacus*, so oft sie ihr Nest verlassen.

sind allerliebste Thierchen, welche eher einem Igel als einem Vogel gleichen. Ihre Bedeckung besteht nicht aus Federn, sondern aus steifen und harten, den Igelstacheln ähnlichen Horngelbilden, welche in allen Richtungen vom Körper abstehen. Das Betragen der jungen Strauße ist das der Trappen oder Hühner; sie laufen sofort nach dem Auskriechen ebenso behend und gewandt als diese herum und suchen sich geschickt ihre Nahrung. Ebenso wenig junge Hühner von den Alten besonders gepflegt oder gar mit eigens dazu bestimmten Eiern gefüttert werden, ebensowenig bedürfen die jungen Strauße ähnlicher Sorgfalt von Seiten der Alten, welche mir durchaus nicht geeignet scheinen, ihnen eine solche angedeihen zu lassen. Ich glaube, daß die Jungen nicht lange von den Alten geführt werden, sondern sich vielmehr bald ihre Nahrung selbst suchen müssen. Bei ungefähr vierzehn Tage alten Jungen, von denen wir einmal zehn Stück besaßen, bemerkten wir, daß sie die Hilfe der Alten nicht zu vermissen schienen.

Mit dem Alter von zwei Monaten verlieren sich die Stacheln und machen dem unscheinbaren, grauen Gewande des Weibchens Platz. Dieses trägt der junge Strauß bis zu seinem zweiten Lebensjahre. Im dritten Jahre ist das Männchen schon schwarz, aber erst im vierten Jahre ausgewachsen, ausgefärbt und zeugungsfähig. Dann heißt es „Edlihm“, während das Weibchen und der junge Vogel „Ribeħda“ genannt wird. Ohne Berücksichtigung seines Federkleides heißt der Strauß „Naahm“*).

Ueber die Straußenjagd erfuhr ich von Contarin y Folgendes: Mehrere Nomaden reiten auf flüchtigen Pferden langsam in die Steppe hinaus und suchen eine Straußenherde auf. Einige mit Wasserschläuchen belastete Kamele folgen den Jägern in einer gewissen Entfernung nach und bleiben auch während der Jagd immer in ihrer Nähe. Wenn sie ihr Wild entdeckt haben, reiten die Jäger so lange gemächlich auf den Trupp der Vögel zu, bis ein vor-

*) Edlihm ist von dälümä, „Etwas, was tiefschwarz, zugleich aber glatt und weich ist“, Ribeħda von rēbēdä „mit einer dunklen oder grauen Farbe begabt sein“ und Naahm von näämä „weich und schön sein“ abgeleitet.

sichtiger Edlihm durch sein Beispiel das Zeichen zur Flucht gibt. Je zwei oder drei der Jäger wählen sich jetzt ein Männchen aus und verfolgen dasselbe in gestrecktem Galopp. Während Einer von ihnen den Vogel auf allen Krümmungen seines Laufes verfolgt, sucht der Andere dieselben abzuschneiden, übernimmt, wenn ihm dies gelang, die Rolle des Ersten und läßt diesen die kürzere Strecke durchreiten. So wechseln Beide mit einander ab, bis sie den mit aller ihm möglichen Schnelligkeit entfliehenden Edlihm müde gemacht haben. Gewöhnlich holen sie ihn nach einer Stunde ein und schlagen ihn mit einem langen Stock oder einer Peitsche auf den Kopf, bis er zusammenbricht. Die Wurfsschlinge kennt man nicht. Sofort nach dem Fall des Thieres springt der eine Jäger vom Pferde, schneidet ihm unter Hersagen der üblichen Formel: „Be issm lillahi el rachmahn el rachihm; Allah hu akbar“! (s. Th. 1 S. 181) die Halsschlagadern durch und steckt, um Beschmutzung der Federn durch Blut zu verhüten, den Nagel der langen Zehe eines Fußes in die Wunde. Nachdem sich der Vogel völlig verblutet hat, zieht ihm der Jäger das Fell ab, dreht es um und bewahrt in diesem Federsacke die Schmuckfedern auf. Schließlich schneidet er sich von dem saftigen Fleische so Viel ab, als er braucht, das übrigbleibende hängt er an einen Baum zum Trocknen und späteren Gebrauche etwa vorüberziehender Wanderer auf.

Mittlerweile sind die Kamele nachgekommen. Der Araber erquält sich und sein Pferd nach der anstrengenden, heißen Jagd, ruht einige Stunden aus und kehrt dann mit seiner Beute beladen nach Hause zurück. Hier sortirt er die Federn, bindet die kostbaren weißen, welche er *Awāhni* nennt und von denen ein vollkommen ausgebildeter Strauß höchstens vierzehn Stück besitzt, in einzelne Bündel zusammen und bewahrt sie zu gelegentlichem Verkauf in seinem Zelte auf. Der Händler muß sich, um Federn zu bekommen, selbst zu dem Jäger verfügen und erlangt von diesem nach wirklich lächerlichen Umständen den Vogel zuletzt für drei bis fünf Speciesthaler.

Gezähmt ist der Strauß eins der unnützeften Hausthiere, wel-

che es geben kann. Seine Gefräßigkeit übersteigt alle Vorstellung. In der Freiheit nährt er sich nur von Vegetabilien, in der Gefangenschaft frisst er Alles, was verschlingbar ist, so z. B. Ziegelbruchstücke, Steine, Nägel, Lumpen, Lehm u. s. w. Ein Strauß wurde Selbstmörder, indem er ungelöschten Kalk verspeiste. Wenn wir Etwas, was möglicher Weise eine Straußenkehle passieren und nicht leicht von dem Magensaft zerstört werden konnte, verloren hatten, durften wir überzeugt sein, es im Koth der Strauße wiederzufinden. Dabei ist der Strauß ein höchst unverträglicher Geselle. Er mißhandelt jedes Thier, welches ihm nicht schon vielfache Beweise seiner Ueberlegenheit gegeben hat, sogar seines Gleichen. Ein zahmes Männchen, welches wir besaßen, verwundete ein Weibchen, ehe er sich an dasselbe gewöhnt hatte, mit den scharfen Nägeln seiner Zehen mehrere Male gefährlich. Er schlug dabei immer nach Vorn, nie nach Hinten aus und zwar mit solcher Kraft und Sicherheit, daß er jedesmal die Brust des bedrängten Weibchens fürchterlich zerfleischte. Selbst uns fürchtete er, zumal während der Paarungszeit, erst, nachdem er mehrere Male mit der Nilweitsche empfindlich gezüchtigt worden war. In der Freiheit besteht er mit seinen Nebenbuhlern die blutigsten Zweikämpfe.

Unser Pavian war ein erbitterter Feind der Strauße. Er hatte in unserem Hofe die Stelle eines Thürhüters erhalten und stand seinem Amte mit großer Treue vor, d. h. er biß Alle, welche nicht die Ehre hatten, von ihm gekannt zu sein. Sein Lieblingsitz war die obere Thürpfoste, an welcher wir ihn auch angekettert hatten und von wo aus er den Eingang am Besten vertheidigen und beherrschen konnte. Hier pflegte er zuweilen, ermüdet von seinen wichtigen Geschäften, auf Augenblicke der Ruhe, wobei er dann gewöhnlich auf seinen langen Schwanz nicht die nöthige Rücksicht nahm. Als bald nahte sich der mit dem Halse schaukelnde Strauß wankenden Schrittes und biß den Affen aus reinem Uebermuth in den letzteren. Allein nur selten entging er seiner gerechten Strafe. Blißschnell erfaßte der gereizte Pavian den Kopf des Unruhstüfters und schüttelte und zauste denselben so lange herum, bis es dem bestürzten Vogel gelang, wieder frei zu werden. —

Daß der so sonderbar gestaltete, so merkwürdig befiederte Strauß die Aufmerksamkeit der Araber auf sich lenken mußte, ist erklärlich. Die Poesie kam der Sage zu Hülfe und baute auf schwankendem, für sie jedoch felsfestem Grunde ein prachtvolles Gebäude mit herrlichem Schmuck. Ein ebenso dichterischer als religiöser Mythos gibt uns Kunde von der Entstehung der verkrüppelten Flügel und zerklüfteten Federn des Straußes.

„Vor mehr als tausend Jahren“, so erzählen die Nomaden Kordofahns, „gleich der Strauß noch der Hubahra (dem Trapp*) und bewohnte mit ihr gemeinschaftlich die weite Chala. Damals flog er vortrefflich, war auch nicht so scheu, als jetzt, wo er dem herannahenden Menschen mit riesigen Schritten entleilt, sondern lebte in Freundschaft und Vertrauen mit und zu den Menschen und anderen Thieren der Einöde. Eines Tages sagte die Hubahra zu ihm: „Lieber Bruder, wenn es Dir recht ist, wollen wir morgen — in scha lillahi! — (oder in schalla, so Gott will) an den Fluß fliegen, dort trinken, uns waschen und dann zu unseren Kindern zurückkehren.“ „Wohl“, antwortete der Strauß, „wir wollen fliegen!“ setzte aber nicht hinzu: in schallah, denn er war hochmüthig und beugte sich nicht unter die Macht des allbarmherzigen und ewigen Gottes — dessen Preis die Engel im Himmel uns künden, dessen Ruhm der Donner in den Wolken feiert**) — weil er bisher nur dessen unerschöpfliche Gnade kennen gelernt hatte, sondern trotzte auf seine Kraft und seine starken Schwingen. Am anderen Morgen rüsteten sich beide zur Reise, erhoben sich und die Hubahra sagte: „Be issm lillahi“ (im Namen Gottes), dann flogen sie dem Auge Gottes (der Sonne) zu. Und der Strauß schwang sich höher und höher hinauf und eilte mit gewaltigen Flügelschlägen der Hubahra weit voraus. Sein Herz war voll Stolz und Hochmuth, er vergaß der Wohlthaten des die Wohlthaten Spendenden und glaubte, nur seiner eigenen Kraft vertrauen zu können. Aber das Maß der Gnade des All-

*) Otis arabs.

**) Worte des Khorahn.

barmherzigen war übergel und der Zorn Allahs, des Gerechten und Heiligen, ergrimnte über den Frevler. Höher und höher stieg er hinauf zu der Wohnung der Begnadigten, als wolle er die Sonne erreichen. Da nahte sich ihm der strafende Engel des Herrn und zog den Schleier hinweg, welcher ihn von der Flammenstrahlenden trennte und sie sandte ihm ihre Gluthen zu. Im Nu verbrannten seine Schwingen und elendiglich stürzte er zur Erde herab. Noch heute kann er nicht fliegen, heute noch siehst Du seine versengten Federn, heute noch fürchtet er Gottes Zorn und sucht diesem mit riesigen Schritten zu entgehen. In einem engen Raume rennt er so lange herum, bis er ermattet niedersinkt. Darum, o Mensch, nimm Dir den Vogel der Wüste zum warnenden Beispiel, beuge Dich unter die Gewalt des Gewaltigen und willst Du Etwas unternehmen, so sage vorher in schallah! damit Du den Segen Allahs zu Deinem Werke habest.“

Wem fällt nicht die Aehnlichkeit dieser Sage mit der Geschichte des Ikarus ein! Welche Erzählung ist die ältere? Ich glaube, beide sind von einander unabhängig. Aber das ist der Unterschied zwischen beiden: die Mythe der Griechen ist aus der Luft gegriffen, die der Araber ruht auf vorhandenem Grunde. In alle arabischen Sagen webt die Religion ihre hellen, leuchtenden Fäden; sie sind es, welche dem Gewande seinen Schimmer leihen. Und wenn sich der religiöse Sinn unter den ungelahrten, unwissenden Arabern weit verbreitete, wenn er auch im Herzen des gleichsam von der übrigen Welt getrennten Nomaden feste Wurzeln schlug, diese Erzählungen haben dazu gewiß Viel beigetragen. Alle streben nur nach einem Ziele hin: Achtung und Verehrung Allahs und seiner hochheiligen Gebote!

IX. Die Matte der Pharaonen.

„Dem gibt die Ehre Hohn,
 Der sich uns ausgibt als der Ehre Sohn
 Und gleicht der Mutter nicht. Der Ruhm gedeiht,
 Den man von Thaten mehr, als Ahnen leiht.
 Ende gut, Alles gut.“

Kurz nachdem ich von Afrika zurückgekehrt war, theilte ich einige meiner Beobachtungen über das Krokodil einer Gesellschaft mit, welche einzelne Mitglieder derselben keineswegs befriedigten, weil ich von „dem muthvollen, klugen Thiere, das dem dummen Krokodil, wenn es schläft, in den Nachen kriecht, sich durch den Schlund bis zu dem Sitz des Lebens hinarbeitet, das Herz ihm zerbeißt und, o Entsetzen! — sich dann mittelst seiner Zähne aus dem bluterfüllten Leichnam des von ihm getödteten Leviathans mit stolzem Bewußtsein einen Weg in's Freie bahnt“*), kurz, von dem Ichneumon keine ähnliche ruhmvolle That zu erzählen wußte. Das mochte vielleicht mit daher kommen, weil ich bei den Bewohnern des Nilthals niemals eine Spur jener Achtung, die ein so äußerst nützlichcs Thier doch nothwendiger Weise genießen mußte, bemerken konnte, sondern vielmehr unzweifelhafte Beweise einer unverholenen Mißachtung, sogar eines gewissen Grolls, welche sammt und sonders dem „krokodilfeindlichen“ Ichneumon galten, überall erhielt. Ich will gar nicht leugnen, daß auch ich vor meiner Reise nach Afrika einen weit größeren Respekt vor dem Ichneumon hatte, als nachdem ich ihn kennen gelernt und unzählbare Verwünschungen gegen die in der That lebhaftc Thätigkeit desselben vernommen hatte. Um so richtiger dürfte vielleicht mein Urtheil über ihn sein.

Edler Ichneumon, auch ich muß den Stab über Dich brechen, magst Du nun Deinen Ruhm selbst begründet haben oder an ihm unschuldig sein! Du selbst mußt zugestehen, daß niemals einer Deiner Ahnen freiwillig in einen Krokodilrachen gekommen ist

*) Plinius II. N. VIII, 24. 25.

und ich müßte mich gänzlich in Dir getäuscht haben, wenn Du nicht herzlich froh wärest, daß jetzt in der Nähe Deiner Lieblingsplätze dergleichen fatale Zahnbattereien gar nicht mehr drohen. Auch darin thue ich Dir gewiß nicht Unrecht, wenn ich annehme, daß Dir Hühnereier stets besser geschmeckt haben als Krokodileier oder vollends, daß Du — wären nur die ungehobelten Wächter nicht gewesen, — weit lieber in den „Mund“ eines Brütofens, als in den eines Krokodils gekrochen wärest. Nicht wahr, Freundchen, ich kenne Dich?

Doch will ich, statt eines Zwiegesprächs mit einem Bekannten, diesen vorerst meinen Lesern vorstellen. Der Ichneumon, Herpestes Pharaonis, von den Arabern „el Nimis“ genannt, vertritt in Egypten die Stelle unserer Marder. In Nubien und im Sudahn wird er durch ihm ähnliche Gattungsverwandte ersetzt, deren Lebensweise fast dieselbe unseres „Auffpürers“ ist. Sie selbst sind aber von geringerem Interesse, weil sie bisher keine Märchendichter, welche uns von ihren kühnen Thaten Bericht gegeben hätten, gefunden haben. Unser Ichneumon, d. h. die Ratte der Pharaonen, bewohnt am Liebsten die mit dichtem Rohre bewachsenen Ufer der Kanäle. Hier hält er sich bei Tage auf, bildet sich zwischen den Rohrsträngeln schmale, aber sehr sorgfältig gesäuberte Gangstraßen und gräbt sich tiefe, nicht besonders ausgedehnte Baue, in denen das Weibchen zwei bis vier Junge wirft und lange säugt. Der Ichneumon ähnelt in seinem Baue unseren Mardern, stinkt wie der Itis und ist ebenso listig, diebisch und mordfüchtig als jene. Das Männchen kann eine Länge von vier Fuß erreichen, wovon die Ruthe etwas über ein Drittel wegnimmt, dann wiegt es zwölf bis funfzehn Pfund. Die Beine sind so niedrig, daß der mit langen Haaren bedeckte Körper und Schwanz auf der Erde zu schleppen scheint.

Der Ichneumon geht bei Tage und bei Nacht auf den Raub aus. Die groben, grünlich-grauen Haare, mit denen sein Körper bedeckt ist, machen es ihm leicht, sich ungesehen an seine Beute, welche aus Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, kleinen Vögeln, Hühnern, Tauben u. s. w. besteht, heranzuschleichen. Seine

Diebereien haben ihm die volle Verachtung und Feindschaft der Fellaahihn, deren Hühnerställe und Taubenhäuser er unbarmherzig plündert, zugezogen.

Wenn man ihn, ohne von ihm bemerkt zu werden, beobachtet, sieht man ihn sehr langsam und bedächtig durch die Felder oder Rohrdickichte schleichen. Bisweilen bleibt er stehen, schnüffelt um ein Mäuseloch herum und scharrt wohl auch ein Wenig, bisweilen windet er sich wie eine Schlange geräuschlos zwischen den Halmen hindurch, um an ein Vögeltchen heranzukommen, welches er dann mit einem oder zwei jähen Sägen zu erfassen strebt. Er hält sich familienweise zusammen und führt mit seinem Weibchen die halberwachsenen Jungen spazieren, um sie diesen oder jenen Kunstgriff zu lehren, was zu sehen höchst ergötzlich ist. So rasch und behend er ist, wenn er verfolgt wird, so langsam und vorsichtig schleicht er herum, wenn er sich unbeobachtet weiß oder beobachtet, sich noch mit guter Manier „zu drücken“ sucht. Gelingt ihm das Letztere, dann flüchtet er sich mit seiner ganzen Familie, von welcher ein Mitglied dem anderen auf dem Fuße folgt, in den ersten, besten Nothbau, verläßt diesen aber sogleich wieder, wenn er sich durch mehrmaliges Winden und Lauschen von der Gefahrlosigkeit, einen sicheren Bau zu erreichen, vergewissert hat.

Die Jagd auf ihn führt am Sichersten zum Ziele, wenn man einige Fellaahihn mit ihren Nababih*) in ein Rohrdickicht schickt, in welchem sich Schneunonen aufhalten. Diese sind, weil es ihrem ärgsten Feinde gilt, gern bereit zur Jagd, durchstöbern das Dickicht und treiben die aufgeschreckten Thiere nach einer zur Anstellung der Schützen passenden Richtung, wo letztere dieselben mit starkem Blei auf geringe Entfernung mit wohlgezielten Schüssen erlegen.

*) Plural von Nabubt, s. Th. 2 S. 50.

X. Die Affen.

„Die Affen sind metamorphosirte Menschen ohne Selbsterkenntniß.“
Wagler.

Da bemerkt man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein Sich-Zürnen und Versöhnen, Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Grimassenschneiden und Gliederverrenken, wenn man so einer Affenheerde an dem Orte, wo sie hingehört, im Urwalde oder auf Felspartieen, begegnet! Unwillkürlich muß Der, welcher diese Carraturen des Menschen in ihrem Urzustande sah, lächeln, wenn er an ihr Leben in der Freiheit denkt. Einen eigenen Staat sich bildend, keinen Herrn über sich erkennend, als den Starken Ihresgleichen, kein Recht beachtend, als das durch spitze Zähne und kräftige Hände von so 'nem alten Affenstammvater geübt, keine Gefahr für möglich haltend, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gäbe, jede Lage sich behaglich machend, niemals Mangel und Noth fürchtend, verbringt die fröhliche Gesellschaft der Waldseiltänzer ihr Leben. Ihr fehlt nie jene ernste Komik und jener grenzenlose Leichtsin, mit welchem sie alle ihre Geschäfte beginnt und vollendet. Kein Ziel ist ihr zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Felsen zu steil, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthumsrecht achtbar. „Spitzbuben, Söhne der Spitzbuben sind sie, diese Affen, deren Söhne und Urenkel ebensolche Spitzbuben bleiben werden, als ihre Urahnen waren“, sagen die Eingebornen; „Gott hat sie in seinem Zorn aus verworfenen Menschen gewandelt, ihnen ist Nichts heilig: hüme chüäh!*) — sie sind perfid!“

Die im Sudahn vorkommenden Affen sind uns bekannt; wir wissen auch, daß die Paviane Gebirge, der „Guereza“ und Meerkazen (*Cercopithecus griseo-viridis* und *C. pyrrhonotos*) wasserreiche Waldungen bewohnen; von letzteren ist die grünlichgraue, der „Abäländj“ der Sudahnesen, überall gemein, wo sich auch sein Repräsentant aus der Vogelwelt, der Papagei, vorfindet;

*) Plural von „chäin“, treulos, alles Guten bar.

man kann mit größter Sicherheit darauf rechnen, in einem Walde, welcher den Abalandi beherbergt, auch den Papagei (*Palaëornis cubicularis*) zu finden. Beide Thiere scheinen aus ein und demselben Stoffe gebildet, mit ein und demselben Geiste besetzt zu sein, sie ähneln sich in allen Stücken noch mehr als Kamel und Strauß, Kaze und Gule, Hyäne und Geier, Hund und Rabe u. s. w., und geben den besten Beweis, wie die allwaltende, schöpferische Weisheit gewisse Grundformen der Natur in mannigfacher Weise ausprägt und dennoch wiederum sich nahe gebracht hat. „Bei den Affen und Papageien zeigt sich diese Aehnlichkeit“, sagt mein Vater in seiner Monographie der Papageien*) Seite 20 u. flg., „schon in der Unruhe, welche beiden Thierordnungen eigenthümlich ist. Sehr viele Thiere sitzen ruhig da, wenn sie sich gesättigt haben. Nicht so die Affen und Papageien. Sie verhalten sich nur ruhig während des Fressens. Die Affen springen außer der Mahlzeit immer herum, hängen sich an die Zweige, schwenken sich auf ihnen herum wie die Seiltänzer, springen von einem Ast zum anderen, erklettern die höchsten Bäume und gehen mit Geschrei zur Ruhe. Auf ganz ähnliche Weise betragen sich auch die Papageien. Auch sie fliegen außer der Zeit, wo sie fressen, beständig herum, schreien und klettern unaufhörlich und gehen ebenfalls nur unter Geschrei zur Ruhe u. s. w.“

„Beide lieben die belaubten, grünen Bäume und verbergen sich gern und geschickt zwischen ihren Zweigen und Blättern, beide haben eine ungewöhnliche Gewandtheit im Klettern, beide verzehren vorzugsweise Früchte und gerade in der Art des Fressens ist die Aehnlichkeit am Auffallendsten. Alle Affen bringen die Speisen, wie der Mensch, mit der Hand zum Munde, was ihnen ganz eigenthümlich ist und sehr gut ansteht. Gerade so machen es die Papageien. Auch sie nehmen das Futter zwischen die Zehen des einen Fußes, während sie sich mit dem anderen festhalten, führen

*) Jena, bei August Schmid. Ein billiges Papageienwerk mit Abbildungen. Was den letzteren an Correktheit abgeht, ersetzt die treffliche Beschreibung vollständig.

es zum Schnabel und verzehren es auf diese Weise. Endlich sind Affen und Papageien einander ähnlich in der bewunderungswürdigen Klugheit, welche Beide besitzen u. s. w."

Letztere offenbart sich auch in der Freiheit in mancherlei Weise. Man muß eine Heerde der Gattung *Cercopithecus griseo-viridis* in ihrem Waldeleben beobachtet haben, um davon eine richtige Vorstellung zu bekommen. Am Meisten hat mich immer die den Eingebornen empörende Dreistigkeit ergötzt, mit welcher sie sich ihre Nahrung rauben. Eine zahlreiche Bande der Thiere zieht unter der Führung eines alten, oft geprüften und wohlerfahrenen Männchens dem Getraidefelde zu. Die Aeffinnen, welche Kinder haben, tragen diese, indem sich die Kleinen mit den Vorderfüßen am Halse, mit den Hinterfüßen am Bauche festhalten, auch wohl zum Ueberfluß mit ihren Schwänzchen noch einen Haken um den Schwanz der Frau Mama geschlagen haben, ebenfalls mit dahin. Anfangs nähert sich die Bande mit großer Vorsicht, am Liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum anderen verfolgt. Der alte Herr geht immer voran, ihm folgt die ganze Heerde von Zweig zu Zweig. Bisweilen steigt der Führer auf einem Baume bis in die höchsten Spitzen hinauf, um von dort aus sorgfältig Umschau zu halten. Einige beruhigende Gurgelstöne überzeugen seine Schaar von den günstigen Resultaten seiner Forschungen. Von einem in der Nähe des Feldes stehenden Baume wird abgestiegen, dann geht es mit rüstigen Sprüngen dem Felde zu. Dort angekommen, ist es die erste Beschäftigung Aller, sich für jeden Fall die weiten Bäckentaschen mit Nahrung vollzustopfen. Dann erst gestatten sie sich mehr Freiheit, zeigen sich aber auch immer wählerischer im Aussuchen des Futters. Jetzt werden alle Durrah- oder Maiskolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen. Ein Affe vergeudet, wenn er viele Speise vor sich steht, zehnmal mehr davon, als er verzehrt; daher stammt auch die grenzenlose Verachtung der Eingebornen gegen sein Geschlecht.

Wenn sich die Affenheerde im Fruchtfelde vollkommen sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, welche stets unter ziem-

lich strenger Aufsicht gehalten werden, sie zu verlassen und mit Ihesusgleichen zu spielen. Die Thierchen, welche von Gesicht und Körper ungemein häßlich sind, wurden so gut gezogen, daß sie auf den ersten warnenden Ruf sogleich zur Mutter zurückkehren. Diese verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Derselbe erhebt sich, selbst während der schmachhaftesten Mahlzeit, von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und späht in die Runde. Auf einen einzigen von ihm ausgestoßenen, unmachahmlichen, warnenden Gurgelton sammelt sich augenblicklich die Schaar seiner Vasallen, die Mütter rufen ihre Kinder zu sich heran und Alle sind im Nu zur Flucht bereit. Jeder sucht in der Eile noch so viel Futter mitzunehmen, als er fortbringen zu können glaubt; ich habe Affen flüchten sehen, welche fünf große Maiskolben — zwei davon umklammerten sie mit dem rechten Vorderarme, die übrigen so mit ihren andern Händen, daß sie sich beim Gehen darauf stützten — mit sich fortnahmen. Bei wirklicher Gefahr wird mit sauren Nieren alle Last abgeworfen, die Herde erklettert den nächsten Baum und setzt von hier aus die Flucht von Wipfel zu Wipfel fort. Die Gewandtheit im Klettern, welche die Affen hierbei zeigen, ist bewunderungswürdig und übertrifft die aller übrigen Thiere weit. Für sie gibt es kein Hinderniß; die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander entfernte Bäume u. s. w., Nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit, welche uns in größtes Erstaunen setzt, ausgeführt; oft ergreift einer nur noch mit einer Hand einen Zweig, was keine Kage, kein Marder und kein Eichhorn kann, weiß sich aber dennoch geschickt auf den Ast zu schwingen; ein anderer ändert, mit Hülfe des steuernden Schwanzes, noch im Sprunge die anfangs beabsichtigte Richtung; ein dritter wirft sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tief unten stehenden Astes, beugt ihn durch den plötzlich erfolgten Stoß tief herab und benützt das Zurückschnellen desselben zu einem mächtigen Horizontalsprung. Der Leitaffe führt auch auf der Flucht noch immer seine Unterthanen, welche erst dann, wenn er es für gut befindet, ihre Eile mäßigen. Dabei zeigen diese aber niemals

Angst oder Muthlosigkeit, sondern vielmehr eine so vollständige Geistesgegenwart, daß für sie eigentlich gar keine Gefahr existirt. Sie fürchten sich nur vor Ihresgleichen und vor Schlangen; großen Raubsäugethieren entgehen sie durch die Flucht, Raubvögeln begegnen sie durch ihren festen Zusammenhalt; jeder Adler läßt, weil er weiß, daß er sofort von der ganzen Bande angefallen werden würde, die Affen ungeschoren. Sie führen das sorgloseste Leben der Welt.

Während die „Abalandj“*) von den Eingebornen des Sudahn nur verachtet werden, sind die „Khirud“**) oder Paviane mit Recht gefürchtet. Sie werden dem sie angreifenden Menschen oft sehr gefährlich; man versicherte mich, daß ihnen selbst der Löwe aus dem Wege ginge, jedenfalls würde er viel mit ihnen zu schaffen haben. Die alten Männchen erreichen eine bedeutende Größe, sind bemäht, bekommen ein furchtbares Aussehen und besitzen eine erstaunliche Kühnheit, Kraft und Gewandtheit. Sie sind Bewohner der Gebirge und scheuen das Wasser, weil sie nicht schwimmen können. Man weiß im Sudahn viele Geschichten von ihrer grenzenlosen Frechheit zu erzählen und es ist begründet, daß sie während ihrer Brunnzeit Frauen und Mädchen schon tödtlich gemißhandelt haben. —

Die kleinen Affen werden im Sudahn in Netzen gefangen; die Paviane erhascht man, nachdem man sie vorher durch ihnen vorgesetzte Merisa, welche sie begierig trinken, berauscht hat. Erstere sieht man ungleich häufiger in der Gefangenschaft als letztere. —

Ich könnte von den Affen, welche ich lebend besaß, viele Geschichten erzählen; doch würde das hier zu weit führen. Deshalb begnüge ich mich, einen wahrhaft rührenden Zug aus ihrem Leben mitzutheilen: die zum Sprichwort gewordene Affenliebe. Ein **männlicher** Abalandj, welchen wir frischgefangen gekauft hatten, zeigte eine ebenso große Neigung, junge Thiere zu warten, als es sonst gewöhnlich nur die Weibchen zu thun pflegen. Ein-

*) Plural von „Abalandj.“

**) Plural von „Khirud.“

mal erhielten wir einen jungen, noch sehr der mütterlichen Hilfe bedürftigen Affen seines Geschlechts. Koko, so hieß unser Männchen, adoptirte das Aeffchen sogleich, behandelte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, bewachte es, wenn es fraß und wärmte es Nachts in seinen Armen. Er war beständig für sein Wohl besorgt, wurde unruhig, wenn es sich einige Schritte weit entfernte und rief es bei anscheinender Gefahr sogleich zu sich zurück. Wollten wir es ihm entreißen, dann wurde er wüthend, sprang uns nach dem Gesicht, biß heftig um sich und vertheidigte sein Adoptivkind mit all' seiner Kraft. So lebte er mehrere Monate mit ihm. Da wurde das Aeffchen krank und starb nach wenig Tagen. Der Schmerz des Pfliegeraters war grenzenlos; er glich nicht dem Schmerz eines Thieres, sondern dem eines tief fühlenden Menschen. Erst nahm er seinen erstarrenden Pflegling in beide Arme, liebte ihn auf alle mögliche Weise, lockte ihn mit den liebevollsten Tönen und wartete ihn wie früher mit großer Zärtlichkeit. Dann setzte er ihn vor sich hin, betrachtete ihn genau und begann kläglich zu schreien, als er sah, daß er zusammenbrach. Immer und immer wiederholte er die Versuche, ihn in das Leben zurückzurufen; jedesmal schrie er laut auf, wenn er sah, daß sein Liebling todt blieb. Den ganzen Tag über nahm er keine Speise zu sich; das todt Thierchen beschäftigte ihn unablässig. Zulezt entriß wir ihm dasselbe mit Gewalt und warfen es über die hohe Mauer unseres Hofes hinweg in den Garten. Schon nach wenig Minuten hatte Koko seinen starken Strick zerbissen — wozu er früher nie Versuche gemacht hatte — sprang über die Mauer und kehrte mit der Leiche in den Armen nach seinem Plage zurück. Wir fesselten ihn von Neuem, entriß ihm das todt Aeffchen zum zweiten Male und warfen es in einen tiefen Brunnen. Koko befreite sich sogleich wieder von seinen Banden, durchsuchte unsern und einen benachbarten Garten stundenlang und verließ unser Haus, ohne dahin zurückzukehren. Am Abende desselben Tages sah man ihn den Wäldern zuellen.

Einer meiner Bedienten hatte eine alte Aeffin für mich gekauft, welche mit ihrem noch ganz kleinen, säugenden Jungen gefangen worden war. Es kann keine Mutter geben, welche zärtlicher als

diese Affin wäre. Sie darbt sich jeden guten Bissen am Munde ab, um ihn ihrem Kinde zu geben. Da wurde sie krank und starb. Wir pflegten ihr hinterlassenes Junge mit aller Sorgfalt, aber es folgte ihr nach wenig Tagen.

Solche und ähnliche Handlungen Instinkt zu nennen, würde als sehr ungereimt erscheinen. Sie sind Beweise eines wahrhaft ausgezeichneten Verstandes, ja sogar eines tiefen Gefühls. Es gibt Affen, welche halbwegs beschränkte Menschen an Klugheit übertreffen. Ihr Verstand schärft sich, wie ich an zahmen Affen oft beobachtet habe, durch Erfahrung. Ohne Bedenken kann man die Affen für die nach dem Menschen auch in geistiger Hinsicht ausgebildetsten Thiere erklären.

Vogelzug und Vogelleben in der Fremde.

„Da grüßen ihn Vögel, bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Bergen der Heimath daher.“

„Wenn die Schwalben von uns zieh'n,
Wenn die Rosen nicht mehr blüh'n,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang,
Fragt das Herz, in bangem Schmerz,
Werden wir uns wiederseh'n? — — —

Werdet ihr wohl wiederkehren in unsre Gauen, werdet ihr ihn wohl wieder finden den weiten, weiten Weg? Ein ruheloses Sehnen treibt euch, die Heimath zu verlassen, ein nimmer trügendes Ahnen zwingt euch, von uns zu scheiden; wo ziehet ihr hin? Wohin wandert ihr, ihr geflügelten „Segler der Lüfte“, ihr fröhlichen Sängler der Wälder? Nach welchem Land der Erde geht euer Flug? O kehret wieder, kommt zu uns zurück!“

Mancher Freund der lieblichen Geschöpfe mag diese Worte den Scheidenden nachrufen, mag sie wenigstens ahnen; manches Herz mag es, wenn sich die Vöglein rüsten, eine gar bald öde, unwirthlich werdende Stätte zu verlassen, tief empfinden, daß diese auch ihm keine Freude mehr gewähren kann. Jedes Kind ist beglückt, wenn, von der weiten Reise heimgekehrt, der erste Staar im Februar oder März wieder auf der Thurmspitze erscheint. Dort sitzt er, hebt die Flügel und kleidet, trotz des ihn noch oft umwehenden Sturmgebrauses und Schneegestöbers des Frühlingsmondes seinen Frühlingsgruß in Frühlingsmelodien.

„Da ist er wieder, aber wo kam er her, der fröhliche Bote einer lebenbringenden Zeit?“

„„Nach Süden ging sein Zug, von Süden kehrte er wieder.““

„Aber welches Land der Erde hat ihm, dem von dem eisigen Winter Ausgestoßenen, ein freundliches Asyl gewährt? Hat es ihm wohl auch gefallen in der Fremde?“

„„D du Kindermund
Vogelsprachefund
Wie Salomo —

Verstehst du denn nicht seinen jubelnden Sang? Verkennst du die Freude, mit welcher er seine Heimath wieder grüßt? Und du fragst, ob es ihm gefallen haben könnte draußen in der Fremde? Nein, gewiß nicht! Er war eiliger, seinen Winteraufenthalt, als seine Heimath zu verlassen. Und wie hat er sich gefreut, als ihm durch von uns ungekannnte Boten Kunde ward, daß in seinem Vaterlande nun die Zeit des Frühlings gekommen! Wie hat er da vergnügt die Schwingen gehoben und seine Kehle versucht, gleichsam als wolle er beide erproben zu seiner bevorstehenden Reise und dem in der Heimath zu erhebenden Freudengesange. Und plötzlich ist er verschwunden; alle Geselligkeit verschmähend, hat er allein sich auf die Reise gemacht, sie um so schneller zu vollenden. Trauernd, so schien es, zog er von uns, freudig kehrte er wieder. Doch, wo er weilte, das will ich dir deuten.““

In weit entlegene, südliche Länder wandern die Vögel. Ich bin ihnen nachgezogen, ich habe manchen von ihnen wieder gefunden, aber doch nur manchen. Wir, die an die Scholle Gebannten, wir bedenken freilich nicht, daß die gefiederten Bewohner der Erde keine Entfernungen kennen; wir wollen es uns nicht eingestehen, daß der Wanderer der Lüfte Länder und Meere, welche wir in Wochen nicht zu durchreisen vermögen, in Stunden und Tagen durchfliehet. Was wir Reisen nennen, erscheint ihnen, den Behenden, Flüchtigen vielleicht nur als lustige Wanderung. Aber doch will es uns bedünken, als ob viele Zugvögel Das, was sie in der weiten Ferne suchen, in größerer Nähe finden könnten. Der Zug der Vögel ist uns noch in mannichfacher Hinsicht dunkel und bleibt es, selbst nachdem uns das Land, welches den einen oder den anderen während des Winters beherbergt, bekannt geworden ist. Ich habe viele Vögel in ihrem Winterquartiere beobachtet,

aber noch ist mir Eines nicht klar geworden: jenes Etwas, welches die Zugvögel dazu bewegt, so ungeheure Wegstrecken zu durchwandern, ehe sie Ruhe finden; jenes Etwas, das sie treibt, Orte zu verlassen, welche ihnen jahraus, jahrein, nach menschlichem Ermessen wenigstens, alles zu ihrem Wohlbestinden Erforderliche bieten.

„Die Vögel verlassen unsere Gegenden“, sagt der vogelkundige Altmeister Naumann in seinem ausgezeichneten Werke, „um der eintretenden Kälte und dem Mangel an Nahrung auszuweichen, sie fliegen gemächlich in wärmere Länder, haben während ihres Zuges also immer dieselbe Temperatur der Luft und dieselben Nahrungsmittel in Ueberfluß bis zu dem Orte ihres Winteraufenthaltes und kommen, sowie jene Ursachen sich allmählig verlieren, ebenso wieder von da zurück.“ „So wie sie von der ihnen folgenden Kälte nach und nach von uns fortgetrieben werden, so muß sie im Gegentheile eine größere Wärme, als ihnen angenehm ist, zum Rückzuge bestimmen u. s. w.“

Meine Beobachtungen haben in mir Zweifel an der Wahrheit dieser Ansichten erregt. Der Mangel an hinreichender Nahrung und Wärme kann es nicht allein sein, welcher die Vögel zum Wandern treibt. Es muß noch andere Beweggründe dazu geben. Sagt doch Naumann, fast sich selbst widersprechend:

„Der Trieb, in wärmere Länder zu ziehen, ist dem Vogel angeboren und die Eltern haben nicht nöthig, ihren Kindern erst den Weg zu zeigen. Jung aus dem Neste genommene und aufgezogene, in einer geräumigen Kammer frei herumfliegend unterhaltene Vögel *) beweisen dies hinlänglich. Sie schwärmen während ihrer Zugzeit des Nachts so gut in ihrem Gefängnisse umher, als wenn man alte ihrer Art darinnen unterhält.“

Ja, dieser ihnen angeborene Trieb, zu wandern, diese Sehnsucht, ferne Länder zu besuchen, dieses nur in seltenen Fällen geschwächte Streben, ihre Heimath zu gewissen Zeiten zu verlassen

*) Diesen fehlt es also weder an hinreichender Nahrung, noch an Wärme. Br.

und wieder dahin zurückzukehren, in einem wunderbaren Abzugsvermögen der Vögel von Dem, was kommen wird, begründet: das ist die Hauptursache des Zuges der Vögel. Sonst würden wir nur in kalten Ländern, nicht aber auch in jenen, unter einem ewig heiteren Himmel sich sonnenden Landstrichen einen Vogelzug bemerken. Wie wollten wir es uns sonst erklären, wenn wir unter dem zwölften Grade der nördlichen Breite noch immer jene Reiselust, welche wir Ziehen nennen, bemerken; wenn der Pirol, die Schwalbe, der Bienenfresser und andere auch dort noch nicht Ruhe finden, den Winter zu verbringen?

In Egypten weilen das ganze Jahr hindurch zwei Schwalbenarten und eine Bienenfresserspecies. Die Schwalben schreiten schon im Januar und Februar zum Bau ihres künstlichen Nestes und befinden sich unstreitig während des ganzen Winters wohl — und unsere in einem weit kälteren Klima groß gewordenen Schwalben weilen gleichwohl auf ihrem Wanderfluge auch nicht einen Tag lang ruhig in Egypten, nicht in Rubien, nicht in den insektenreichen Steppen- und Waldgegenden Ost-Sudahns. Bis in das innerste Herz des fremden Erdtheils müssen sie wandern, — aber warum so weit? — In jedem Wäldchen, fast auf jedem Busche Oberegyptens wohnt ein Pärchen des kleinen niedlichen, grünen Bienenfressers (*Merops viridissimus*), aber nur während des Sommers erscheint dort ein anderer Gattungsverwandter des heiteren, behenden Vögelchens, *Merops Savignyi*; er brütet dort und verläßt das Land wieder, wenn er der Liebe Trieb gehulbigt, seine zahlreiche Familie groß gezogen und in der Kunst, sich den Lebensunterhalt zu erwerben, unterrichtet hat. Ein anderer, der in Ungarn brütende und in Deutschland zuweilen vorkommende *Merops apiaster* berührt das Nilland nur auf seinen Wanderungen. Beide theilen mit dem Erstgenannten, die deutschen Schwalben mit den in Egypten wohnenden dieselbe Nahrung, — warum bleiben sie nicht bei ihnen? — Der Naturforscher begegnet mit dem größten Erstaunen in Nordafahn (16—13° n. Br.) der „dätylisch schlagenden“ Wachtel und in den Urwäldern dem deut-

ischen Wiesenknarrer, welcher wahrscheinlich den größten Theil seines mehr als fünfhundert deutsche Meilen betragenden Weges laufend zurückgelegt hat; er sieht, wie sich der sudahnesische Storch zu gewissen Zeiten in Flüge zusammenschlägt und zum Wandern anschiebt, obgleich unser deutscher Storch (*Ciconia alba*) in kleinen und größeren Schaaren — die Hauptmenge der Wanderer geht ebenfalls über den zwölften Grad der nördlichen Breite hinaus — dort behaglich lebt; er könnte, glaubt man, schon in Egyptens Sümpfen ohne Nahrungsorgen weilen; er beobachtet, daß, während Tausende von Spießenten in den Seen und Brüchen Unteregypdens überwintern, andere Hunderte in langen, einem umgekehrten V ähnlichen Flügen den Nil hinaufziehen, seinen Lauf mit allen Krümmungen verfolgen, bei Nabs el Charthum noch ebenso eilig weiter reisen als bei Kairo und vielleicht erst unter dem vierten Grade ausruhen von ihrem dem sechsten Theile des Erdumfanges gleichen Wege*). Das prachtvolle Purpurhuhn (*Porphyrio chloronotos*, *Nobis*) verläßt die nahrungsreichen Reisfelder Egyptens zu bestimmten, den Perioden des Zugs europäischer Vögel entsprechenden Zeiten und fliegt nach Süden; der von Norden kommenden Nachtigall schließt sich ihre egyptische Vertreterin, die *Sylvia galactodes*, den reisenden europäischen Bürgern der in Egypten brütende Maskenwürger an (obwohl von beiden Arten einzelne Exemplare in ihrer Heimath bleiben) und wandern mit ihnen in die Tropenländer; der in Egypten lebende Pelikan wird von der allgemeinen Reiselust mit fortgerissen und zieht ebenfalls in zahlreichen Flügen nach Mittag; — und Alle werden nicht durch Nahrungsmangel fortgetrieben. Was wollen sie denn aber in der Ferne, was suchen sie? Warum wandern sie, die ruhig in der Heimath leben könnten? Das sind Fragen, welche die bisher gegebene Erklärung des Vogelzugs nicht beantwortet. Doch wir wollen uns nicht länger mit noch unerklär-

*) Die Spießente (*Anas acuta*, *Linne*) brütet noch häufig innerhalb des Polarkreises, z. B. an der Mündung des Palsjocki, unterm 70° der n. Br.; man kann annehmen, daß sie sogar bis zum Eismeer geht.

lichen Dingen beschäftigen; ich will die meinem Leser bekanntesten Wanderer aufzählen, welche ich in ihren Winterquartieren antraf, und von ihrem Fremdenleben sprechen.

Die meisten Adler bleiben in Egypten, nur wenige Arten und zwar vorzugsweise die kleineren, gehen in südlicher gelegene Länder. Man begegnet ihnen an allen Seen und längs des Nil in den größeren, am Destersten in den von Dörfern entfernten Palmenwäldungen. Die Edelfalken sind ihre Gesellschafter; eine gleich gute Aussicht auf Beute hält sie, die mit ersteren ohnehin nahe Verwandten, bei diesen fest, doch begegnet man einzelnen auch in den tropischen Wäldern Ost-Sudahns; ihrer Gewandtheit und Ausdauer im Fluge sind Hunderte von Meilen keine Hindernisse. Alle unedlen Falken wandern weiter als die edleren Arten. Man sieht die Thurms- und Rötthelfalken in Gesellschaften von dreißig bis hundert Exemplaren in die unzählbaren Schaaren der Bäume und Felder verheerenden Wanderheuschrecke einfallen und sich diese zum lederen Fraße erbeuten. Bussarde, Habichte und Sperber kommen nur einzeln vor und bleiben stets in Egypten; die Weihen verbreiten sich über ganz Nord-Ost-Afrika und gleiten im geräuschlosen Fluge, der Rohrweihe aber mit viel Geschrei über Rohrwälder, Felder und Steppen dahin. Eine Eulenart (*Otus brachyotos*) geht bis nach dem Sudahn. Unser Ziegenmelker überwintert in den tropischen Wäldern zwischen dem funfzehnten und zehnten Grade der nördlichen Breite; die Schwalben durchwandern alle mir durch meine Reisen bekannt gewordenen Länder N.-D.-Afrikas; der Mauersegler scheint nicht so weit südlich zu gehen. Blauracke und Eisvogel kommen regelmäßig in Egypten, erstere selbst in den tropischen Wäldern vor. Die Sänger gehen bis tief in's Innere; nur die Laubsänger, Rohrsänger, Grassmücken, Blauehlchen, Steinschmäher u. s. w. bleiben zum Theil in Egypten. Die Bachstelzen und Schafstelzen scheinen überall in Nord-Ost-Afrika den Winter zu verbringen, bloß die gelbe Bachstelze (*Motacilla sulphurea*) berührt Egypten nicht. Von den Drosseln geht nur der herrliche Sänger der Wälder, die Zippdrossel

sel dahin; sie lebt einzeln in den Gärten, Orangen- und Olivenwäldchen und ist ungemein scheu. Unser lieber Staar sucht sich in Unteregypfen seinen Aufenthalt — wahrscheinlich kommen bloß wenige bis dahin —; der goldgelbe Pirol ist selbst von den Urwäldern des zwölften Grades n. Br., in welche sich unsere Bürger zurückziehen, noch nicht befriedigt und geht weiter. Unter den Krähenarten offenbart die Saatkrähe ihre Wanderlust; sie kommt in Flügen im Nilthale vor. Sehr seltene Gäste sind dort der Edelfink, der Hänfling und der Stieglitz, häufiger erscheinen die fettleibigen Grauammern. Unsere Feldlerchen habe ich nie südlich vom dreißigsten Grade n. Br. angetroffen, die Pieper, welche rüstigere Wanderer sind, dagegen um so häufiger. Von den Klettervögeln bekunden nur der Wendehals und der Kukul den Wandertrieb; ersterer geht bis nach dem Sudahn hinauf, letzterer, wie die Schwalben, nach dem tiefsten, unbekanntem Innern. Kiebitze und Regenpfeifer bleiben in Egypten, die Uferläufer wandern südlicher. Unser Kranich zieht mit dem an der Wolga hausenden Jungfernkranich bis an die Ströme des Sudahn, die Störche fliegen noch weiter, die Reiher finden es überall wohnlich. Von den Schnepfenarten wandern nur die Beccassinen bis nach Egypten; die Kallen, Rohrhühner und Wasserhühner fliegen, schwimmen und laufen bis zum dreizehnten Grade der nördlichen Breite. Jeden Winter erscheinen in Egypten einzelne Schwäne und große Schaaren weißstirniger Gänse, Enten, Scharben, Möven und Seeschwalben, von denen fast alle Arten dort auf dem Zuge vorkommen. —

Es ist für den Naturforscher, der im Süden weilt, ein erhebendes, beseligendes Gefühl, wenn er die nordischen Vögel auf ihrem Wanderzuge ankommen sieht. Er begrüßt sie wie traute Bekannte, denn

„die Vögel sie kennen sein heimatlich Haus;“

ihm ist, als müßten sie ihm Grüße von der entfernten theuren Heimath bringen. Und wie bekannt, wie vertraut thun sie in der Fremde! Der Adler, welcher bei uns zu Lande sich die höchsten

Föhren und Eichen erkor, hat sich bald eine schlanke Palme oder eine hochgewipfelte Sykomore zur Nachtruhe ausersehen; die Saatkrahe scheint auf Egyptens Feldern so heimisch als auf denen des Vaterlandes zu sein; die Sänger schlüpfen so geschickt durch die dornigen Mimosen- und dickverastelten Darfastrauche als daheim durch Weisdorn- und Wachholderbuschhecken. Was kümmern den Mauersegler die schwarzen Bewohner der Städte? Wie um die altersgrauen deutschen Dome und Kirchtürme segelt er um arabische Moscheen und Minarets. Die Steinschnager tummeln sich in dem Reich der Steine, der unabsehbaren Wüste; die Pieperarten schwärmen lustig in dem egyptischen Sumpfe; einige Lerchenarten treiben sich auf den nubischen Aeckern herum; die Wasservogel plätschern und schnattern auf allen vom Vater Nil gespeisten Kanälen und Brücken.

Aber doch ist es das rechte Leben nicht. Die Vögel wissen, daß sie in der Fremde sind. Sie halten sich die Zeit ihrer Wanderung über immer in zahlreichen Gesellschaften zusammen, viele Gattungen mausern, alle sind still, kein Sänger läst seine Lieder erschallen. Nicht ein einziger Wandervogel gründet sich in der Fremde einen zweiten Herd, nicht einer baut ein Nest, nicht einer brütet. Mit Ungebuld scheinen sie die Zeit der Heimkehr zu erwarten. Munter, fröhlich werden sie, wenn sie herannahet. Ein neues Leben scheint sie zu befeelen. Ist es das Gefühl der Liebe, welches sie so mächtig ergreift, ist es die Freude, bald heimkehren zu können, welches sie durchwogt? Ich weiß es nicht. Aber Kunde muß ihnen geworden sein, daß der Frühling ihrer Heimath naht, daß die Zeit gekommen ist, in welcher sie zurückwandern, denn wie vermöchte man sonst ihre unverkennbare Lebensfreudigkeit zu erklären. Der fröhliche Staar spiegelt sein Glanzgefieder in der Februarsonne Egyptens, fliegt auf des Büffels Rücken und singt dort „sein heimathlich Lied“; die Lerche steigt trillernd in die Höhe; die Wachtel ruft im dichtbehalmtten Waizensfelde wiederholt ihr schallendes „Pickperwick“. Und wenn dann die Sonne noch höher gegen Norden hinaufsteigt, dann verstummen die lieblichen Gesänge; die Sänger sind fortgezogen und ihrem Vaterlande zugeeilt. Der

Waizen Egyptens neigt seine körnerschweren Aehren der Sichel entgegen, aber die Wachtel weilt nicht mehr in jenem Halmenwalde, sie flog schon längst der lieben Heimath zu. Einsamer und stiller wird es im Süden. Einer der Wanderer nach dem anderen tritt seine Rückreise an; nur die in jenen Ländern heimischen Vögel bleiben zurück, bauen sich Nester und brüten. Wenn ihre Jungen groß geworden sind, haben sie alle ihre nordischen Gäste verlassen. Doch schon nach wenigen Monaten erscheint der Vortrab wieder, der Zug beginnt von Neuem, schon langen die immer Flüchtigen wieder an und unsere Blicke folgen ihnen sehrend nach.

„Durch des Aethers lichte Bläue
Eilen sie mit raschem Flug,
Nach des Südens sonn'gen Landen
Wendet sich der munt're Zug.
Vöglein mit dem Glanzgefieder
Wollt ihr wieder mir entflieh'n?
Leih't mir eure leichten Schwingen,
Laßt, o laßt mich mit euch zieh'n!“

Jagdreise in den tropischen Wäldern des blauen Flusses.

„Es richtet sich des Jünglings Seele
Gesammelt auf das eine Ziel:
Sei's Leid, sei's Freude, was ihn quäle,
Vergessen wird's im kühnen Spiel.
Der Wildniß Thier mit Mordgelüste,
Und die Gefahr ist nimmer weit:
D'rum ziemt's ihm, daß er stets sich rüste,
Mit männlicher Besonnenheit.
Doch aus den windbewegten Zweigen
Rauscht mild ihm zu des Waldes Geist,
Der ihn im tiefen grünen Schweigen
Von Mannestugend unterweist.
Was er gelitten und genossen,
Es zeigt sich dämmernd nur von fern,
Die bunte Welt ist zugeschlossen,
Er fühlt sich seines Schicksals Herrn.
Er spürt, wie neu der Becher mundet,
Wie drinnen ihm das Herz gesundet,
Wie klein die Welt, die ihn verfehrt,
Wie groß Natur, die ihn ernährt.“

Die nächsten Blätter enthalten Bruchstücke aus meinem Tage-
buche während unserer Reise nach Koffeeres. Ich will mich be-
mühen, das allgemein Interessante hervorzuheben; das Tage-
buch ist voll von Vogelnamen, Beobachtungen aus dem Thierleben
und anderen Notizen, von welchen ich in den vorigen Abschnitten
schon Einiges mitgetheilt habe. Jetzt werde ich mich so viel als mög-
lich auf unsere Erlebnisse beschränken und nur gelegentlich einen
Blick in den Wald der Ufer werfen.

Am 23. November verließen wir zur gebräuchlichen Ab-
reisezeit, d. h. zum Nassr, Charthum in unserer wohl ausgerüste-
ten Barke. Unsere Reisegesellschaft bestand aus dreizehn Personen:
dem Dr. Bierthaler, meiner Wenigkeit, als Ausrüstern der

Reise, unserem deutschen Bedienten, Kali=Arha, dem Koch, dem Jäger Tomboldo, den Arbeitern Mahammed und Mukle, dem Reiß und vier Matrosen. Ich hatte am Morgen einen heftigen Fieberanfall gehabt, bestand aber auf der Abreise, weil ich hoffte, in den Wäldern bei unausgesetzter Bewegung und Thätigkeit eher zu genesen, als wenn ich noch länger in Charthum bliebe. Den Divahn des Pascha begrüßten wir mit wehender Flagge und drei Böllerschüssen, welche uns von dort sofort erwiedert wurden. Dann zogen wir vor einem günstigen Winde rasch den Strom hinauf.

Die Morgen- und Abendstunden sollten unter allen Umständen der Jagd gewidmet werden. Diese lieferte uns stets so viele Beute, daß wir die übrige Zeit des Tages vollauf beschäftigt waren. Noch heute erinnere ich mich mit wahrer Wonne an diese schönste aller meiner Reisen. Wir lebten ein köstliches Jägerleben, kein Unfall trübte die glückliche Fahrt; Beute, Beschäftigung, Unterhaltung fehlte nie, Jägerfreuden wechselten mit Jagdabenteuern. Der Hyäne Heulen wurde uns auf dieser Reise zur gewohnten Melodie, des Panthers grunzende Stimme, des Nilpferdes Brummen verlor sein Schreckhaftes und nur

„Des Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, im Walde wiederhallt“

trieb uns, wenn der Wälder König gar zu nahe um uns war, die Haare unwillkürlich etwas in die Höhe. Doch ich will, anstatt spätere Begebenheiten vorauszuschicken, zu meines Lesers Nutz' und Frommen lieber eine getreue Abschrift der bezüglichen Stellen meines Tagebuches folgen lassen.

Bei dem Dorfe Kamlihn jagen wir am Morgen des 27. November in dem fast undurchdringlichen Urwalde. Einige Araber machen uns auf die Fährten eines „Essed“ (Löwen) aufmerksam und erzählen uns, daß dieser vor drei Tagen zwei Esel getödtet, zum Theil gefressen und dadurch die Bewohner einiger Torkahl des rechten Ufers so eingeschüchtert habe, daß diese, Hab' und Gut im Stich lassend, an das andere Ufer geflüchtet seien. Bei nähe-

rer Untersuchung finden wir, daß wir es mit den Fährten eines Leoparden zu thun haben. Wir trösten die Araber mit dem Versprechen, auf die Bestie anzustehen und werden zum Danke dafür von Einem derselben auf einem mannigfach verschlungenen, nur arabischen Augen bemerkbaren Pfade durch den sonst vollkommen undurchbringlichen Theil des Tropenwaldes nach einer Richtung gebracht. Hohe Mimosen stehen auf blumengeschmückter, mit saftigem Grafe prangender Grasmatte; hier würde ein Paradies sein, hätte nicht das „Volk des Teufels“, die Wanderheuschrecken, den prächtigen Wald der Vernichtung geweiht. Von den zarten Blättern, von den duftspendenden Blumen der saftigen, kräftigen Bäume sieht man keine Spur mehr. Die Zweige und Aeste haben anderes Blattwerk erhalten. Dicht an einander gedrängt, sich ewig befehndend und mit gierigem Zahne ihren arabischen Namen betätigend, sitzt eins der gefräßigen Insekten an dem andern; es gibt keinen Raum zwischen ihnen, aber auch keinen Blattstiel mehr. Die „Entblätternde“ benagt die Rinde des Baumes, nachdem sie seinen Blätterschmuck zerstört. Die Anzahl der Schwärme übersteigt alle Begriffe und doch springt sie erst in die Augen, wenn wir durch Rütteln der Bäume einen Schwarm flüchtig gemacht haben. Dann verdunkelt das wüste, sich nach grünen Bäumen wendende Volk die Luft, aber es zieht auch seinen Feind herbei. Mehrere Hunderte von Thurmfalken, welche Europa verlassen haben, um auf fetter Weide den reichliche Nahrung beanspruchenden Aft der Mauser bequem abwarten zu können, sitzen regungslos auf den höchsten Spizen der Mimosen oder schweben, rütteln und gleiten in wechselvollem, nicht ermüdendem Fluge über der schwarzgrauen Schaar herum. So lange sie an den Zweigen hängt, wehren die langen Stacheln und Dornen der Bäume den flinken Räubern, herabzustürzen unter die von ihnen zur Beute erkornen Insekten; jetzt fliegen sie. Im Nu eilen die Falken herbei, jagen durch die dichtesten Schaaren hindurch und ergreifen mit gewandter Klaue eins der häßlichen, schädlichen Thiere. Es wehrt sich, beißt mit den scharfen Fresszangen in die beschilderten Füße des Falken, aber dieser ist stärker. Ein Biß des kräftigen Schnabels zermalmt den Kopf

der Heuschrecke und nun beginnt der Sieger diese gemächlich zu verzehren. Ohne Zeit zu verlieren, reißt er ihr die Flügel aus, zerbricht die dürrn Füße und speist den leckeren Fraß in der Luft, in welcher er sich schwebend zu erhalten weiß. Binnen zwei Minuten hat der geübte Jäger eine Heuschrecke gefangen, gerupft und verspeist und eilt nun rasch wieder zurück unter die noch nicht wieder zur Ruhe gekommenen Schwärme, um sich noch eins oder zwei ihrer Mitglieder zu rauben. Dieses scheinbare Spiel der hübschen Falken ist so anmuthig, daß wir sie nicht durch Schüsse in ihrer nützlichen Beschäftigung stören, sondern ihnen vielmehr durch wiederholtes Schütteln der mit Heuschrecken bedeckten Bäume neue Gelegenheit zum Fange geben. Es scheint, als wüßten die Heuschrecken, welche Feinde sie an den Falken haben, denn sie weichen wirklich im Fluge aus einander, wenn sich einer der Vögel jählings unter sie stürzt.

In der Nähe der verwüsteten Waldstrecke liegt eine von Bäumen umstandene und hochstämmige Mimosen umspülende Tula. Sie ist mit Sumpfs- und Wasservögeln, Schlingpflanzen und Wasserlilien überdeckt und gewährt einen zauberhaften Anblick:

„Den stillen Fluthen bin ich hold,
Die mitten in des Waldes Duster
Licht glänzen von des Mittags Gold,
Umrauscht von leisem Schilfgesüster.
Am Grund, wohin die Sonne klar
Die grüingebroch'nen Strahlen spendet,
Sproßt eine volle Pflanzenschaar,
Die Blatt und Blumen aufwärts sendet.
Am dünnen schlangengleichen Sichel
Schwankt bleich die milde Wasserrose,
Sie ist der Fluthen lieblich Spiel,
Die schaukeln sie im Windgefese.
Tief bei der Pflanzenwurzeln Nacht,
Da ist der Fische kühle Wohnung;
Doch taucht der Reiher mit Bedacht
Hinab und würgt sie ohne Schonung,
Bis ihn des Falken Schlachtruf weckt
Und auffagt von der leckern Speise.
Der drohend seine Fänge reckt
Und ihn umschwebt im scharfen Kreise.“

Was außer Reihher, Falk und Adler, Wasserlilien und den alle trocknen Stellen bedeckenden Schlingpflanzen mit den prächtigen Blüten die Fuhla noch in ihrem Innern bergen mochte, blieb mir Geheimniß, welches zu enthüllen ich bei meinem Fieber nicht wagen konnte. Unsere Jagd blieb deshalb auch ohne besonderen Erfolg, ebenso der nächtliche Anstand auf das Raubthier.

Am 3. Dezember sahen wir das erste Nilpferd. Es tummelte sich bei Tage in dem Strome herum und wurde von seinem Jungen, mit welchem es zu spielen schien, beständig umkreist. Später kamen wir zu den tiefen und großen Fährten, welche es bei seinen nächtlichen Weidegängen hinterlassen hatte.

Wir befinden uns in der Nähe der in der Steppe liegenden Stadt Mäsellémis. Der Ort mag ungefähr eine Meile vom Strome entfernt sein, treibt einen ziemlich ausgedehnten Handel und gilt als eine Aufbruchstation der nach Abyssinien reisenden Kaufleute. Zwei Tage später landeten wir in dem Bezirksstädtchen Wöled-Médine, wo gegenwärtig zwei Bataillone Negermilitär liegen. Der Ort besteht zum größten Theile aus Lehmbaracken, „Tanakha“, zwischen denen man hier und da wohl noch einen Tokhul sieht. Früher kannte man nur die letztgenannte Wohnung, bis Muhsa-Bei, der zeitweilige Mudir der Provinz Charthum, wegen der häufig stattfindenden Feuersbrünste die Stadt niederbrennen ließ und ihre Einwohner zum Bau der Tanakha zwang. Dieses grausame Mittel, Feuersbrünste zu verhüten, erscheint als unzweckmäßig, weil die Einwohner gegenwärtig oft so viel Durrastroh zu später zu benutzendem Kamelfutter aufspeichern, daß durch dasselbe jetzt einem Brande ebensowohl Vorschub geleistet wird als früher auch.

Wir erhalten eine Einladung zum Abendessen bei Saaid-Haschem, dem ersten Schreiber des Negerregiments, und finden bei dem reichen Manne einen unserer Bekannten aus Charthum, den Militärinspektor Ali-Bei, welcher uns ankündigt, daß er dieselbe Reise vorhabe als wir. Der Hausherr veranstaltet eine große Fanchasie.

Tischendorf hört in der Nacht zum ersten Male das Gebrüll des Löwen in dem Walde des gegenüberliegenden Ufers er-

schallen und wird durch einen anderen Vierfüßler, wahrscheinlich durch eine armselige Hyäne, zur schleunigen Rückkehr nach der Barke bewogen.

Der blaue Fluß wendet sich von Woleb-Medine aus nach Osten, kehrt aber bald wieder nach Westen und in seine frühere, südlich-nördliche Richtung zurück. Durch diese Krümmung entstand eine Halbinsel, welche die Eingebornen Djesihret el Fihl, „Elephanteninsel“, nennen. Noch vor zehn Jahren sollen in den ausgedehnten Waldungen der Insel oft zahlreiche Elefantenheerden gesehen worden sein; wir bemerkten nur noch Affen und Vögel daselbst. In den Gebüschern hingen merkwürdige Fledermäuse (*Megaderma frons*), von denen wir mehrere erlegten. Die Farbe des Thieres war ein düsteres Olivengrün; die Flughäute glichen ölgetränktem Papier. An einem von uns getödteten Weibchen klammerte ein halberwachsenes Junges, welches auch nach dem Tode der Mutter die Saugwarzen nicht losließ. Es war schon flugfähig. Ich glaube, daß sowohl die Mutter als das Kind bei Nacht einzeln herumfliegen und sich nur bei Tage vereinigen.

Auf einer mit hohem, stacheligem und höchst wohlriechendem „Grase“ — eine genauere Definition kann ich als Laie nicht geben — bestandenen Ebene schloß ich ein altes Männchen des hier „Chuhabra“ genannten arabischen Trappen (*Ovis arabs*, *Linne*). Königskränche, graue und Jungfernkraniche waren häufig, aber scheu.

Am 15. Dezember. Wir sind jetzt in die Nähe der Stadt Sennahr gekommen. Von dem großen Tothuldborfe Wadi-Abahs, in welchem wir gestern Lebensmittel einkauften, sahen wir bereits die Gebirgszüge, welche sich einige Meilen südlich von der alten Jungstadt aus der Ebene erheben. Der Strom macht aber so viele Krümmungen, daß wir den Nordwind nur auf kurze Strecken benutzen können und die übrige Zeit mit Libbahn weiter gehen müssen. Wir verlieren keine Zeit bei dieser langsamen Fahrt. Beide Stromufer scheinen mit einander zu wetteifern, uns reiche Jagdbeute zu liefern. Die Schlingpflanzen der Wälder werden häufiger und nehmen an Größe und Stärke zu; gewöhnlich prangen

sie im köstlichsten Blüthenschmuck. Der Boden scheint hier außerordentlich fruchtbar zu sein. Er ist kohlschwarz und bringt eine üppige Vegetation hervor. Doch scheinen die Ebenen zu beiden Seiten des Flusses wenig zum Feldbau geeignet zu sein; sie sind nach allen Richtungen hin durch Chuahr zerrissen und zerklüftet.

Zum Nassr kommen wir an eine mit Vögeln ganz bedeckte Strominsel. Die Vögel flogen nach den ersten Schüssen in den Wald des rechten Ufers. Ich lasse überfahren und entdecke nach minutenlangem Wege eine schmale, aber mehr als sechshundert Schritte lange Lache, an welcher sich Hunderte von Sumpfvögeln herumtreiben. Es war mir vollkommen unbegreiflich, wie diese einzige Fuhla eine so außerordentlich zahlreiche Vogelgesellschaft ernähren konnte, zumal da ich unter ihnen große Schaaren von Nimmerfatten und Kroppstörchen oder Marabus — welche auch nicht die anspruchlosesten sind — bemerkte. Unter dem bunten Gewimmel fielen mir zwei storchartige Vögel von riesiger Größe auf, welche beim Fliegen nur die zwei Hauptfarben ihres Gefieders, Schwarz und Weiß, zeigten, sich im Sitzen aber gar nicht beobachten ließen. Ich lernte in ihnen später den prachtvollen Sattelforstorch*) (*Mycteria ephippiorhyncha*) kennen.

Einem Seeadler (*Haliaëtos vocifer*) nachschleichend, kam ich in einen Mimosenwald, wie ich bisher nie einen ähnlichen gesehen hatte. Hohe, prachtvolle Bäume standen ziemlich einzeln in einer gras- und dornlosen Ebene und bildeten, sich oben verzweigend, ein hehres Laubgewölbe. Ich befand mich im eigentlichen Hochwalde. Die Papageien kreischten in den Kronen der Bäume, wußten sich aber so geschickt zwischen den ihrer Körperfarbe gleichen Blättern zu verstecken, daß ich, zumal in dem Halbdunkel des herannahenden Abends, auch nicht einen einzigen entdecken konnte. Nur der Seeadler wurde mir zur Beute.

Dr. Bierthaler und Tomboldo waren mittlerweile auch an's Land gestiegen und verfolgten die Marabus, welche in Ge-

*) Die Vögel werden so genannt, weil sie auf dem Hinterrücken eine sattelförmige Erhöhung haben.

fellschaft der Nimmersatte zur Nachtruhe aufgebäumt waren. Die ersten fallenden Schüsse machten sie so scheu, daß alle Anstrengungen, ihrer habhaft zu werden, erfolglos blieben. Sie wurden so gestört, daß wir noch den ganzen Abend hindurch das Geräusch ihrer Flügelschläge hören konnten. Von fernher tönte das sonderbare Grunzen eines Leoparden zu uns herüber, unmittelbar neben unserem Schiffe hob ein Nilpferd seinen ungeschlachteten Kopf aus dem Wasser und brüllte dann und wann uns förmlich in die Ohren. Dazu wollten die Leute in dem letzten Drittheil der Nacht noch die gewaltige Stimme des Königs der Wälder vernommen haben.

Die Barke legte am folgenden Tage hart unter der Stadt Sennahr an dem mit dem dichtesten Urwalde bestandenen linken Ufer an. Wiederum brummte, brüllte oder grunzte — denn es ist ein ganz sonderbarer Ton — ein Leopard im Walde und gab uns Hoffnung auf ein gelegentliches, von uns sehr gewünschtes Zusammentreffen mit ihm. Wir landeten deshalb am 17. Dezember ebenfalls auf diesem Ufer der Stadt gegenüber und hatten dabei den doppelten Vortheil vor Augen, der Jagd nahe und der meine sonst fleißigen Diener jedesmal in eine der Arbeit keineswegs förderliche Verzückung setzenden Meriesfa fern zu sein. Uns Deutschen bot die elende Stadt gar Nichts, der Wald aber um so mehr.

Sennahr, die Hauptstadt des durch die Türken vernichteten Königreichs Dahr-Fungi, soll nach Bruce im sechzehnten Jahrhundert von den Schilluk-Negern gegründet worden sein. Es war früher der Sitz der Macht und der Kultur des Ost-Sudahn; jetzt ist es zu einem ganz erbärmlichen Flecken herabgesunken. Die Zahl seiner Bewohner dürfte mit Einschluß von fast zweitausend Negerkriegern kaum zehntausend betragen, während zur Zeit der Fungikönige fünfundzwanzigtausend Menschen hier gelebt haben sollen. Sennahr ist in allen seinen Theilen schmutziger und ärmlischer als Woled-Medine und besitzt an der Stelle des Basars nur einige elende Boutiquen, in denen man die nothwendigsten Gegenstände zum täglichen Gebrauche der Türken zu kaufen bekommt. Zum Bedarf der Eingebornen wird wöchentlich zweimal ein großer Markt, „Suhk“, zu welchem die Einwohner der ganzen Umge-

gend zu Fuß, zu Esel und zu Kamele herbeikommen, gehalten. Ganz im Gegensatz zu andern Städten des Innern verstummt hier das fröhliche Leben der Nacht sehr bald, weil die Hyänen schon vor Mitternacht die Straßen der Stadt besuchen. Wir waren mit dem schon mehrere Tage vor uns hier angekommenen Ali=Bei bei dem Major Abd el Kerim=Effendi zum Abendessen eingeladen worden und hörten auf dem Nachhausewege die Hyänen in den Hauptstraßen der Stadt um die Wette heulen.

Auf der großen Sandbank, an welcher wir angelegt hatten, sonnten sich in den Nachmittagsstunden regelmäßig mehrere Krokodile. Ich erlegte ein halberwachsenes; ein anderes, riesenhaftes, gelangte, obgleich tödtlich verwundet, noch ehe ich mich seiner bemächtigen oder ihm eine zweite Kugel durch das Hirn jagen konnte, in die trüben Fluthen des Stromes und entkam. Tomboldo tödtete eine Boa (hier „Assälä“ genannt) in dem nahen Walde durch drei Schrottschüsse. Die Schlange war acht pariser Fuß lang und wog funfzehn Pfund. Wir ließen uns, um es zu genießen, ein Stück Fleisch sieden. Es hatte eine vielversprechende, schneeweiße Farbe, blieb aber hart und zähe und konnte von uns kaum zerkaut werden. Sein Geschmack ähnelte dem des Hühnerfleisches.

Tomboldo hatte in der Nähe unseres Landungsplatzes eine große Fuhla, deren Vorhandensein wir aus dem Fluge vieler Wasservögel schon vermuthet hatten, entdeckt. Ein sehr verschlungener, schmaler Pfad nach der Höhe der Uferebene machte uns das Durchdringen des Urwaldes möglich. Wir fanden ein ganz ähnliches Vogelleben, wie wir es schon an andern Regenteichen beobachtet hatten, wandten unsere Aufmerksamkeit aber ausschließlich nur einem Paare der prachtvollen Sattelstörche zu, welche sich unter den bekannteren Sumpfbewohnern würdevoll herumbewegten. Ich konnte mich dem Männchen des Paares nach langer beschwerlicher Jagd endlich auf zweihundert Schritte nähern und ihm eine tödtliche Kugel beibringen. Der Besitz des werthvollen Vogels erfreute

uns auf's Höchste; wir maßen den gigantischen Storch unter den Ausrufen der lebhaftesten Bewunderung.

Wir verließen Sennahr am 22. Dezember und kamen nach einer zweitägigen Fahrt wieder zu sehr großen, d. h. zu solchen Waldungen, welche auf lange Strecken weder durch Dörfer noch durch baumlose Ebenen, Ausläufer der auf der „Tahhera“ *) sich ausbreitenden Chala, unterbrochen werden. Streng genommen sind die Ufer des blauen Flusses ununterbrochen mit mehr oder minder dichtem Walde bedeckt. Am Morgen des 24. Dezember erstiegen wir in einer durch den Regen gebildeten Schlucht das hohe Ufer und gingen über eine weite Ebene dem vor uns sich unabsehbar ausdehnenden Walde zu. Die Ebene war mit dem schon erwähnten wohlriechenden Grase bestanden, aber sehr arm an Vögeln. Nur die deutsche Wachtel, welche hier ihr Winterquartier genommen hatte, flog oft unmittelbar vor unseren Füßen auf. Ich hoffte Trappen zu finden und wandte mich mehr landeinwärts. Ohne es zu bemerken, wich ich immer mehr von der zu befolgenden Richtung ab und traf nach langem Herumirren in dem über mannshohen Grase auf gebahnte Wege, welche mich zuletzt zu einem Komadenlager führten. Wie immer empfing mich bei meiner Annäherung ein wüthendes Hundegebell. Einige alte Weiber wehrten den beißluftigen Bestien und sicherten mir den Eintritt in die das Lager umzäumende Serieba. Ich war sehr durstig geworden und verlangte Wasser, erhielt aber nur saure Milch, weil in der ganzen Niederlassung kein Wasser zu finden war. Erst später erschienen einige junge Frauen, welche gefüllte Schläuche an breiten, über die Stirn gelegten Riemen auf dem Rücken trugen. Man labte mich mit frischem Nilwasser und zeigte mir die einzuschlagende Richtung. Nach halbständigem Wege gelangte ich zu einer noch wasserreichen Fuhla, welche von vielen wilden Gänsen zum Nistplatze gewählt worden war und gegenwärtig eine außerordentlich

*) Unter der Tahhera, „dem Rücken,“ verstehen die Sudanesen die von den Strömen landeinwärts liegenden, über das Ufer erhabenen Ebenen oder die längs der Stromthäler sich hinziehenden Bergrücken.

zahlreiche Vogelgesellschaft versammelt hatte. Im Walde saßen fast auf allen Büschen kleine, bisher mir noch unbekannte, prachtvolle Bienenfresser (*Merops Bulockii*), von denen ich mehr als ein Duzend Exemplare erlegte. Der Wald war durch die Rinderheerden der Nomaden gangbar geworden und schien eine mannigfaltige Thierwelt zu beherbergen. Ich ließ deshalb unsere Barke, welche ich eine halbe Meile stromaufwärts wieder auffand, an einer „Nischer aäh“ oder einem von der Höhe des Ufers zum Wasserpiegel führenden Wege anlegen und eröffnete meinem Gefährten und den Dienern, daß wir hier einige Tage verweilen würden. In der steilen Uferwand entdeckten wir eine Nistkolonie des im Walde bemerkten Bienenfressers mit mehr als achtzig runden Eingängen zu den backofenförmigen Nesthöhlen auf kaum zwanzig Quadratfuß Fläche: die Ursache der Zusammenhäufung des niedlichen Vögelchens.

Die großartige Welt, welche uns die tropischen Wälder aufgeschlossen, hatte bisher alle Sehnsucht nach civilisirten Ländern und geselligen Freuden in uns verstummen lassen. Heut Abend war es anders. Wir kochten nach dem Abendessen Punsch und versuchten beim Klang der Becher die nach der Heimath schweifenden Gedanken zu vertreiben, so gut es eben gehen wollte. Es konnte uns nicht vollständig gelingen. Feierte man daheim im Vaterlande doch heut' das hehre Fest der Christnacht! Wie natürlich, daß wir im Geiste in unserer Lieben Kreise verweilten! Uns hatte Niemand einen Christbaum angezündet, aber der Urwald selbst wollte uns Weihnachtsfreuden bescheeren. Am anderen Ufer ging eine Elephantenherde zum Flusse und rief uns ihre schmetternd zu uns herüberschallenden Grüße zu. Und als sollten die schrillen Trompetentöne der Waldriesen das Zeichen sein, des Urwalds Stimmen zu einem allgemeinen Wettruf aufzufordern, so lebendig und laut wurde es jetzt im Walde. Das donnernde Gebrüll eines von uns noch weit entfernten Löwen durchhallte, momentan alles Lebende zum Schweigen bringend, die vorher so stille Nacht, dann

hob ein Nilpferd seinen Kopf aus den Fluthen und brummte, als wollte es versuchen, mit der Löwenstimme zu ringen, drüben auf der Sandbank klagten einige Scherenschnäbel, im Walde die Eulen, die Hyänen heulten im Chorus und Silberglöckchen gleich erklang das Gezirp der tropischen Grillen oder Cikaden harmonisch durch das allgemeine Chaos der Stimmen und Töne. Das war die Musik der Urwälder in der heiligen Weihnacht; die Freude, gerade heute zuerst die Elephanten zu hören, war unser Weihnachtsgeschenk.

Am 27. Dezember. Wenn ich einem Ornithologen die Vogelarten, welche wir im Umkreise einer halben Meile von der erwähnten Fuhla antrafen, aufzähle und ihm mittheile, daß viele Arten durch Hunderte von Individuen vertreten waren, so wird er, falls er mir überhaupt Glauben schenkt, sich gewiß höchlich über den staunenswerthen Reichthum der Tropen verwundern. In Europa kommt eine ähnliche Vögelversammlung auf einem so kleinen Raume nie vor. Ich habe in meinem Tagebuche die Namen von mehr als siebenzig Vogelarten, welche wir hier bemerkt haben, aufgezeichnet; wie viele andere Arten unseren Augen entgingen, wage ich nicht zu bestimmen. Die Armuth der Wälder Deutschlands erlaubt uns gar keinen Vergleich mit dem Thierleben der Tropen. Wo in Nord-Ost-Afrika Bäume und Wasser vereinigt sind, sieht man stets viele Tausende von lebensfrohen Geschöpfen versammelt.

Nächst den Vögeln bemerken wir wieder einmal recht viele Schlangen. Gestern kroch die äußerst gefährliche Brillenschlange kaum anderthalb Fuß vor den Füßen unseres Doktors vorbei und verschwand in dem hohen Grase, ehe er ihr einen Schrotschuß beibringen konnte. Ob diese von den Sudanesen sehr gefürchtete Schlange der egyptische Uraeus Haja oder eine andere Art ist, weiß ich nicht; ihr Biß endet aber, wie der der egyptischen „Haje“*), immer mit dem Tode. Nattern und Vipern von anderthalb bis zwei

*) Arabischer Name der Brillenschlange.

Fuß Länge sind häufig und unwillkürlich erheben wir das Gewehr zum Schusse empor, wenn eine der hier zahllosen Eidechsen durch die Büsche raschelt. Wir tödten jede Schlange, welche wir zu sehen bekommen, weil wir nie wissen können, ob wir es mit einer giftigen Viper oder harmlosen Natter zu thun haben.

Auf unserer heutigen Vormittagsjagd erlegten wir eine weibliche Antilope von der Größe eines Rehcs, wahrscheinlich Antilope Madoqua oder saltiana, welche nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört und uns einen ebenso wohlschmeckenden Braten als die gemeinen Gazellen lieferte.

Die Witterung ist jetzt beständig schön. Wir haben konstanten Nordwind, welcher unserer Fahrt sehr günstig ist. Aber wir verzögern diese absichtlich, um die Wälder bestmöglichst ausbeuten zu können. Unsere Nahrung besteht fast nur in dem Fleische der erlegten Thiere und den von uns von Charthun mitgebrachten trockenen Gemüsen (Weis, Erbsen, Linsen, Bohnen u. s. w.). Frisches, grünes Gemüse ist höchst selten zu erlangen. Die Eingebornen verweigern uns gewöhnlich alle Nahrungsmittel, selbst wenn wir ihnen das Doppelte des bestehenden Preises derselben bieten. Sie sind zu mißtrauisch und halten uns wahrscheinlich für türkische Soldaten, welche selten zahlen, sondern in der Regel Das, was sie brauchen, gewaltsam wegnehmen. Das Volk zwingt uns, diesem üblen Beispiele zu folgen. Nali-Arha raubt die uns nöthigen Schafe und Hühner und bezahlt erst dann die Eigenthümer oder bemächtigt sich des Scheck eines Dorfes, bringt ihn auf unsere Barke und diktiert ihm seine Befehle. Das „theure Oberhaupt zu befreien“ eilt des Dorfes Mannschaft zu uns, bittet um Loslassung des Gefangenen und verspricht, sich unserem Willen zu fügen. Man schleppt Schafe, Hühner, Eier, Butter und dergleichen in hinlänglicher Menge herbei und verwundert sich höchlich, daß wir das Erwählte mit seinem vollen Werthe bezahlen. Der Scheck verläßt die Barke, wenn die Geschäfte beendet sind mit einem Bathschiesch in der Hand und Segenswünschen für unsere Personen auf der Zunge, tritt in den Kreis seiner Untergebenen und sagt mit leiser Stimme zu ihnen: „Diese Art (Menschen) ist

verrückt, sie bezahlen Das, was sie früher raubten. W'Allahi hasa aadjaih!" — Bei Gott, das ist wunderbar! —

Um Mittag verlassen wir unseren beutereichen Wald und setzen unsere Reise bei flauem Winde fort. Abends erreichen wir das Dorf Terehre, dessen Umgebung nach Tomboldo's Aussagen reich an jagdbaren Thieren sein soll. Der Kubier geht in's Dorf und bringt von dort die Nachricht mit, daß sich die Nomaden der Steppe gestern dem Flusse genähert und die ihren Heerden immer folgenden Löwen mitgebracht haben. Die Elephanten, sagen die Dorfbewohner, wären vor einigen Tagen in großer Anzahl in den Feldern des Dorfes erschienen und hätten dort gräuliche Verwüstungen angerichtet. Aber der fromme Fakhie habe kräftige Amulette geschrieben, diese auf hohen Stangen in den Feldern befestigt und das habe seine Wirkung nicht verfehlt. Die Elephanten, welche derartige Bannflüche gar nicht vertragen können, wären durch die Worte des heiligen Mannes so eingeschüchtern worden, daß es keiner von ihnen mehr gewagt hätte, in so kräftig beschützten Feldern fernerhin seine Nahrung zu suchen. Tomboldo versicherte mich, daß dieses Mittel sehr probat sei.

Unterwegs begegneten uns neun Flöße mit jenen dünnen Stangen (Nafaf), welche zum Bau der Terrassen der Tanakha verwendet werden. Die Flößer waren vor fünf Monaten von Charthum ausgezogen, hatten die Stangen mühselig in den Wäldern zusammengesucht und sich allen Entbehrungen einer beschwerlichen Land- und Wasserreise ausgesetzt, um bei ihrer Rückkehr nach Charthum funfzehn bis dreißig Eierhen oder ebenso viele Gulden in Empfang zu nehmen. Das Geschäft wirft also einen Tagelohn von höchstens zwölf Kreuzern für jeden Theilnehmer ab. —

Am 28. Dezember fahren wir nach dem uns gegenüberliegenden Dorfe Tachel über. Die Eingebornen wollen mich am hellen Tage zu einem mächtigen, von ihnen sehr gefürchteten Löwen bringen, welcher ihnen mehrere Kinder und erst in voriger Nacht ein Kamel getödtet hat, jetzt aber in träger Ruhe im dichten Schat-

ten niederer Gebüſche liegen ſoll. Man verſpricht mir, mich bis auf ſichere Schußnähe an das Raubthier heranzuführen und zwar noch ehe dieſes den Jäger bemerken würde. Brennend vor Jagdbegierde eröffnete ich meinen Gefährten und Dienern meinen Entſchluß, das kühne Wagſtück zu beſtehen und bat ſie, mich zu unterſtützen. Allein der Doktor und alle Bedienten weigerten ſich beſtimmt, die Jagd mitzumachen. Zu meinem Leidweſen mußte nun auch ich die ſchöne Gelegenheit verſäumen, weil es Thorheit oder Tollkühnheit geweſen wäre, zum erſten Male allein auf die Löwenjagd auszuſuchen.

Am folgenden Tage kamen wir zu der mitten im Walde liegenden Hütte eines Fakhie. Wenige Felder in der Nähe derſelben mochten ſein ganzer Reichthum ſein. Nicht weit entfernt von ihr fanden wir eine zweite Niſtkolonie des Bienenfressers. Dicht daneben lag ein rieſengroßes Krokodil, welchem ich eine Büchſenugel zubachte. Ich machte einen weiten Umweg, um ungeſehen an daſſelbe heranzukommen, kroch vorſichtig auf Händen und Füßen durch das mich deckende Gebüſch und lag nun, mich ſchon im Voraus über ſeinen Tod aus purer Rachſucht freuend, hart am Uferande. Die Stelle, auf welcher es ſich geſonnt hatte, war leer. „Teufel! Doch halt!“ Da ſchwamm es gemüthlich im Strome herum, den Kopf über das Waſſer emporreckend, es hatte keine Ahnung von ſeinem Todſeinde. Ich zitterte vor Jagd- und Mordluſt und weidete mich an dem in meine Hand gegebenen Ungeheuer. Es blinzelte mit den graugrünen Augen, ich fürchtete, von ihm entdeckt zu werden und durfte keine Zeit mehr verlieren. Langſam erhob ich das Todesrohr, zielte kurz und ſicher, die Büchſe krachte, die Kugel hatte ihren bezeichnten Weg eingehalten. Hochauf rauſchten die Wellen. Das in's Gehirn getroffene Thier peiſchte ſie mit ſeinem furchtbaren Schwanz und ſchoß wie toll auf der Oberfläche des Waſſers herum. Plöglch bekam es Zuckungen, öffnete den zahnſtarrenden Rachen, ließ einen merkwürdigen Schrei hören und verſank in den trüben Fluthen des langſam dahin fließenden Stromes. Das war die ſchönſte Krokodiljagd, welche ich jemals gemacht habe. Die ſchädlichen Beſtien ſind hier

so häufig, daß wir während einer Tagesfahrt oft einige und zwanzig zählen.

Wir blieben bei der Hütte des Fathie über Nacht und verließen sie am andern Morgen mit Sonnenaufgang zu Fuße, weil wir in dem nahen Walde jagen wollten. Dieser wurde schon kurz nach unserem Eintritte bis auf gewisse Wege undurchdringlich. Letztere liefen in allen Richtungen in den Wald hinaus, endeten aber regelmäßig am Flußufer, von wo stark betretene Steige nach dem Flußspiegel hinabführten. Die Wege rührten von den Elephanten her, das konnten wir schon aus der massenhafte in ihnen liegenden Losung schließen; denn diese war von einer Größe, wie sie kein anderes Thier hätte erzeugen können und bestand nicht allein aus Blätterüberresten, sondern auch aus drei bis vier Zoll langen, daumenstarken Nesten, Holzstücken und Baumfasern. Im Schlamm des Flußufers konnten wir die Fährten der Elephanten deutlich von denen der Nilpferde und wilden Büffel unterscheiden. An allen Bäumen des Waldes bemerkten wir die Verheerungen, welche die gewaltigen Fresser angerichtet hatten, die Thiere selbst bekamen wir nicht zu Gesicht (obgleich wir, nach noch ganz frischen Fährten zu schließen, ihre Gegenwart mit Sicherheit annehmen konnten); wahrscheinlich hatten sie sich nach der Zahhera zurückgezogen. Einige, jetzt halb verwilderte Baumwollenselder waren fast gänzlich zerstört.

Hier am blauen Flusse sind die Einwohner zu indolent oder faul, als daß sie den ihr Besitzthum oft genug verwüstenden Elephanten nachstellen und sich des gewinnbringenden Elfenbeins bemächtigen sollten. Die Neger des Bahyr el abiadt, welche sich überhaupt in gar mancher Hinsicht vorthellhaft vor den Sudanesen auszeichnen, graben tiefe Gruben, in welche die Elephanten stürzen. Dann geben sie ihnen mit langgestielten, sehr scharfen und spitzigen Lanzen den Genickfang, ziehen die todten Körper aus den Gruben heraus, essen das Fleisch und brechen mit Hülfe des Feuers die Stoßzähne aus den Kinnladen. Wir hätten in unserem Walde, wenn wir mit passenden Waffen versehen gewesen wären, leicht Elephanten erlegen können, standen aber von Born

herein von der Jagd ab, weil unsere Büchsen nur kleine Kugeln schossen.

Auf mehreren Sandinseln lagen viele Krokodile von erstaunlicher Größe, im Flusse machten sich drei Nilpferde recht lustig. Sie tauchten in kurzen Zwischenräumen auf und schnaubten das in ihre Nasen gekommene Wasser wie Walfische rauschend von sich. Meine zum Theil sehr gut treffenden Kugeln schienen sie nicht besonders zu beunruhigen; ich glaube auch nicht, daß sie jemals die dicke Kopfhaut durchbohrten. Wenn sie eine Kugel schmerzte, ließen sie ein wüthendes Gebrüll, welches mit dem unseres Bulloxfen Aehnlichkeit hat, aber viel stärker ist, hören, sprudelten mit sichtbarem Grimme das Wasser von sich und tauchten dann etwas länger unter als gewöhnlich.

Es war heute sehr heiß gewesen. Erst der Abend brachte uns die gewünschte Kühle. Wir hatten am rechten Ufer des Flusses angelegt und zündeten mit Einbruch der Nacht ein großes Feuer an, weil einige dürre, mächtige Bäume unbenutzt am Strande lagen. Schon nach wenig Minuten zeigte sich eine grell von den Flammen beleuchtete Hyäne auf dem hohen Uferrande, sah starr auf uns herab und begann dann kläglich zu heulen. Die ganze Reisegesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, ohne daran zu denken, der Hyäne eine Kugel zuzusenden. Diese Raubthiere sind hier gemein. Wir hören sie jede Nacht großartige, aber abscheuliche Vokalkonzerte aufführen. Sobald nur eine von ihnen ihre Stimme erhebt, heult bald die ganze Runde. Niemand denkt daran, sich vor ihnen zu fürchten.

Am 3. Januar 1851. Seit gestern Nachmittag hatten wir heftigen Sturm aus Norden, welcher uns sogar zum Stillliegen zwang. Erst gegen Abend erlaubte er uns heute die Weiterreise. Kurz nach der Abfahrt sahen wir an dem einen Ufer einige Geier auf einem Nase sitzen. Eine Nomade verscheuchte die Vögel und brach bei Beschäftigung des Nases in lautes Weinen aus. Auf unsere Anfragen erzählte er uns, daß er seit heute Mittag sein Lieblingsrind vermißt habe und es jetzt todt am Strande finde. Ein Krokodil hatte dem zwei Jahre alten Thiere den Kopf abge-

bissen. „Schuhf el mälääühn ja achuana“! — Seht den Verfluchten (alles Guten Baren), meine Brüder — sagte Tomboldo. —

Abends erlegten wir den Riesenreißer, einen nur selten vorkommenden Vogel, den ich Oben kurz beschrieben habe. —

An meinem Gewehre ist die Schraube, welche beide Schösser zusammenhält, zerbrochen. Das ist nun freilich ein sehr fataler Umstand. Glücklicher Weise finde ich eine ähnliche Schraube in unseren Vorrathskasten, feile sie zu und setze mein unentbehrliches Jagdgewehr wirklich wieder in Stand.

Tags darauf erreichen wir den Marktsflecken Karköhdj am rechten Stromufer. Am andern Ufer lag das Dorf Söröh, welches von den Dinkha-Negern zerstört wurde. Für uns war eine zahme, frei herumlaufende Gieraffe das Interessanteste, was uns Karköhdj bieten konnte. Das schöne, zutrauliche Thier besuchte uns sogleich nach unserer Ankunft an der Barke, fraß uns Brod und Durrahkörner aus der Hand und behandelte uns so freundlich, als wären wir seine alten Bekannten.

Wir erhielten hier die Nachricht, daß die Abyssinier, mit denen die Türken selten in Frieden leben, von Neuem in das türkische Gebiet eingefallen seien und der Major eines in Sennahr stehenden Linienbattalions, Sahlech-Effendi, Befehl erhalten habe, gegen sie zu Felde zu ziehen. Die Bewohner des oberen Stromgebietes sind überhaupt unter türkischem Schutze nicht so gesichert, als man vielleicht glauben könnte. Von Osten her bedrohen die Abyssinier, von Westen her die Neger des weißen Flusses das Land mit Einfällen. Die Ersteren, welche man gewöhnlich „Makahte“ nennt, sind sehr gefürchtet; ihre Grausamkeit *) soll ebenso schrecklich sein, als ihr Schlachtenmuth groß. Weil sie lebenden Thieren Fleischstücke aus den Lenden schneiden, um diese roh oder nach ihrer Meinung saftig verzehren zu können, gelten sie in manchen Gegenden für Menschenfresser. Dem Tode sollen sie tollkühn entgegengehen. Sie strecken ihre Schilde den Kugeln und Bajonetten der türkischen Soldaten entgegen und halten, ohne zurückzuweichen,

*) Hostes omnes captos castrare eorumque penes tanquam tropaea considerare dicuntur.

das mörderische Gewehrfeuer derselben aus. Ihre Angriffswaffen sind gewöhnlich nur Streitkolben, Bogen und Pfeile, selten Gewehre von großem Kaliber, welche sie mit abgerundeten Eisenstücken laden, aber doch sind sie nicht zu verachtende Feinde der türkischen Regierung, deren Kriegszüge zu jeder Jahreszeit geschehen.

Karko h dj ist von drei Seiten von einer hügeligen, mit einzelnen Bäumen bestandenen, wildreichen Ghala, welche sich erst in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe in Wald verwandelt, umgeben. Der Wald selbst ist hier nicht der prachtvolle Mimosenwald der Stromiser, sondern besteht fast nur aus niederen buschartigen Bäumen mit langen Schoten, welche die Eingebornen Kharat nennen und zum Gerben eines sehr dauerhaften Leders benutzen. Die Gesträuche sind ungemein bornig und stehen so dicht beisammen, daß sie den Wald ebenso undurchdringlich machen als die Schlingpflanzen, Tabakz- und anderen Büsche die Urwälder. Eine zahlreiche Gesellschaft von Königskranichen hatte sich ein Dickicht zum Schlafplatze ersehen und trompetete von dort allabendlich ihr Schlafgeschrei zu uns herüber. Ich versteckte mich in Gesellschaft meines Dieners Mukle eines Nachmittags in diesem Dickicht und erlegte zwei Stück der ankommenden Vögel. Aber dabei war es Nacht geworden, wir verirrt uns in dem verworrenen Gestrüpp und konnten zuletzt keinen Ausweg finden. Die Dornen zerrissen uns die leichten Kleider und verwundeten uns am ganzen Körper. In kurzer Zeit waren wir des größten Theiles unserer Kleider beraubt. Mukle war untröstlich; „Gott verfluche die Dornen und vergelte es Dir, Effen di, daß Du mich mitten in der Nacht, — wü hihë äätühë ël nähs! — (und sie ist doch die Feindin der Menschen) — im Bauch des Waldes herumführst“, rief er entrüstet und suchte vergeblich nach einem bornlosen Pfade. Das Bellen der Dorfshunde brachte uns am Ende doch wieder glücklich in die offene Steppe hinaus.

Am 6. Januar erlegte ich abermals ein riesengroßes Krokobil; es ging mir ebenfalls verloren, obgleich es lange Zeit besinnungslos am Strande lag. —

Die türkische Kleidung, welche wir tragen, ist hier so unbe-

kannt, daß sie selbst den Thieren auffällt. Gestern kam ich einer Rinderheerde zu nahe und sah alsbald die ganze Gesellschaft, die Ochsen mit zur Erde gebeugten Köpfen und hoch emporgehobenen Schwänzen, auf mich loskommen. Ich begrüßte die schnaubenden Ungethüme mit empfindlichen Schrottschüssen und trieb sie glücklich zurück.

Wir verließen Karfohdj in den Nachmittagsstunden des 10. Januar, fuhren aber nur eine halbe Meile den Strom hinauf, weil wir in einem viel versprechenden Walde jagen wollten. Unsere Erwartung wurde nicht getäuscht; wir machten ergiebige Jagden und reisten erst am Abende des folgenden Tages weiter. Mit Einbruch der Nacht erreichten wir das Dorf Tjebhë.

Um Mitternacht weckte uns Lärm. Ein Tothul war in Brand gerathen und verbreitete die Flammen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. In Zeit von einer halben Stunde lagen fünf und zwanzig dieser Strohhäuser in Asche. Die Lohe der brennenden Wohnungen war über vierzig Fuß hoch und strahlte eine so gewaltige Hitze aus, daß wir für unsere Barke fürchteten und diese einige hundert Schritte stromaufwärts ziehen ließen.

Während des Brandes durchzitterte das schrille Angstgeschrei der Weiber die Luft. Die Männer hatten von der Möglichkeit, Feuer zu löschen, gar keine Idee. Niemand dachte daran, aus dem ziemlich nahen Strome Wasser herbeizuschaffen. Man bemühte sich, dem Feuer den Weg abzuschneiden; weiter that man Nichts. Die Flammen ergriffen alles Brennbares mit außerordentlicher Schnelligkeit und liefen wie Schlangen auf dem Gestrüpp und den Dornhecken hin, mit welchen die Hütten gewöhnlich umgeben sind. Das Gehölz brannte wie Schwefel und brachte das Feuer selbst zu den entfernten Tothahl. Was von dem entfesselten Elemente einmal ergriffen wurde, war verloren; fünf Minuten genügten, einen Tothul bis auf die wenigen Hauptstützen in Asche zu verwandeln.

Der größte Theil der Dorfbewohner sah mit stummer Verzweiflung dem vernichtenden Brande zu. Nur Wenige arbeiteten und hielten dabei, um sich gegen die Hitze zu schützen, Lederschilde und Strohmatten vor sich hin. Einige Männer bemühten sich,

das Vieh zu bergen, andere zertrümmerten die mit dem öligen Simsim angefüllten Lehmbehälter, weil diese den Flammen lange andauernde Nahrung gaben, andere schafften Anatharihb und anderes Hausgeräthe bei Seite. Die Weiber verhüllten sich ihr Gesicht, weinten und schrieten. —

Ein in der Nähe des Dorfes Sümürkö beginnender Mimosenwald beendete am folgenden Tage schon anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt die Weiterreise. Wir landeten neben einer Mischeraäh, welches nach einer hier betriebenen Werste führte und traten bewundernd in den hehren, mit hochstämmigen Bäumen bestandenen Wald. Die Gurgeltöne von hundert Affen vermischten sich mit dem Kreischen unzähliger Papageien, welche in den grünen Wipfeln herumkletterten, zu unserem Willkomm. Tomboldo fand das Nest des großen abyssinischen Nashornvogels (*Buceros — Tragopan — abyssinicus*) mit einem fast flüggen Jungen von der Größe eines Haushahnes, konnte aber die vorsichtigen Eltern, welche lieber ihr Junges im Stich ließen, als sich Gefahr auszusetzen, nicht erlegen.

Die Einwohner des Dorfes Sumurko brachten uns fünf frisch gefangene Affen zum Verkauf. Wir bezahlten das Stück mit einem Pfaster und banden sie an starken Schnuren auf unserer Barke an. Dort saßen sie, den Kopf unter dem Arme verborgen, mit dem Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit im Gesicht und verschmähten das ihnen angebotene Futter.

Unsere Jagden fallen immer höchst ergiebig aus. Der Wald ist von zahlreichen Perlhühnerketten belebt; wir schießen von den leckeren Vögeln so viele, als wir zur Küche brauchen. Dann und wann erlegen wir auch eine Antilope. Bis jetzt sind wir mit dem Ertrage unserer Reise sehr zufrieden. Wir haben seit unserer Abreise von Charthum achthundert Vögel präparirt. Gewöhnlich treten die Arten der Vögel in zahlreichen Exemplaren auf. Heute zählte ich auf einer nicht allzu großen Sandinsel fünfundneunzig Königskraniche. Die numidischen und grauen Kraniche sind noch zahlreicher. Erstere bedecken im vollen Sinne des Wortes oft ganze Sandbänke und einigen sich in Schaaren von mehreren Hun-

dert, ja mehreren Tausend Individuen. Unter solchen Umständen ist es eine Lust zu jagen! Glücklicher Weise sind wir mit Ausnahme Tischendorf's Alle gesund geblieben. Dieser ist noch immer mehr oder weniger fieberkrank.

Nachdem wir am 18. Januar einen sehr unbedeutenden und dennoch von unserem feigen Schiffsvolk gefürchteten Schellahl überschliff hatten, gelangten wir am 21. Januar zu einem Regenteiche, hielten uns aber an ihm nur wenige Stunden auf, weil unser Reiß uns zu einem andern, den er sogar „Birket“ — See — nannte, zu führen versprach. Wir kamen nach zwei Tagen dahin und fanden die noch mit Wasser gefüllte Fuhla so groß, daß sie den Namen Birket verdiente. Sie war nur acht Minuten vom Stromufer entfernt und beherbergte noch gegenwärtig mehrere Nilpferde mit ihren Jungen. Vielleicht hatten die Mütter diese hier zur Welt gebracht; wenigstens schien mir die Birket zu einem ruhigen und stillen Aufenthalte der Hippopotami wohl geeignet. Rings um sie lagen fruchtbare Felder, aus denen sich die Thiere ohne Beschwerden ihre Nahrung holen konnten.

Wir fanden hier außer den uns schon bekannten Vögeln auch den Schlangenhalsvogel Nord-Ost-Afrika's (*Plotus Le Vaillantii*) in ziemlicher Anzahl vor, doch war derselbe leichter zu beobachten als zu erlegen. Bevor wir einen Schuß auf ihn thun konnten, mußten wir bis an die Brust in's Wasser waden und hatten es auch dann nur dem Zufall zu danken, wenn ein Schrot den einzig und allein über dem Wasser sichtbaren dünnen, schlangenähnlichen Hals traf. Ungeachtet aller mit dieser Jagd verbundenen Beschwerden wurden von uns dennoch drei Stück des schönen Vogels erbeutet und viele andere verwundet. Diese entkamen uns, vermöge ihrer erstaunlichen Schwimmfertigkeit; aber auch ein vierter, welchen Tomboldo getödtet hatte, ging verloren. Der Nubier war eben im Begriff, den todten auf dem Wasser schwimmenden Vogel herbeizuholen, als ihn ein am Ufer arbeitender Araber hat, „um der Barmherzigkeit Gottes willen“ dem Lande zuzueilen,

weil ein Nilpferd auf ihn losschwimme. Tomboldo wendet sich um und sieht die wuthschraubende Bestie mit wilden Sägen auf ihn zukommen; sie hat bereits festen Grund unter ihren Füßen und droht ihn zu ergreifen, da nimmt er die Flucht und ist wirklich so glücklich, den Wald zu erreichen, ehe sein grimmer Feind noch die Birket verlassen hat. Bis an den Uferrand verfolgt ihn das Ungeheuer; erst im Walde darf sich der Jäger sicher fühlen, denn die Schrotflinte in seiner Hand verdient diesem Ungeheuer gegenüber nicht einmal den Namen einer Waffe. Das wahrscheinlich durch die fallenden Schüsse in Harnisch gejagte Thier würde meinen trefflichen Jäger, hätte es seiner habhaft werden können, unfehlbar zermalmt haben; denn es ist bekannt, daß das Nilpferd zuweilen mit blinder Wuth auf einen ganz harmlosen Gegenstand losstürzt, um ihn zu vernichten. So tödtete, wie Ruppell erzählt, ein Hippopotamus vier, an einem Schöpfrade angefesselte Ochsen, ohne daß man nur ahnen konnte warum. „Aaus billahi min el schoë-tahn jä räbbi, Allah jénarhl el äössint — wü el rhättähss räch!“ — Behüte mich, o Herr, vor dem Teufel, Gott verdamme diese Nilpferde! — Und mein schöner Taucher ist hin — sagte Tomboldo ingrimmig zu mir. Und nun hat er mich inständig, doch diesen „Malaaïhn“ oder Verworfenen recht viele Kugeln auf den Pelz zu jagen. Daß dadurch die Nilpferde immer wüthender wurden, ist nicht zu verwundern. Bei unserer Ankunft verhielten sie sich ziemlich ruhig, aber schon am zweiten Tage unserer Jagden wurde es gefährlich, in das Wasser zu gehen. —

Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen reisten wir weiter. Unsere Leute machten uns auf die erst hier beginnenden Ebenholzbäume, „Sädjër el häbänähs“, aufmerksam. Am weißen Flusse bemerkt man sie schon weiter nördlich. Die von mir gesehenen Ebenholzbäume waren mehr strauch- als baumartig und hatten selten über dreißig Fuß Höhe. Das Holz der „Babanuh's“ ist nicht gerade ausgezeichnet, immerhin aber brauchbar; hier verdorrt und verfault es unbenutzt. —

Am 27. Januar. Gegen Mittag kamen wir zu einem ziemlich großen Lager der Bakhahra-Araber. Sie waren erst gestern

vom andern Ufer übergesiebelt und hatten ihre lustigen Zelte unter den schattigen Mimosen eines Waldes am rechten Stromufer aufgeschlagen. Bald nach unserer Ankunft fanden sich mehrere Männer in der Nähe unserer Barke ein und betrachteten die auf dem Strohgezelt derselben liegenden ausgestopften Vögel. Zu ihnen gesellten sich Mehrere und in kurzer Zeit auch Weiber, so daß zuletzt die Hälfte aller Bewohner des Zeltorfes um uns versammelt war.

Die Weiber hatten sich mit Bernsteinschnuren, deren einzelne Stücke oft einen halben Zoll im Durchmesser haben mochten, Korallen und Glasperlen Kopf, Hals, Arme und Haare gepußt. Einzelne von ihnen hatten wohl auch starke Messingringe in die Haare geflochten oder trugen diese in der Nase, aber eine der Schönen verdunkelte sie alle: sie trug als ganz besondere Zierde zwölf bis funfzehn messingene Fingerhüte in den Haaren und warf ihren Kopf zuweilen mit europäischer Gefallsucht zurück, um dadurch ein höchst nüchternes, prosaisches Zusammenklingen der Fingerhüte zu bewirken. Sowohl Mädchen als Frauen waren nur mit einem um die Hüften geschlagenen Tuche bekleidet und trugen den übrigen Körper unverhüllt zur Schau. Sie waren ohne Ausnahme untadelhaft gebaut und zeigten Zähne von vorzüglicher Reinheit und so großer Regelmäßigkeit, daß sie gewiß manche Europäerin darum beneidet haben würde. Ebenso schön als die Zähne was das glühende, schwarze Augenpaar der Schönen oder bei jugendlicheren Gestalten der volle, aber wahrhaft plastisch geformte Busen. Die Kleidung der Sklavinnen und kleinen Mädchen bestand aus einem sehr unvollständigen Schürzchen; die Knaben gingen völlig nackt.

Es machte mir Vergnügen, mich mit diesen Naturkindern zu unterhalten. Die treuen Schilderungen der Bibel finden sich bei ihnen wieder Bild für Bild; aber der Nimbus, in welchem dem Kinde der schafehütende Jakob oder die wasserschöpfende Rebecka vor der Seele steht, geht leider verloren. Noch heute kann man, wie sonst, den Hirten mit seinem Stabe oder seiner Lanze bei seiner Heerde stehen sehen; noch heute kommt, wie sonst, die Jungfrau

mit dem in seiner Gestalt sich gleichgebliebenen, alterthümlichen Gefäße zum Flusse, um dort Wasser zu schöpfen und noch heute vielleicht, schlägt sie ihre Ferkel in denselben Faltenwürfen um sich als vor Jahrtausenden, — aber nur aus der Ferne betrachtet erscheint das noch biblisch. Wenn man näher kommt, zerfließt das patriarchalische Bild in Nebel: der Buttergestank des überaus schmutzigen „biblischen“ Kleides wirkt empfindlicher auf unser Inneres, als die wohlgehaltenen Sitten der Erzväter es thun können. Die Phantasie kehrt bald in engere Grenzen zurück, ungeachtet uns jener Alte dort noch mit denselben Worten zu seiner Hütte einladet, die einst Abraham den wandernden Engeln spendete.

Ich zeigte den Frauen zuerst Glasperlen. Sie gefielen, waren aber zu zerbrechlich. Dann reichte ich ihnen meinen Spiegel. Ein nicht enden wollendes Freudengeschrei belohnte mich dafür. Der Spiegel ging aus einer Hand in die andere, wanderte von den Frauen zu den Männern, von diesen wieder zu den Frauen zurück und schien Allen, allmindestens den Frauen unsäglichen Spaß zu machen. Ich bekam ihn nicht wieder zurück, bevor Alle ihre nicht gerade hübschen, sondern eher unregelmäßigen Gesichtszüge zu wiederholten Malen genau betrachtet hatten. Einige der Schönen hatten sich, wie dies alle Tage zu geschehen pflegt, die Haut eben frisch mit Butter eingerieben und eine von diesen hatte der Butter noch fein gestoßene Curcumawurzel beigemischt, wodurch ihr Gesicht eine safrangelbe Farbe angenommen hatte. Sie konnte gar nicht müde werden, den Spiegel immer wieder von Neuem zu gebrauchen und schien die gelbe Schminke ungefähr mit demselben Vergnügen zu beängeln, als manche meiner schönen Landmänninnen das durch „die Kunst“ hervorgerufene Roth ihrer zarten Wangen.

Zuletzt brachte ich Kaup's Naturgeschichte herbei und zeigte ihnen die in diesem Werke dargestellten Thier- und Menschenabbildungen. Ein Beifallsgeheul erschallte, so oft ich das Bild eines ihnen bekannten Thieres aufschlug. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie, die niemals von Bildern gehört hatten, jeden guten Holzschnitt sogleich erkannten; sie wußten mir dann jedesmal durch Gesten, Nachahmungen der Stimme und Beschreibung des Aeußeren

sicheres Kennzeichen des gezeichneten Thieres zu geben. Am Besten gefielen ihnen Menschenabbildungen. Das Bildniß eines Negers erweckte sprudelnde Wiße und einen unverwüßlichen Humor in ihnen.

Gegen Abend verließen wir das glückliche Völkchen und landeten nach mehrstündiger Fahrt in der Nähe eines kleinen, wenige Stunden unterhalb Kofferees gelegenen Dörfchens. Hier erhielten wir die Nachricht, daß unser Bekannter Ali-Bei von seiner Reise nach Khassahn zurückgekehrt sei und krank in Kofferees liege.

Auf unserer heutigen Fahrt sahen wir am rechten Flußufer nur Toppalmenwälder, in denen sich selten wilde Thiere aufhalten. Am anderen Ufer mochte es anders aussehen, denn dort ließ Abends „der grimme Leu“ mehrere Male seine Stimme ertönen; wahrscheinlich war er hungrig und grollte über die Bakhahra, welche ihm seine Beute: die Rinder und Ziegen der Nomaden entzogen und in Sicherheit gebracht hatten.

Mit dem frühesten Morgen erschienen zwei Diener Ali-Bei's und baten unseren Doktor im Namen ihres Herrn um einen Krankenbesuch bei Letzterem. Sie hatten für den Fall, daß mein Gefährte reiten wollte, einen wohlgesattelten Hedjih mitgebracht. Der Doktor zog es bei dem günstigen Winde vor, mit der Barke zu reisen und besuchte den Obersten sogleich nach unserer Ankunft in Kofferees. Ali-Bei lag in einer hart am Ufer erbauten Refuba fieberkrank darnieder, befand sich jedoch bereits auf dem Wege der Besserung. Mit Hilfe einiger Arzneimittel genas er bald.

Wir erfuhren von ihm auch Näheres über seine Reise. Er hatte zu seiner Bedeckung von Fassokl aus zweihundertundfünfzig Negerсолдaten mitgenommen, war aber dennoch von den freien Negern des Gebirges Labi angefallen worden. Nach seiner Aussage hatten mehr als zweitausend Neger die Soldaten angegriffen und fünf von diesen getödtet. Obgleich auf Seiten der Schwarzen fünf- undzwanzig bis dreißig Mann durch die Kugeln der Soldaten gefallen waren, wurden jene doch keineswegs vom Kampfe abgeschreckt, sondern stürzten sich mit wahrer Todesverachtung in die

Bajonnette der Soldaten, ergriffen sie mit den Händen und hieben mit ihrem Trumbasch nach dem Kopfe derselben. Auf die erhaltenen Wunden streuten sie Erde, um die Blutung zu stillen, kämpften jedoch ungeachtet derselben fort. Zuletzt wichen sie aber doch den Feuerwaffen und Ali-Bei erreichte von nun an unangefochten die Goldbergwerke von Khassan. Mit welcher Erbitterung gestritten worden war, konnte man an den Gefallenen sehen: ein Unteroffizier der Soldaten hatte mehr als zwanzig Lanzenstiche empfangen.

Auf seiner Rückreise nahm der Bei noch funfzig Soldaten mehr mit sich und ließ jedem Einzelnen funfzig Patronen verabreichen. Diesmal blieb der Reisezug unangefochten. Man suchte die Wahlstatt auf, fand aber dort keinen Gefallenen mehr und glaubte deshalb nur einen neuen Beweis zu der seit Langem herrschenden, unbegründeten Meinung, daß alle freien Neger Menschenfresser seien, erhalten zu haben. Ali-Bei, ein sonst sehr heiler Kopf, glaubte jetzt selbst steif und fest daran. Der gute Mann war unendlich froh, „diesem Teufelslande“ mit heiler Haut entronnen zu sein und überzeugte uns, daß es bei unserer geringen Anzahl Tollkühnheit wäre, die von uns beschlossene Reise von Fassok nach Khassan auszuführen. „Ich rathe Ihnen“, sagte er in seinem schlechten Italienisch zu uns, „gehen Sie nicht in jene von Gott seit Erschaffung der Welt verdamnten Gegenden, wo Sie Ihr Fell lassen können; — freilich — wenn Sie trotz aller meiner Warnungen verrückt sein wollten: dann ist es etwas Anderes.“

Rösseress, die frühere Hauptstadt eines Königreichs der Fungi, liegt am rechten Ufer des blauen Flusses und eine starke Vierteltunde von diesem entfernt, einige Minuten südlich vom zwölften Grade der nördlichen Breite. An der dem Flusse zugekehrten Seite begrenzt ein unabsehbarer, fast undurchdringlicher Dompalmenwald, nach den übrigen drei Seiten die ziemlich bäumreiche Steppe die Stadt, welche jetzt kaum diesen Namen noch verdient. Gegenwärtig ist Rösseress nur als eine Vereinigung mehrerer durch Felder und Steppenstreifen von einander getrennter Ortschaften, welche auch besondere Namen führen, zu betrach-

ten. Die Basars sind, seitdem man das vormal's hier stationirte Militär nach Jassoff und Khassahn verlegte, verödet, der Handel ist unbedeutend. Man sieht nur Tothhah, keine Tanakha. Erstere sind zur Verhütung großer Feuersbrünste sehr weit von einander erbaut, weshalb die Stadt größer erscheint, als sie ist. Ihre Einwohnerzahl dürfte Zweitausend betragen. Die Lage der Stadt ist ungünstig. Sie liegt auf mehreren Hügeln und leidet an Wassermangel. Allabendlich sieht man Frauen und Esel — die geplagten Lastträger der Sudahnesen — in langen Zügen zum Flusswallen, um sich von dort das nöthige Trinkwasser herbeizuschaffen. Kofferees ist todt und unfreundlich.

Gegenwärtig lebten die Einwohner des Fleckens in großer Furcht vor den Makahte. Man hatte den Palmenwald in Brand gesteckt, um einen sicheren Zufluchtsort der gesürchteten Feinde zu vernichten und sich am anderen Stromufer oder auf den vom Strome umflossenen Inseln leichte Strohütten erbaut, um beim ersten Erscheinen der feindlichen Krieger dahin flüchten zu können. Diese waren zum größten Glück für die armen Bewohner jener Gegenden gar nicht erschienen, sondern hatten sich, nachdem sie einige Grenzdörfer verheert hatten, wieder zurückgezogen; vielleicht weil sie von dem Herannahen eines Negerbataillons, welches von Senahyr aus gegen sie dem Marsche war, gehört hatten.

Wir blieben bis zum 4. Februar in Kofferees. Nach Süden zu konnten wir unsere Reise nicht weiter fortsetzen, weil der Fluß bereits so seicht geworden war, daß unser Reiß fürchtete, bei längerem Aufenthalte mehrere Untiefen nicht mehr passiren zu können. Die Jagd war ziemlich ergiebig, würde aber in dem uns gegenüber liegenden Walde wohl noch besser gewesen sein. Diesen durften wir nicht betreten, weil dort die Tabi-Neger streiften. Allnächtlich hörten wir von dort das Gebrüll der Löwen zu uns herüberschallen; Elephanten sollten, nach Aussage der Eingebornen, in ihm häufig sein. Der Hyänen und Nilpferde thue ich nicht mehr Erwähnung, weil es eine Ausnahme von der Regel gewesen wäre,

wenn wir sie einen Tag lang nicht vernommen oder gesehen hätten.

Bald nach unserer Abfahrt, welche, wie gewöhnlich, erst zur Zeit des Afir erfolgte, sah ich zwei wilde Büffel (*Bos caffer*) am Strome trinken, fehlte sie aber in der Dunkelheit des Abends aus nicht allzu großer Entfernung. Nachts wechselseitiges Löwengebrüll auf beiden Stromufern. Noch bis spät in die Nacht hinein treiben wir langsam mit den Wellen des Stromes hinab.

Am folgenden Tage landeten wir bei der Birket mit den Nilpferden und Schlangenhalsvögeln. Wir jagten dort den ganzen Tag über und wollten mit Einbruch der Dunkelheit noch einige Pelekane, von denen eine zahlreiche Gesellschaft Nachmittags angekommen war, erlegen. Ich hatte zwei Stück geschossen, Tomboldo jagte auf der anderen Seite. Mein Nachhauseweg führte mich durch ein dorniges, schon wieder von dem Urwalde in Besitz genommenes Baumwollensfeld. Einer meiner Nubier begleitete mich und trug Büchse und Beute. Wir hatten fast das Ende der Birket erreicht, als mich der Nubier auf drei dunkle, hügelartige Gegenstände aufmerksam machte, welche ich bei Tage gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Die Nacht war so dunkel, daß ich nur ihre Umrisse erkennen konnte. Ich hielt sie für Erdhausen und ging sorglos auf sie zu. Das Wuthbrüllen eines Hippopotamus belehrte mich über meinen Irrthum: drei aus dem Wasser heraustrretene Nilpferde, welche wir den ganzen Tag über gereizt hatten, standen in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten vor mir. „Hauon aaleina ja rabb“*) rief der Nubier schauernd, „flieh, Esfendi, rette Dich, Du bist verloren, wenn Du einen Augenblick länger weilst.“ Und weg warf er die erlegten Pelekane, die Büchse und die Jagdtasche und war mit einigen Sägen im Gebüsch verschwunden. Daß uns die Ungekhüme bemerkt hatten, war augenscheinlich. Sogleich nach dem ersten Gebrüll bewegten sie sich nach uns zu; der Nubier hatte recht, es blieb uns nur die Flucht übrig! Waffen besaß ich nicht, denn meine Gewehre waren keine Waffen und ohne Waffen ist der Mann kein Mann mehr. Ich stürzte dem

*) Zu Deutsch: „Hilf uns, o Herr!“

Rubier auf dem Fuße nach. Die Dornen der Büsche zerfetzten mir die Kleider, zerkratzten mir die Haut, die stacheligen Zweige peitschten mich in's Gesicht, der ganze Körper schmerzte, — ich achtete es nicht! Hinter mir her stürmte das wüthende Thier, es kam näher und näher, die Todesangst ließ mir Kräfte, aber wie lange noch? Verzweifelnd eilte ich in der eingeschlagenen Richtung weiter, es gab für mich keine Hindernisse, ich sprang durch die furchtbaren Dornenhecken ohne Bedenken hindurch. Meine Lage war schauderhaft. Vor mir dunkle Nacht, dicht hinter mir mein entsetzlicher Feind, ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, ich wußte Nichts mehr von mir selbst. Da, Himmel! — ich stürzte! Aber ich fiel weich, ich lag im Wasser! Gottlob, ich war im Strome und wenige hundert Schritte vor mir schimmerte das freundliche Feuer unseres Schiffes. Rasch durchschwamm ich die schmale Bucht, welche mich von der Halbinsel trennte, an der unsere Barke angelegt hatte, ich betrat sie und war gerettet! Oben an dem wohl zwanzig Fuß hohen Uferrande, über welchen ich herabgestürzt war, stand das brüllende Ungeheuer. An allen Gliedern zitternd und ganz entkräftet kam ich an der Barke an.

Tomboldo kehrte später zurück und war, achtlos seinen Weg verfolgend, noch näher als ich an ein Nilpferd herangekommen und von diesem ebenfalls verfolgt worden. Er hatte, vor ihm flüchtend, dieselbe Richtung eingeschlagen als wir, war dabei aber fast in noch größere Todesgefahr gerathen. Das Nilpferd ist ihm schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen, da bleibt er mit einem Fuße in den Dornen hängen und fällt zu Boden. Sein Gewehr entladet sich, ohne ihn zu verletzen, die ihm nachjagende Bestie stutzt einen Augenblick, er rafft sich auf und erreicht ebenfalls das Ufer. Kopfüber stürzt er sich in die Fluthen und schwimmt nach der erwähnten Halbinsel herüber. Dort angelangt, fällt es ihm ein, daß er fast aus der Scylla in die Charybdis gekommen wäre: er hatte erst vor wenig Stunden drei Riesentrokodile in derselben Bucht, durch welche er und ich eben geschwommen waren, gesehen. In höchster Aufregung kam er bei uns an. „Brüder“, rief er den Matrosen und übrigen Dienern zu, „betet heute zwei

Rakaat*) mehr, danket Gott mit mir für meine Errettung! Ich will Euch, wenn ich erst mit Hilfe des Barmherzigen in Charthum angekommen sein werde, einen großen Sack voll Datteln, „Karahme“, (zum Opfer) geben. La il laha il Allah, Mahammed rassuhl Allah! Der Arm des Todes griff nach mir — aber — el hamdu lillahi — Allah herihm! Sallah el nebbi ja achuana — Preist den Propheten, meine Brüder — Allah kerihm! Gott ist barmherzig!“ —

Einer unserer Matrosen hat sich in dem nahen Dorfe Sëkäi einen jungen rothen Affen (*Cercopithecus pyrrhonotos*) gekauft, welcher ein scheußliches Geschöpf ist. Das noch bartlose, faltige Gesicht ähnelte dem eines alten häßlichen Weibes. —

Das Gebrüll des Löwen hören wir jetzt jede Nacht.

Am 20. Februar. In den letzten Tagen haben wir mehrere Male zur Nachtzeit glücklich auf die Jungfernfranische gejagt. Die Thiere scheinen sich jetzt zum Zuge zu versammeln. Wir sehen auf manchen Sandinseln so zahlreiche Schaaren, daß wir sie, wahrscheinlich ohne sehr zu irren, zu mehr als sechs tausend Individuen schätzen können. Jetzt sind die Vögel in ihrem Prachtkleide.

Vorgestern wehte am Morgen ein heftiger und sehr kalter Nordwind. Wir froren erbärmlich, hüllten uns in unsere Decken und wagten uns erst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang hinaus in die kalte Luft. Um Mittag kamen wir zu einem von den Wanderheuschrecken verwüsteten Wald und erlegten viele Röhlsaffen, welche in der schon beschriebenen Weise Jagd auf die Insekten machten.

Der Fluß ist sehr seicht geworden und kann an manchen Stellen durchwaded werden. Dort hat er zwar immer noch die Breite von einer Viertelstunde, seine Wassermenge ist aber dennoch mit der im Charief nicht zu vergleichen. Unser Reiß klagt oft über das geringe Fahrwasser und versichert, daß von nun an der blaue Fluß gar nicht mehr schiffbar sei. In der Nacht passiren wir dagegen eine sehr tiefe, von hohen Felsen eingeschlossene Stelle des

*) Eigentlich Rakaaht, Plural von „Rakaah“. S. Thl. 2 S. 90.

Flusses, welche, weil sie nur wenig Fall hat, Birket el se-lahte, „der todte See“ genannt wird. Um Mittag landeten wir in Sennahr.

Zwei Tage später kommen wir mit der Barke Nali-Ber's wieder zusammen und fahren mit ihm gemeinschaftlich weiter. Im Laufe des Tages zählen wir mehr als dreißig Krokodile, was zum Theil darin, daß jetzt bei dem seichten Wasser die gefährlichen Lurche eher zu sehen sind, seinen Grund haben mag. Ich schiesse auf mehrere, verwunde aber nur ein einziges tödtlich.

Abends legten wir mitten im Walde an und besuchten Nali-Ber auf seiner Barke. Die Tschibukahd dampften, der Oberst war sehr gesprächig und heiter. Da auf einmal verfinsterten sich seine Mienen: eine Löwe brüllte in nicht allzu großer Entfernung. „Der Teufel hole diese verfluchten Bestien“, sagte er, „man kann auch nicht eine Nacht mehr ruhig schlafen. Ich werde noch nach der Insel überfahren lassen, um vor ihnen sicher zu sein.“ Sein Wort war noch nicht verhallt, als der zweite Löwe des Paares, wie es schien, in einer Entfernung von kaum zweihundert Schritten, dem ersten antwortete. Und nun begann ein großartiges, schauerlich wildes Duett:

„Er hebt sein Haupt empor und brüllt,
Sein Brüllen tönt so hohl, so wild!
Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell,
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll.“

Nicht nur des Panthers, auch Nali-Ber's „Fell schien zu starren“. „Meine Herren, ich werde sogleich an die Insel fahren lassen, Sie werden doch nicht hier bleiben wollen?“

„Gewiß, mein Oberst.“

„Nun dann muß ich Sie bitten, auf Ihr Schiff zurückzukehren, denn ich bin wirklich nicht so verrückt, mich unnöthiger Weise einer Gefahr auszusetzen. Buona notte, Signori!“

Er ließ in der That sogleich von dem verhängnißvollen Ufer abfahren und schien sich auch auf der Insel nicht eher sicher zu fühlen, als bis dort ein mächtiges Feuer angezündet worden war.

Wir blieben am Ufer liegen, doch will ich nicht leugnen, daß auch uns das Löwengebrüll zuweilen die Haare sträuben machte.

Man könnte das Gebrüll des Löwen einen Ausdruck seiner Kraft nennen; es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „ra ad“, donnern. Beschreiben läßt es sich nicht. Tief aus des Löwen Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. Furchterregend schlägt es an jedes Ohr. Die heulende Hyäne, der brummende Panther, die blöckende Heerde verstummt; der gurgelnde Affe klettert zu den höchsten Nestern der Baumwipfel hinauf; die Gazelle entflieht in eiligem Laufe; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Und selbst der Mensch, der so wohl Ausgerüstete, jedes Thier geistig so hoch Ueberragende, fragt sich, ob wohl seine moralische Kraft der höchsten Potenz der physischen die Spitze bieten könne.

„Der Mann, der nie gebebt in seinem Leben,
Der fühlet hier zum ersten Mal sein Herz erbeben.“

Am anderen Morgen landen wir wenig unterhalb unseres nächtlichen Ruheortes in der Nähe einer Sakhie, um dort frisches Gemüse zu kaufen. Ein dort beschäftigter Subahnese sagt aus, daß man dort keine Nacht vor den Einfällen eines Löwenpaares sicher sei, welches selbst am Tage oft aus dem Dickicht des Waldes hervortrete.

Gegen Abend passiren wir die Mündung des Dinder, eines aus den Gebirgen Abyssiniens nach dem Bahr el asrakh strömenden Flüsschens, welches während der Regenzeit zu einem Strome anschwillt, in jeziger Zeit aber nur ungefähr den Wassergehalt unserer Elster haben mag. Wir nehmen hier Abschied von der Palmenkönigin „Dulehb“, denn diese kommt weiter nördlich nicht mehr vor. —

Es wird Zeit, daß wir zurückkehren. Unsere Schießvorräthe

sind fast ganz zu Ende. Die präparirten Vögel können wir gar nicht mehr in den Kisten unterbringen und haben sie auf dem Strohzegelt in hohen Haufen aufgeschichtet. Wir haben bis jetzt mehr als vierzehnhundert Bälge präparirt und sind mit dem Ertrage der Reise überaus zufrieden. Jetzt wird es stiller in den Wäldern. Auch in der Thierwelt macht sich die Nähe der Alles ertödtenden trockenen Jahreszeit bemerklich. Das Laub der Bäume fällt ab, die flüchtigen Gäste der Wälder ziehen sich nach den südlicheren, wasserreicheren Gegenden zurück; unsere Jagden sind weniger ergiebig als früher. —

Am 25. Februar. Zur Zeit des Nachmittagsgebetes jagte ich einem von sieben schlafenden Krokodilen eine Kugel, welche es auf der Stelle tödtete, durch die Brust. Es maß zehn pariser Fuß in die Länge und hatte mehr als dreißig halbreife Eier im Leibe. Ich bekam davon nur sechsundzwanzig Stück zu sehen, weil die Matrosen die übrigen sofort verspeist hatten. Anfänglich waren sie Willens, auch das ganze Krokodil zu essen, besannen sich aber und beschloßen, es in dem nahen Woled-Medine auf den Markt zu bringen. Es wurde deshalb heute nur das Schwanzstück gesotten. Die Matrosen fanden das zarte weiße Fleisch sehr wohlschmeckend; uns Europäern war der starke Moschusgeruch, welches dasselbe auch noch nach dem Kochen ausdünstete, so zuwider, daß wir keinen Bissen davon genießen konnten. Unsere Leute machten in Woled-Medine gute Geschäfte mit der von den Sudahnesen gesuchten Speise, kauften sich Meriesä von dem Erlös des verkauften Fleisches und hielten noch eine zweite Mahlzeit, bestehend aus einem Gericht Krokodil und mehreren Töpfen Meriesä. Und die Tam-buhrä erlang gar lieblich zwischen dem Schnalzen und den Be-theuerungen des Wohlbehagens der Schmausenden und Zehenden!

In Woled-Medine trafen wir unseren lieben Penney. Jeder angesehene Einwohner der Stadt veranstaltete seinetwegen eine Fanthasie, wozu auch wir jedesmal mit eingeladen wurden. Ein Fest drängte das andere, die späteren arteten aber immer in Bachanalien, die letzten sogar in Orgien aus und brachten uns bald so wenig Unterhaltung mehr, daß wir schon am ersten März weiter

reisten. Kurz nach unserer Abfahrt erlegte ich noch einen Jungfernanfranch, sah aber auch sogleich ein Krokodil auf ihn zuschwimmen und verjagte es nur durch mehrere gut gezielte Schüsse. Der Vogel trieb stromabwärts an's Land, ein Bein fehlte. Ich habe ihn der Merkwürdigkeit halber ausgestopft und besitze ihn noch gegenwärtig in meiner Sammlung.

Wir erreichten Chartum am sechsten März. Ich fand einen Brief von meinen Eltern vor. Für die sogenannte dritte Expedition des Freiherrn von Müller waren weder Briefe, noch Wechsel angekommen.

Freuden und Leiden während des letzten Aufenthaltes in Carthum.

Hat manches Bild mich auch geschreckt
Doch würd' es unrecht sein, zu schelten,
Denn manches hat mich auch gelabt.
Wie Sonnenlicht auf Wolkenfäulen
Und manchen Traum hab' ich gehabt,
Den ich allzeit hätt' mögen träumen."

Freiligrath.

Am 8. März. Contariny erschien heute mit einem viel-
sagenden Gesichte. „Eine Neuigkeit, Signori, eine interessante
Neuigkeit!“ Lange strebten wir vergebens darnach, ihm sein Ge-
heimniß abzulocken. Erst nachdem er unsere Neugierde möglichst er-
regt hatte, kam er zur Sache. „Es sind drei Engländer, wahr-
und leibhaftige Engländer hier angekommen. Glauben Sie es?
Drei Stockengländer.“ Und nun begann er in seiner humoristischen
Weise uns die Gesichter, Brillen, Uhrketten, Hüte, Beinkleider,
Röcke, Manieren und Bewegungen der Leute auszumalen, trank
seinen „Aquavite“ und verschwand, um das wichtige Geheim-
niß noch weiter zu verbreiten.

Die Engländer glichen aber keineswegs den Karrikaturen, welche
uns Contariny gezeichnet hatte. Es waren ganz treffliche Leute,
mit denen wir manche vergnügte Stunde verlebt haben. Der Äl-
teste von ihnen hatte aller Herrn Länder bereist, sprach fertig Deutsch,
war Botaniker und ein sehr unterrichteter, gebildeter Mann; die
beiden Andern dienten in der Marine der ostindischen Compagnie
und machten eine Urlaubreise — von Bombay über Kairo
nach Charthum! Daß sie hierher gekommen, war ganz das
Werk des Zufalls. Sie hatten Oberegypten bereisen wollen, wa-

ren von einer Stadt zur anderen gezogen und schließlich nach Charthum gelangt. So etwas kann Engländern wohl begegnen.

Hier fanden sie aber, daß sie nicht mehr genug Geld zur Rückreise hatten. Ihre Verlegenheit war groß. Ich nahm mich ihrer treulich an und erhielt auf meinen Namen die ihnen nöthige Geldsumme von Nikola Ulivi und zwar, Dank der früher von mir empfangenen Prügel, zu mäßigen Prozenten vorgestreckt. In kurzer Zeit wurden wir die besten Freunde. Nur eine einzige Schwierigkeit konnten wir nicht sogleich überwinden. Der Botaniker Dr. Bromfield allein sprach deutsch, die jungen Leute redeten außer ihrem Englisch weiter keine mir verständliche Sprache. So blieb unsere Unterhaltung oft auf Gesten beschränkt oder konnte nur durch den gemeinschaftlichen Dragoman Bromfield geführt werden, was diesem und uns lästig werden mußte. Allein wir lernten uns nach und nach doch verstehen und von Tage zu Tage mehr lieben.

Noch heute denke ich mit großem Vergnügen an jene angenehme, im Inneren Afrika's gemachte Bekanntschaft. Leider war unser Zusammensein nur von kurzer Dauer. Wir versprachen uns gegenseitig zu schreiben; der Tod hat dieses Versprechen aufgehoben. Wenige Tage nach seiner Abreise von Charthum erlag der Cine, Mr. Lakes, dem Klima Ost-Sudahns. Er starb in Berber el Mucheïref. Dr. Bromfield starb, noch vor meiner Ankunft in Egypten, in Damaskus an den Folgen des klimatischen Fiebers, und nur der Dritte, Mr. Pengelley kehrte nach Indien zurück. Von ihm habe ich Nichts wieder gehört. Es scheint mir Manches traumhaft zu sein, was ich in Nord-Ost-Afrika erlebte; die glücklichen und fröhlichen Stunden, welche ich mit jenen rechthchen, braven Menschen unter einer Gesellschaft lasterhafter Bösewichte verbrachte, scheinen mir es mehr, als alles Uebrige. Befäße ich nicht ein von ihnen für mich in Kairo zurückgelassenes Andenken an sie, ein treffliches Fernrohr, ich würde ernstlich versucht sein, zu glauben, ich habe sie nie gekannt.

Zuweilen wird es mir ganz wehe um das Herz, wenn ich auf die in Afrika verlebten ereignißreichen und verhängnißvollen Jahre zurückblicke. Von meinen dortigen Freunden und Bekannten sind

schon jetzt die meisten dem höllischen Klima erlegen. Nur wenige erfreuen sich noch heute ihrer vollen Gesundheit, aber sie sind mir so fern, daß mir ihre Briefe wie Stimmen aus einer andern Welt vorkommen. Von all' Dem, was ich erlebt, ist mir Viel zurückgeblieben und doch ist es für mich unendlich Wenig! —

Am 18. März verließ ich mit den Engländern zu Schiffe Charthum, um sie eine Strecke weit zu begleiten. Die Dahabie war mit sechs Ruderern bemannt und eilte rasch den Strom hinab. Ehe die jungen Leute Sudahn wieder verließen, wollten sie erst noch eine Jagdpartie auf dem weißen Flusse machen, weshalb wir um Rahs el Charthum herum- und den weißen Strom hinaufsegelten. Hier brachten wir in einer Entfernung von ungefähr zwei Meilen von Charthum die Nacht und den größten Theil des folgenden Tages zu, kehrten dann um und landeten unterhalb des uns schon bekannten Dorfes Halsaï.

Am 20. März. Bei Gegenwind schifften wir nur langsam den Strom hinab. Gegen Abend sahen wir hinter dem Gebirgszuge in der Nähe des Dorfes Surrurah ein Schiff mit österreichischer Flagge hervorfahren. Es kam rasch den Strom heraufgebraust, fuhr aber ganz in unserer Nähe auf eine große Sandbank auf. Nun wurde es von unseren Schüssen begrüßt und dann angerufen. Deutsche Worte hallten zu uns herüber; die Dahabie brachte uns den lange erschnitten österreichischen Konsul, unsern Freund, den Dr. Konstantin Reiz. Ihn begleitete ein großer, schöner Mann, welcher mir als ein deutscher Kaufmann aus St. Petersburg, Herr Bauerhorst, vorgestellt wurde.

Nach den ersten herzlichsten Begrüßungen fragte ich nach Baron Müller. Die Antwort des Konsuls lautete nicht befriedigend; sie bestätigte mir beinahe eine Nachricht, welche die fliegende Fama längst in Charthum verbreitet hatte, daß nämlich Baron Müller banquerott sei. Für uns hatte Dr. Reiz von ihm kein Geld, sondern nur einen nichts sagenden Brief voller Bezeugungen, Klagen und Beileidsbezeugungen erhalten. So war die letzte Hoffnung zerronnen. Ich wußte nicht, wie ich die Hunderte von Meilen, welche mich vom Vaterlande trennten, zurück-

legen sollte. Selbst wenn ich Alles, was ich außer meinen schwer erworbenen Sammlungen besaß, hätte verkaufen können, würde der Erlös nicht hingereicht haben, die Reisekosten bis Kairo zu bestreiten. Verlassen und verrathen im Innern Afrika's — das war, mit wenig Worten sei es hingestellt, das Loos, welches uns Baron Müller bereitet hatte. Hätten wir nicht selbst in Charthum edle Menschen gefunden, wir wären verhungert oder wenigstens den Krankheiten Ost-Sudahns, welche den größten Theil meiner dortigen Bekannten in das Grab gebracht haben, zum Opfer gefallen: dem Fieber, welchem der freiwillig noch länger als ich im Sudahn zurückbleibende Dr. Bierthaler unterlag *), der Dissenterie, welche unsern braven Reiz in die heiße Erde des Steppendorfes To hka in Ost-Sennahr gebettet hat **). Ueber die Handlungsweise des Barons brauche ich Nichts weiter zu sagen, sie spricht eine Sprache, der ich keine Worte zu leihen nöthig habe.

Wir blieben bis zum andern Morgen noch mit den Engländern zusammen. Der Abschied von ihnen ging mir und ihnen sehr nahe. Lakes umhalste mich noch mehrere Male mit Thränen in den Augen. Ich wünschte ihm eine glückliche, fröhliche Reise nach Kairo und — durch's Leben; er gab mir meine Wünsche reichlich zurück. Mit dem Tuche vor den Augen stand er, so lange ich ihn noch sehen konnte, auf dem Verdeck seiner Barke und winkte mir Abschiedsgrüße zu. — Vierzehn Tage später wurde er auf dem Kirchhofe zu Berber beerdigt! —

Nachmittags kamen wir wieder in Charthum an. Ich ging zum Pascha, um ihm die Ankunft des österreichischischen Konsuls für Charthum „nell' Africa centrale“ anzuzeigen.

Am 22. März. Großer Staatsbesuch beim Pascha. Der Konsul in Gallauiform und in Begleitung aller Europäer; Ali-Urha als Konsulatskavahs mit großem, silberbeschlagenem Stocke geht gravitatisch voran. Der Pascha bemüht sich, alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit an den Tag zu legen und ist so artig und höflich, als er es sein kann. —

*) Am 26. August 1852.

***) Am 23. März 1853.

Der Konsul bezieht einstweilen Dr. Penney's Wohnung; Bauerhorst wohnt in der vorderen Abtheilung unseres geräumigen Hauses. Letzterer scheint ein ächter, biederer Deutsche zu sein. Wir schließen uns so viel als zulässig an ihn an. Er hat Proben von verschiedenen europäischen Waaren, hauptsächlich auch Arbeitszeuge und Kurzwaaren mitgebracht und wird mit letzteren bessere Geschäfte machen, als mit den Baumwollenzeugen.

Am 30. März. Feierliche Aufrichtung des Konsulatwappens, wozu alle Europäer eingeladen sind. Der Konsul hält an sie eine Anrede in italienischer Sprache, setzt ihnen darin das Wesen und die Wichtigkeit eines europäischen Konsulats aus einander und ladet sie zuletzt als seine Gäste ein. Gegen Abend erscheint auch der Pascha mit seinen höchsten Beamten. Wir verherrlichen das Fest durch einundzwanzig Böllerschüsse.

Zwei Tage später gibt Nikola Ulivi dem Konsul zu Ehren eine große Fantasio, bei welcher ich nicht mit theilhaftig bin, weil ich am Fieber darnieder liege. Contrary berichtet mir treulich Alles, was dabei vorgegangen, und schildert mir die Tafel als ganz vorzüglich luxuriös und reichhaltig.

Der Nashornvogel, den wir mit von unserer Reise auf dem blauen Flusse gebracht hatten, ist in diesen Tagen an den Folgen eines Schlags gestorben. Er hielt mit einem Affen aus demselben Walde, in dem wir ihn eingefangen hatten, große Freundschaft. Dieser machte mit ihm, was er wollte; er behandelte den Vogel mit der den Affen eigenthümlichen Unverschämtheit und Dreistigkeit, ohne daß sich letzterer darüber erzürnt hätte, vielmehr ließ er sich von seinem übermüthigen Freunde selbst Mißhandlungen gefallen. So haben die Affen eine wahre Sucht, andere Geschöpfe, deren sie habhaft werden können, sorgfältig nach Ungeziefen abzusuchen. Ich besaß einen Pavian, welcher jedes kleinere Säugethier sogleich wie sein Kind behandelte und emsig zu säubern anfing. Selbst die Menschen, mit denen er Freund war, mußten sich eine sorgfältige Untersuchung ihres Kopshaars gefallen lassen. Dergleichen

Bemühungen behnte jener Affe nun auch bald auf den Vogel aus. Er ergriff ihn bei seinem riesigen Schnabel und legte mit einer der Vorderhände die Federn aus einander. Das ließ sich der Vogel nicht nur willig gefallen, sondern unterstützte es sogar. Er lief selbst zu seinem Freunde hin, bückte sich in eine passende Lage, sträubte seine Federn und ließ ihn gewähren. Gewiß ist dies ein höchst interessantes Beispiel von der Geselligkeit der Thiere. —

Unsere Lage wurde durch die ewige Geldverlegenheit immer verwickelter und unangenehmer. Dr. Bierthaler trennte sich von mir, weil Jeder jetzt darauf denken mußte, sein eigenes Unterkommen zu finden. Er ging zu seinem Universitätsfreunde, dem Konsul, welcher das Haus des Kaufmanns Rollet gekauft, verbessert und zum Konsulatsgebäude eingerichtet hatte; ich blieb in unserer Wohnung zurück. Gern hätte ich meine Diener entlassen, aber ich war zu arm, um ihnen den schuldigen Lohn auszahlen zu können. Auch macht es in Charthum keinen großen Unterschied, ob man zwei oder sechs nubische Bedienten beköstigt. Außerdem hatte ich den Vortheil, durch ihre Hülfe meine Sammlungen mehr und mehr anwachsen zu sehen. Ich arbeitete daher fortwährend, um wenigstens die noch übrigen Antheile von den Behufs des Sammelns gekauften Provisionen zu verbrauchen, oder auch, weil ich fühlte, daß nur durch Arbeit meine Lage erträglicher wurde, weil mir die Natur in reicher Fülle Genüsse bot, welche mich einigermaßen das Elend meiner häuslichen Umstände vergessen ließen. Die zu machenden Ausgaben für die Sammlungen gingen allen übrigen vor. Ich vertauschte eine silberne Cylinderuhr gegen acht Pfund Schießpulver! Ich verkaufte Kleider, Waffen, Bücher, Kisten, Wäsche, den wenigen Schmuck, den ich besaß; ich verkaufte Alles, was ich verkaufen konnte. Und wurde mir das Herz einmal gar zu kummerschwer, und war der Dämon des Fiebers einmal auf Stunden von mir gewichen, dann ging ich, mein Gewehr über der Schulter, hinaus in die freie Natur, um

mich wieder zu kräftigen und zu stärken. Da kam mir denn gar oft das Jägerlied:

„Des Morgens zieh' ich früh in's Holz,
Die Tannen rauschen und die gold'ne Sonne scheint;
Da fühl' ich's recht mit freud'gem Stolz,
Wie gut's der alte Gott doch mit uns meint.
Mit jedem Schritte wird ein Leben wach,
Die Drossel flöret und das Wildpret schleicht zu Bach.“

in den Sinn und mit ihm auch wieder Trost und Muth. Rauschten auch die Tannen nicht um mich, so rauschten mir doch anstatt ihrer die balsambustenden Mimosen den Frieden und die Ruhe Gottes zu; statt der Drosseln flöteten afrikanische Sänger*), statt des heimischen Wildprets zeigte sich mir die schlanke Antilope. Die Zeit der Jagd wurde für mich die des Trostes, der Stärkung und der Erholung. Ich war verlassen, aber ich fühlte es weniger, als man vielleicht glaubt; mir blieben immer noch Freunde und ich hatte das Glück, mir sogar einen neuen, es treu und redlich meinnenden zu erwerben. Das warst Du, mein lieber Bauerh orst, der Du mir manche bittere Stunde süß, manches schwere Ungemach leicht oder wenigstens leichter gemacht hast. Du warst mir ein neuer Freund, aber ich brauchte Dich nicht erst alt werden zu lassen, „wie neuen Wein“, ich sah bald, „was ich an Dir hatte.“ Du hast mich leiblich und geistig unterstützt, erhoben und gekräftigt. Diese leichten fliegenden Blätter können Dir kein festes, bleibendes Andenken sichern, aber sie sollen Dir, edler Mann, wenn sie sich vielleicht sogar bis zu Dir versfliegen, meinen herzlichsten, innigen Dank bringen. Bist du doch der Einzige, der mich die meisten der übrigen in Charthum lebenden Christen vergessen machte. Glaube mir, wenn ich all' das Gute, welches Du mir in Afrika erzeigtest, dort einmal nicht zu würdigen verstand, hier in der Heimath verstehe ich es!

Aber ich will auch noch anderer Freunde gedenken. Da tritt mir ein biederer Mann vor die Seele; er ist Mahammedaner; Hus-

*) z. B. die Droßlinge.

sein = Arha ist sein Name. Um jedoch meiner Erzählung nicht vorzugreifen, will ich diesen Mann erst später schildern. Einen andern Freund kann ich nennen. Er ist uns schon näher bekannt geworden, denn er ist ja der Vornehmste des ganzen Subahn; ich meine den Generalgouverneur Latief = Pascha. Die vier Monate, während deren ich meine Schuld an ihn zurückzuzahlen versprochen hatte, waren vorüber. Ich gab dem Pascha Kunde von meinen bedrängten Verhältnissen und bedauerte, mein Versprechen nicht erfüllen zu können. Er gab mir eine recht kurze Antwort; sie enthielt nur die wenigen Worte: „Bēnī wū bēnāk māfisch tekliē“, aber diese wenigen Worte enthielten einen ganzen Schatz von Edelmuth. Sie lauten in's Deutsche übersetzt ohne Commentar: „Zwischen mir und zwischen Dir gibt es keine beschwerlichen Dinge.“ Das versteht man nun freilich im Deutschen nicht, wenigstens könnte man es missverstehen. Ich will deshalb die wahre Bedeutung angeben. Jene Worte besagten in diesem Falle ungefähr Folgendes: „Chalihl = Effendi, Du warst in Noth und ich konnte Dich, Gott sei Dank, daraus befreien. Du bist mir dadurch verbindlich geworden; allein ich will Dir keine neue Noth bereiten, sondern Dir sagen, daß es „zwischen mir und Dir keine Verbindlichkeiten“ gibt.“ —

Ich bat den Pascha, mir, wenn es möglich wäre, etwas Schießpulver zu verabreichen. „Gebt dem Herrn sechstausend Stück Militärpatronen zum Einkaufspreis der Regierung!“ lautete die Antwort, welche ich dem Aufseher des Pulvermagazins zu überbringen hatte. Das Pulver war freilich schlecht, aber das Pfund kostete mich auch nur fünf Piaster. Die Bleikugeln hatte ich bei dieser Berechnung umsonst; ich goß Schrote aus ihnen.

Welchen Namen gebe ich nun den Handlungen dieses Mannes? „Türkische“ kann ich sie nicht nennen, denn da würde ein großer Theil meiner Leser an grausame denken. „Christliche“? Im Vergleich zu den Handlungen der Christen Charthums wäre dieser Ausdruck doch eine Herabsetzung jener Wohlthaten, die ich bei mir selbst nicht verantworten könnte. Und wie kann denn auch ein Türke, ein „irrgläubiger Muselman“, ein Wielandscher

„Heide“ christliche Thaten thun? Ich muß es meinen Lesern überlassen, selbst eine Bezeichnung für sie aufzufinden. Nur wundere man sich nicht, wenn ich die Türken achte und liebe. Sie haben mich dazu gezwungen, gezwungen durch viele Thaten des Edelmutheß, der reinsten Menschlichkeit, Menschenliebe und Barmherzigkeit. Ich wiederhole es: die Christen in Ost-Sudahn mit Ausnahme der wenigen, welche wir als rechtlich und bieder kennen gelernt haben, hätten mich verhungern lassen, ja sie hätten mich vergiftet und sich frohlockend in meinen Nachlaß getheilt, wenn sie gekonnt hätten; sie haben mich tief gekränkt, belogen, betrogen, bestohlen, verleumdet. Die Türken haben sich meiner angenommen, mich Bruder, Freund, Sohn genannt und mich als Bruder, Freund und Sohn behandelt; sie achte und liebe ich; aber ich verachte und hasse jene Frevler an dem innersten, heiligsten Kern unserer Religion, jene Schänder des Namens meiner Glaubensbrüder! Wollte auch ich heucheln, dann würde ich sagen, ich bedaure sie; aber ich fühle es zu tief, daß mein Haß gerecht ist. —

Die Liste meiner Freunde ist jedoch noch nicht geschlossen. Ich nenne noch meinen ehrlichen Ali - Arha, ich nenne meine braunen Diener, welche mir treu wie Gold geblieben sind und mit mir Freud und Leid getheilt haben. Ich weiß noch einen Freund, der mir immer geblieben ist, der auch manchem Anderen Trost gebracht hat. Er ist kalt und fühllos, aber dennoch fähig, Freud' und Trost zu bringen. Durch meinen Gewährsmann, den Dichter des schon erwähnten Jägerliedes, lasse ich ihn nennen:

„Ich bin ein armes Waidmannsblut,
 Und hab' kein eigen Dach in meinem Jagdrevier,
 Doch wahr' ich einem Schatz so gut,
 Des Kaisers Krone tausch' ich nicht dafür.
 Das ist mein Trost gewest zu jeder Zeit
 In bangen Sorgen und in stillem Herzeleid
 Ein wack'rer Fels im Sturmesheer:
 Es ist mein Pulverhorn und mein Gewehr!“

Ja, wahrlich! ich hätte eigentlich nicht klagen sollen. Ich hatte bei all' meiner Armuth doch noch Viel, sehr Viel. Ich hatte

Gottes Sonne und seine höchheilige Natur, ich hatte in meinem Hofe eine eigene kleine Welt. Wie viel Vergnügen machten mir meine zahmen Bisse, die lebenden großen Thiere; wie schmeichelten mir die Affen, wie liebte mich Bachieda! Aber freilich Geld hatte ich nicht; oft mußte ich mir die Frage aufwerfen: „Herr, was werden wir morgen essen?“ Oft raubte mir jenes „Geschenk des Teufels“, das gräßliche Wechselfieber, Kraft und Muth. Und dann, welch' tiefen, bitteren Groll hegte ich gegen die große Mehrzahl der Menschen, von denen mich fast alle diejenigen, mit denen ich näher in Berührung kam, belogen, betrogen, ja beinahe um meine Menschenliebe bestohlen hatten! Jetzt, wo ich ruhig und theilnahmslos in ihr buntes Treiben schaue, muß ich über meine damaligen Gedanken lächeln; begreiflich finde ich sie aber heute noch. Damals bin ich oft in den Divahn Bauerhorst's gegangen, um mir die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen oder mit ihm zu plaudern. Zuweilen stritten wir uns wohl auch einmal, aber immer wurde der Friede bald wieder hergestellt. Stundenlang spielte ich mit Bachieda. Ich gewann sie sehr lieb, sie wurde meine beste Freundin. In ihrem Charakter fand man noch Offenherzigkeit, Kraftfülle, Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit vereint.

Aber wer war denn eigentlich Bachieda? wird man fragen. Das hätte ich freilich meinen Lesern vorher sagen sollen, zumal da, wie wir wissen, Bachieda ein Mädchenname ist, der aus dem Persischen stammt und „die Glückliche“ bedeutet. Und da könnte man glauben, als habe Frauentliebe mir damals Trost gebracht. Nun Bachieda war zwar in der That weiblichen Geschlechts, aber kein Mädchen. Sie war, um es kurz zu sagen, die meinem Freunde Bauerhorst gehörige junge Löwin, mit deren Erziehung er mich betraut hatte. Er hatte sie von Latief = Pascha zum Geschenk erhalten, weil ich diesem sagte, daß mein Freund das junge Thierchen allerliebste finde. Die Löwin mochte ungefähr ein halbes Jahr alt sein, als wir sie bekamen. Sie hatte die Größe eines mittleren Dachshundes, war schon ganz zahm und mit den Menschen bekannt geworden und durfte frei herumlaufen. Ich nahm mich ihrer besonders an und gewann bald ihre Anhänglichkeit.

Sie folgte mir wie ein Hund auf dem Fuße nach. Oft besuchte sie auch ihren früheren Herrn, den sie sogleich erkannte, wenn er zu Fuß oder zu Roß in die Nähe unseres Hauses kam. Nachts theilte die Löwin nicht selten das Lager mit mir; sie war zahmer, als ein Hund, und betrug sich immer sehr artig. Nur als sie größer wurde, mußte sie einige Male wegen Wildheit gezüchtigt werden. Sie spielte mit den Pavianen, welche wir besaßen, wurde aber von ihnen ängstlich gemieden. Einmal fraß sie einen kleinen Affen, ein anderes Mal tödtete sie einen Schafbock, mit dem sie oft spielte, mit einem Schlage ihrer kräftigen Pranken. Wenn wir sie zu verb züchtigten, ging sie wüthend auf uns los, wurde aber sehr bald wieder sanft und gerade so gutmüthig, wie vorher. Wir haben mit diesem schönen Thiere manche angenehme Stunde verlebt; ich habe es begreiflich finden lernen, daß Thiere den Ver-
lust des Umganges mit Menschen ersetzen können. —

So verlebte ich den Sommer des Jahres 1851. Er hatte viele böse, aber auch manche gute Tage. Die mir bekannten Dinge Charthums gingen schleppend ihren Gang, ohne daß Etwas geschehen wäre, was Abwechslung in unsere Eintönigkeit gebracht hätte. Die Notizen über das, was ich erlebt, sind immer sehr kurz im Tagebuche. Ich will daraus noch Einiges mittheilen:

Am 8. Mai 1851. Ankunft mehrerer Briefe aus der Heimath.

Am 9. Mai. Auf dem Basare hängt man einen Mörder.

Am 17. haben wir ein ziemlich starkes Gewitter; am 24. frisst ein Krokodil einen Knaben von ungefähr acht Jahren auf der im blauen Flusse liegenden Sandbank; am 1. Juni fahren wir Deutschen nach Halfai und besuchen einen Bekannten von mir, den Türken Ibrahim = Arha, von dem wir festlich empfangen werden. Ende Juni tritt Ali = Arha aus meinen Diensten, weil er die reiche Wittwe eines türkischen Kaufmanns heirathen will, und wird von dem Pascha als Khawahs des Nafsir el Enke*) mit einem Gehalt von monatlich hundert und fünfzig Piastern angestellt. Ali = Arha hofft, diese Summe durch viele gezwun-

*) S. Th. 1 S. 172.

gene Verheirathungen zu verdoppeln. Er versichert mir, daß er mit seiner häuslichen Glückseligkeit zufrieden sei, und preist seinen guten Genius, der ihn mir zugesellt und so zu Dem gemacht habe, was er sei. Wäre es der ehrlichen Seele doch recht wohl ergangen! Aber leider haben sie, wie ich unlängst erfuhr, auch ihn schon in das Lallach gehüllt!

Im Anfang des Juli kommt unser Hausherr, ein gewisser Solimahn = Effendi von Kordofahn, ohne Erlaubniß seines Chefs, des schon mehrfach erwähnten Mahammed = Arha = Wannli *) hier an, um sich beim Pascha über Letzeren zu beklagen. Da sich aber Mahammed = Arha auf einem Kriegszuge gegen den König von Takhale befindet, wird die Reise als Desertion angesehen, dieser mit fünfhundert Peitschenhieben bestraft und mit der Scheba am Halse zu seinem niederträchtigen Obersten zurückgesandt. Sechszundzwanzig türkische Soldaten, welche früher gekommen waren, um ebenfalls gegen Mahammed = Arha Klage zu führen, wurden ebenso bestraft, aber nach Khassahn in die Goldbergwerke gesandt.

Der Pascha übt bei derartigen Vergehungen selten Milde aus; bei Verbrechen kennt er keine Gnade. Zwei türkische Soldaten im Dienste Ibrahim = Arha's in Halsai, von denen der eine, als Räuber schon bestraft, als Mörder angeklagt worden war und jetzt in Halsai im Gefängnisse saß, der andere aber der Wächter des Ersteren war, entflohen und wandten sich auf gestohlenen Kamelen der Grenze Abyssiniens zu. Sie wurden verfolgt, eingeholt und sollten gefangen genommen werden, tödteten aber mehrere der sie verfolgenden Soldaten und konnten erst überwältigt werden, nachdem sie verwundet und vertheidigungsunfähig waren. Man brachte sie nach Halsai zurück und meldete dem Pascha den Vorfall. Dieser gab Befehl, beide Verbrecher zu erschießen, aber noch ehe derselbe ausgeführt werden konnte, war der Eine bereits an seinen Wunden verschieden, der Andere dem Tode nahe. Man band den Gestorbenen, sowie auch den Anderen, der nicht gehen konnte, auf

*) S. Th. 1 S. 254.

Anakharib brachte Beide vor das Dorf und schoß Beiden, um dem Befehle vollkommen zu genügen, die Kugel durch die Brust.

Bauerhorst hatte seine Geschäfte in Charthum beendet. Er sah ein, daß jetzt für ihn Wenig zu thun sei, und beschloß, nach Kairo zurückzureisen, um von dort aus mit größeren Capitalien einen zweiten Handelsversuch zu machen, welcher wohl auch einträglich geworden wäre. Seine Freundschaft für mich ging so weit, daß er mich und mein Gepäck mit sich nach Kairo zu nehmen und alle Reisekosten für mich auszulegen versprach. Nun kam es nur darauf an, ob mir mein Hauptgläubiger, der Pascha, die Erlaubniß zur Abreise geben würde. Wir gingen deshalb am 3. August zu ihm, Bauerhorst, um Abschied zu nehmen, ich, um ihn zu bitten, einen Wechsel auf Kairo annehmen zu wollen.

Der Pascha war schlechter Laune und im Anfange sehr kalt. Ich übersetzte zuerst Bauernhorst's Abschiedsworte und kam dann zu meiner Bitte. „Herrlichkeit,“ sagte ich zu ihm, „ich muß zu Grunde gehen, wenn ich noch einige Wochen hier verweile. Nach Aussage der Aerzte ist mein geschwächter Körper nicht mehr fähig, einem neuen Fieberanfall Widerstand zu leisten. Ich muß eilen, ein gesundes Klima zu erreichen; auch möchte ich gern die Lieben im Vaterlande wieder sehen, von denen ich so lange getrennt gewesen bin.“

„„Aber wer hält Dich denn hier zurück, Chalihl = Effendi? So ziehe doch in Frieden Deiner Heimath zu!““

„Herrlichkeit, mich hält einzig und allein mein gegebenes Wort zurück. Ein rechtlicher Mann muß sich durch dasselbe für gebunden erachten, selbst wenn er seinen unvermeidlichen Untergang vor sich sähe. Ich bin Dein Schuldner und freue mich, es zu sein, weil ich dadurch Deine Großmuth erkennen lernte. Es ist mir aber unmöglich, mein Wort hier zu lösen, wie ich es versprochen habe; ich kann es nur in Kairo. Willst Du mir erlauben, daß ich dahin abreisen darf, so wirst Du das Maß Deiner gegen den Fremdling reichlich bewiesenen Gnade übertoll machen.“

„Eh diavolo! Was denkst Du von mir, Chalih = Effendi? Zieh in Frieden! Du bist nicht mir, Du bist der Regierung Ost = Sudahns Geld schuldig. Die Schatzkammer derselben wird Dir zur Bezahlung Deiner Schuld längere Frist gestatten. Bezahle zwei Monate nach Deiner Ankunft die der Regierung schuldige Summe an Deinen Konsul in Kairo; ich werde dort das Geld erheben lassen. Aber wie willst Du nach Kairo gelangen? Du hast eine Reise von mehreren hundert Meilen vor Dir, wo willst Du die Reisekosten hernehmen?“

„Mein Freund Bauerhorst hat mir versprochen, diese bis nach Kairo auszuliegen.“

„Ganz gut, Chalih = Effendi. Aber ich will Dir noch eine Lehre geben. Du bist jung und kannst noch nicht die Menschenkenntniß besitzen, welche ich mir durch lange Erfahrung im Geschäftsleben erworben habe. Glaube mir, der beste Freund verwandelt sich allgemach in einen Feind, wenn man ihn fortwährend um Geld anzusprechen gezwungen ist. Ich kann verhüten, daß auch Du diese Erfahrung machst, und ich will es. Schicke mir morgen ein Gesuch zu; ich werde darauf verfügen, daß man Dir noch fünftausend Piaster aus der Schatzkammer auszahlt. Du bist der Regierung dann zehntausend Piaster schuldig; zahle sie in Kairo an Deinen Konsul zurück.“

Ich fand im Anfange keine Worte, meinen Dank auszudrücken. Endlich sagte ich ihm: „Herrlichkeit, Deine Gnade drückt mich zu Boden, ich werde Deinen Edelmutb nie vergessen.“ Er mag in meinen feuchten Blicken wohl gelesen haben, was ich fühlte. Freundlich entließ er mich *). Am folgenden Tage erhielt ich die erwähnte Summe ausbezahlt.

*) Nachdem ich im Vaterlande, und Latief = Pascha wieder in Kairo angekommen war, hielt ich es für meine Pflicht, ihm nochmals zu danken. Ich schrieb in französischer Sprach an ihn und erhielt sehr bald eine mir höchst schmeichelhafte Antwort. Der geneigte Leser möge nicht glauben, daß ich mich mit den in jenem Briefe enthaltenen Schmeicheleien brüsten will, aber der Brief wird ihm einen Beweis liefern, wie freundschaftlich Latief gegen mich gesinnt war. Ich bin stolz, daß ich mir das Wohlwollen dieses ausgezeichneten Mannes erwarb und entblöde mich nicht, dies zu sagen.

Am 11. August. Ich machte heute meinen Abschiedsbesuch beim Pascha. Nachdem er sich sehr viel mit mir unterhalten hatte, schickte ich mich zum Weggehen an und bat ihn nach türkischem Gebrauche um Erlaubniß dazu. „Nein, Chalihl = Effendi,“ antwortete der Pascha, „warte noch ein Wenig; eben erfahre ich, daß ich jetzt eine gewiß interessante Audienz zu geben habe; der Gesandte

Der Brief des Pascha lautete:

Caire, le 23. Decembre 1852.

Monsieur,

Votre bonne lettre du 27. octobre dernier que j'ai reçue la semaine dernière, m'a causé un plaisir d'autant plus grand qu'elle m'a apprié le parfait état de votre santé, à laquelle je porte et porterai toujours le plus vif intérêt.

Je vous remercie, Monsieur, des choses flatteuses que vous me dites dans voire lettre, ainsi que des vœux que vous forme. pour moi. J'en forme autant pour votre bonheur.

Je crois, que vous exagérez les services que j'ai pu vous rendre au Sennaar pendant que j'avai la direction de ce vaste gouvernement. Dans tous les cas je suis bien aise, d'avoir pu être de quelque utilité à une personne aus. si estimable que vous, Monsieur, vous trouvant surtout à une très grande distance du pays qui vous a vu naître. Du reste, je n'ai fait pour vous que ce que vous meritiez sous tous les rapports.

J'ai appris avec joie que vous étiez arrivé bien portant au sein de votre famille, et que vous étiez content et heureux auprès de Mr. votre bon et exellant père dont vous faites le bonheur.

Je vous pris d'agreer les vœux bien sincères que je forme pour vous au commencement de l'année '853. Daigne l'être suprême les exaucer et vous en ressentirez les heureux effets.

J'ai l'honneur d'être

Monsieur,

avec la consideration la plus distinguée

votre très humble

et très obéissant serviteur

Latif - Pascha.

(Eigenbändige Namensunterschrift mit arabischen Buchstaben.)

Zu gleicher Zeit richtete der Pascha ein ebenso freundliches Schreiben an meinen theuren Vater, den er sehr hoch schätzt. Er sagte zu dem Konsul Dr. Reiz, als dieser ihm einen nach meiner Abreise in Charthum angekommenen, an den Pascha gerichteten Brief meines Vaters übersetzte: „Ohne daß ich den Mann kenne, welcher die Güte gehabt hat, an mich zu schreiben, habe ich ihn liebgewonnen. Ich weiß, daß sein Sohn Chalihl = Effendi die Summe zurückbezahlen wird, welche er mir schuldet, aber wenn er es nicht thäte, würde mich dieser Brief vollkommen entschädigen.“

Seiner Majestät, des allergnädigst regierenden großen Büffels, zur Zeit durch Gottes und seines Propheten Gnade Königs von Dahr-Fuhr, wird sogleich erscheinen, um über wichtige Staatsgeschäfte mit mir zu sprechen.“ Obgleich der Pascha bei Aufzählung der ehrfurchtgebietenden Titel Seiner schwarzen Majestät ein wiederholtes schlaues Lächeln nicht unterdrückte, und wir demnach schon im Voraus wußten, wie die schwarze Excellenz ungefähr aussehen würde, war doch unsere Neugierde hinreichend erregt worden, um zu bleiben.

Es dauerte auch nicht lange, so erschien im Divahn der Erwartete in Begleitung eines in Charthum ansässigen Scheck von den braunen Eingebornen des Landes. Seine Excellenz, der schwarze Minister waren in ein langes, schreiend roth und gelb gestreiftes Kattunhemd gehüllt, traten bis in die Mitte des Divahn mit edlem Fuhranstand vor, schauten entsetzlich dumm in die Runde, wandten sich dann dem Pascha zu und legten grüßend dreimal die Hand auf Mund und Stirn, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Eine Handbewegung des Pascha lud den Minister und seinen arabischen Begleiter zum Sitzen ein; Beide erhielten Kaffe, aber keine Pfeifen. Der Scheck begann nun das Gesuch Seiner Excellenz vorzutragen. Zuerst erlaubte sich diese, dem Pascha die allerngewöhnlichst freundlichen Gesinnungen Seiner Majestät, des großen Büffels zu versichern, bat dann um freies Geleit für die Tante Seiner Majestät, die allergnädigste Prinzessin Soakim, welche im Begriff stehe, dem Gesandten ihres Glaubens, dem von Gott gepriesenen und begnadigten Propheten Mohammed — Allah m'sellem wu sellom aaleihu — den heiligsten Tribut zu zollen, die Wallfahrt nach der Kaaba anzutreten und zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile die mühsame, beschwerliche und gefahrvolle Pilgerreise „in-schallah“ glücklich zu beenden. Seine Majestät sei vollkommen überzeugt, daß Ihre Nachbarn, die Türken, einem so gottseligen Werke gewiß Nichts in den Weg stellen, sondern es eher auf alle Art und Weise fördern würden. Die Regierung werde daher unbezweifelt auch die Verpflegungs- und Reisekosten für die Prinzessin und ihr Gefolge während der Dauer der ganzen Reise durch tür-

fisches Gebiet übernehmen; denn obgleich die Schatzkammer Seiner Majestät unererschöpfbar an — Elfenbein sei, wäre es doch erwünscht.

Mehrere Male sah mich der Pascha während des Vortrags lächelnd an; er wurde durch den Pomp der Sprachweise des Fuhrministers sehr heiter gestimmt und machte mich in italienischer Sprache auf die pikanten Prahlereien noch ganz besonders aufmerksam. Dann wandte er sich an den Schwarzen und sicherte ihm die Gewähr seines Antrages zu, verwechselte aber im Lauf der Rede, aus ihm sehr verzeihlicher Ungeläufigkeit der arabischen Sprache, das Epitheton ornans Seiner Majestät „großer Büffel“ hartnäckig mit dem nicht gerade schmeichelhaften Titel „großer Dchse,“ wobei jedesmal ein trüber Schatten über das dunkle Gesicht des Ministers flog.

Ein Beamter des Diwahn erhielt dann den Befehl, die ganze Pilgerkarawane mit Tbdach und Nahrung auf Kosten der Regierung zu versorgen. Man räumte ihnen ein sehr weitläufiges Gebäude für die Dauer ihres Aufenthaltes in Charthum ein. Die Prinzessin bezog dessen Harehm. Ihr Gefolge bestand aus acht und sechzig Individuen: Dienern und Sklavinnen Ihrer Hoheit, Kaufleuten und frommen Gläubigen, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten.

Es war natürlich, daß wir Europäer die Prinzessin zu sehen wünschten. Wir beschloffen ihr, den Konsul an der Spitze, einen feierlichen Besuch abzustatten, wozu man den 14. August wählte. In solennem Aufzuge schritten wir Morgens der Wohnung Ihrer Hoheit zu, hatten aber keine günstige Zeit getroffen, denn eben verließ sie das Haus hoch zu Ross, um den Damen des Harehm Latief-Pascha's einen Staatsbesuch zu machen. Die Dame ritt auf einem jener kleinen, aber als vorzüglich bekannten Fuhrpferde mit türkischem Sattel und Zeug und zwar nicht wie Frauen, sondern wie Männer zu reiten pflegen, wozu sich die türkisch-arabische Kleidung, welche sie trug, mehr eignet als die unserer Damen. Sie war umgeben von einigen in Lumpen gehüllten Kerlen, von denen der Eine, wahrscheinlich der Herr Oberstallmeister Ihrer Hoheit, das Ross am Zaume führte. Rechts und links gingen sechs bis acht Sklavinnen, gekleidet wie die Subahnesinnen, d. h. die uns bekannte

Ferdah wie diese um sich geworfen; sie trugen an Schnüre gereihte, rundliche Bernsteinstücken in den gefetteten Haaren und waren barsüßig. Dame Soakim trug ein rund zusammengewickeltes schreiend gelbes Tuch turbanähnlich auf dem Kopfe; die Enden des Tuches hingen zu beiden Seiten lang herab. Sie war sehr sorgfältig verschleiert. Nur kurz über den Steigbügeln ließ sich ein buntgestreifter, halbseidener Stoff erkennen, wie ihn die Frauen der ägyptischen Fellahhuhn tragen; wahrscheinlich bestanden ihre Beinkleider daraus. So bewegte sich der Zug in vollem Trabe an uns vorüber. Getäuscht sahen wir der, um mich orientalisch auszudrücken, „in die Wolken der Schleier gehüllten“ Erscheinung nach. Vor Allen machte der Konsul dem Schmerzgeföhle vereitelter Hoffnungen Luft in derben Flüchen gegen den Unglücksvogel, Dsmahn, seinen Bedienten, weil dieser durch seine Nachlässigkeit seinen Gebieter mehrere Stunden hingehalten hatte.

Nachmittags begünstigte uns dagegen das Glück. Die Dame war zu sprechen und befand sich, als wir in den ihrem Gesindel eingeräumten Hof traten, im Harem oder der hintersten Abtheilung ihrer Wohnung. Wir wurden angemeldet, hörten innen gewaltig schelten und lärmten und warteten geduldig, bis der erwähnte Lump, welcher heute als Stallmeister fungirt hatte, in Begleitung eines ditto Anderen, uns mit bedeutungsvollen Winken nach dem Innern rief. Der Konsul ging voran, wir folgten. Inmitten des geräumigen Hofes saß die Prinzessin mit gekreuzten Beinen auf einem langen und schmalen Teppiche und erhob sich bei unserem Eintritt. Seine Excellenz, der uns schon aus dem Diwahn her bekannte Minister nöthigte uns zum Sitzen, was auch die bunte Gesellschaft in den mannigfaltigsten Stellungen und mit grimmigem Mienenspiel endlich zu Stande brachte. Der Platz zum Sitzen war nämlich gar zu türkisch bereitet worden; es war ein dünner Teppich, den man platt auf die Erde gelegt hatte. Für mich und die übrigen türkisch gekleideten und mit türkisch-arabischen Sitten und Gebräuchen wohlbekannten Europäer war der Teppich ganz bequem, nicht so aber für den in enger europäischer Uniform stekenden Konsul oder meinen Freund Bauerhorst im Balltrac und engen Bein-

kleidern mit Sprungriemen. Nachdem wir uns zuletzt doch gesetzt oder mehr gelagert hatten, ließ sich auch Ihre Hoheit wieder nieder und erhielt sogleich Gesellschaft in der Person Seiner Excellenz des Stallmeisters, der unverschämt genug war, sich dicht hinter sie auf die Fersen zu hocken und ihr dann und wann gar vertrauliche Worte in's Ohr zu flüsteren. Der Minister setzte sich in respektabler Entfernung vor sie hin und nahm Theil an der nun beginnenden Unterhaltung. Diese eröffnete der Konsul damit, daß er der Prinzessin durch seinen Bedienten Geschenke anbieten ließ, welche in wohlriechenden Seifen, Bonbons, kölnischem Wasser u. s. w. bestanden. Sie nahm dieselben, wie es schien, mit großem Vergnügen an und erwiderte sie mit Danksayungen in arabischer Sprache. Ihre wohlgewählten Ausdrücke zeugten von einer großen Geläufigkeit der Sprache, während der Konsul sich vergeblich bemühte, ihr in gewählten Ausdrücken den hohen Zweck seines Erscheinens und die Wichtigkeit eines direkten Verkehrs der Europäer mit den Unterthanen Sr. Majestät des „großen Büffels“ begreiflich zu machen. Er war damals der Landessprache noch so wenig mächtig, daß wir Andern seine Phrasen, deren Sinn wir recht wohl verstehen konnten, erst in reines Arabisch übersetzen mußten, um sie der Prinzessin genießbar zu machen. Während Keiz diplomatisirte, fand ich Zeit, Dame Soakim etwas näher zu betrachten. Sie war in eine große, halbseidene Milaie *) eingehüllt und hatte sich mit dieser auch den Kopf und das Gesicht verschleiert. Doch gelang es mir einmal, einen Augenblick das letztere zu sehen; es zeigte allzu deutlich die Spuren von dreißig, unter der Sonne Central-Afrika's verlebten Jahren und war — sehr häßlich. Um die Handgelenke trug sie Bernsteinketten als Armbänder; die einzelnen Stücken waren von beträchtlicher Größe. Sie hatte sich mit dem Gesicht von uns abgewendet, zeigte uns nur ihre linke Seite und schien sehr sorgsam die türkische Frauensitte zu beobachten. Bei alledem war sie sehr aufmerksam auf das um sie her Vorgehende,

*) Ein Umschlagetuch, der Ferdaş ähnlich, nur mehr quadratisch gestaltet und aus besseren Stoffen gefertigt.

antwortete rasch und befriedigend auf mehrere Fragen, welche wir ihr vorlegten und fand dabei noch immer Zeit, in der, wie alle äthiopischen und Neger Sprachen, wohlklingenden Fuhrsprache Befehle an ihre Dienerschaft zu richten.

Diese bestand zunächst in einer jungen und gar nicht häßlichen Sklavin, vielleicht der Kammerzofe oder Gesellschaftsdame Ihrer Hoheit, welche in einiger Entfernung von ihr auf der Erde kniete und ihre Gebieterin fortwährend beobachtete. Auch sie war reichlich mit Bernsteinchnuren gepuzt. Wenige Worte der Prinzessin, wahrscheinlich einen Befehl ausdrückend, veranlaßten sie, sich in das Innere des Hauses zu begeben, von woher sie später nicht wieder zurückkehrte. Die strenge Etiquette Fuhrs erlaubte ihr nicht, zu gehen; sie kroch wie ein Hund auf Händen und Füßen davon.

Im Hintergrunde des Hofes war eine andere Sklavin beschäftigt, saftiges Rindfleisch in dünne Streifen zu schneiden und diese in der Sonne zu trocknen, um sie für Wüstenreisen transportabel zu machen. Eine Dritte hing ein Paar Unterbeinkleider der Prinzessin zum Trocknen auf; zwei noch nicht erwachsene Mädchen saßen in einem Winkel und wuschen andere Kleider aus. Sie schienen mir noch das Flügelkleid der Damen Fuhrs zu tragen. Ihre ganze Kleidung bestand nämlich nur aus zwei, ungefähr drittelhalb Zoll breiten Bändern aus grobem Baumwollstoff. Das eine derselben diente als Gürtel, das andere war an dem ersteren befestigt; mein geneigter Leser mag errathen, wie.

Das war Alles, was wir von dem Haushalte Ihrer Hoheit zu sehen bekamen. Unsere Audienz währte ohnehin bloß kurze Zeit, so daß unseren Beobachtungen nur ein sehr beschränkter Spielraum geboten wurde. Nach ungefähr einer Viertelstunde erhob sich Dame Soakim. Seine Excellenz der Herr Minister ließen sich herab, uns bis vor das Hofthor zu begleiten und waren so gütig, die Versicherung auszudrücken, daß unser Besuch Ihrer Hoheit gewiß gefallen haben werde. Der Konsul setzte sogleich mit ihm seine diplomatischen Unterhandlungen fort und war wirklich so glücklich, zuletzt von Sr. Excellenz die Möglichkeit in Aussicht gestellt zu sehen, daß Seine Majestät der König von Fuhr es erlauben würde,

wenn einer der Subditen des Konsuls sein Land besuchen wolle. Trotzdem würde ich, selbst wenn mir Zeit und Mittel zu Gebote gestanden hätten, es dennoch nicht gewagt haben, auf die Worte des Herrn Ministers hin Fuhr zu betreten, weil ich alle Ursache habe, zu glauben, daß mir dann das unvermeidliche Schicksal aller Europäer, welche dorthin kommen, bevorstände *). Wir schieben mit der Versicherung einer gegenseitigen Achtung von einander. —

Nachdem ich vom Pascha Geld zu meiner Reise nach Egypten erhalten hatte, dachte ich daran, einige meiner Gläubiger zu befriedigen, welche ich sonst erst von Kairo aus hätte bezahlen können. Unter ihnen befand sich Husein=Arha, von dem ich, wie wir wissen, zweitausend Piafter geliehen hatte. Ich habe bisher noch Wenig über diesen Mann mitgetheilt. Husein=Arha war der Oberst eines Sendjeklik **) Arnauten, fiel aber bei dem Bizekönig Abahs=Bascha in Ungnade, weil dieser ihm zu Leb- und Regierungszeiten seines Großvaters Mahammed=Nali ein edles arabisches Ross abkaufen resp. von ihm geschenkt haben wollte, welches

*) Seine Majestät, der allergnädigstregierende „große Büffel“, Sul-tahn von Dahr el Fuhr, geruhen, alle Europäer für höchst brauchbare Menschen anzusehen. Nur haben Se. Majestät leider ein — uns übrigens sehr schmeichelhaftes — Vorurtheil, daß ein Europäer alle nur erdenklichen Kenntnisse in sich vereinigen müsse. Deßhalb belieben Sie auch zu verlangen, daß ein und derselbe Europäer, „einer jener späßhaften und gescheuten Kerls, von denen Er so Viel gehört habe“, Gewehre, Kanonen, Leinwand, Schießpulver, Taschenuhren, Spiegel, Schmuckgegenstände, Elfenbeinarbeiten, Arzneien und alle die Dinge, welche Se. Majestät einmal zu sehen bekamen, zugleich anfertige. Der Europäer genießt dagegen große Vortheile vor anderen Einwohnern Fuhrs; er erhält drei bis vier Sklavinnen, mehrere Sklaven, welche ihm sein Feld bestellen, eine Hütte und dergl. mehr, darf jedoch nie das Land verlassen. Er befindet sich zwar in einem weiten Kerker, aber doch gefangen. Früher schlug man jeden Weißen, der die Grenzen Dahr el Fuhrs betrat, ohne viele Umstände todt; man hielt ihn für einen Spion der Türken, welche bekanntlich die früher fuhrische Provinz Kordofahn eroberten. Aus diesen wenigen Worten erklärt sich genugsam die Unkenntniß dieses großen Regerraates.

**) S. Th. 1 S. 191.

Hussain = Arha zu verkaufen sich weigerte, indem er ganz trocken sagte: „Effendina, Du reitest sehr gern ein gutes Pferd, ich aber auch.“ Hussain = Arha war der Abgott seiner Soldaten, der Tapferste und Kühnste bei jedem Gefecht, der beste Befehlshaber; aber er wurde sogleich seines Dienstes entsetzt, nachdem Abahs = Pascha zur Regierung gekommen war. Ein alter Türke, der unter Hussain gedient hatte und diesen mir gegenüber rühmte, sagte: „Abahs = Pascha fürchtet den Löwen, weil er nur mit Hunden zu spielen gewohnt ist.“ Unser Oberst wurde nun Kaufmann und lebte, da er aus einer alten, guten und wohlhabenden Familie stammte, also vom Hause aus Vermögen besaß, sich auch während seines langen Dienstes wohl Etwas erspart haben mochte, auf einem eben so großen Fuße, als früher, eben so geachtet, nur nicht so vergnügt, weil ein alter Kriegsmann das Schwert gewiß nie gern mit der Elle vertauscht.

Die Wohnung und der Harem Hussain = Arha's befanden sich in Schendi, wo der Oberst ausgedehnte Besitzungen besaß oder vielmehr bewirthschaftete, weil bekanntlich aller Grund und Boden als Eigenthum der Regierung angesehen wird. Aber er brachte einen großen Theil des Jahres in Charthum zu und bewohnte hier ein kleines Haus mit wenigen Dienern. Ich suchte ihn dort auf. Es war um die Zeit des Nassr; Hussain betete, während ich einstweilen auf dem Diwahn Platz nahm. Nachdem er sein Gebet vollendet hatte, setzte er sich zu mir und wünschte mir herzlich Glück zu meiner bevorstehenden Abreise. Ich sagte ihm, daß ich gekommen sei, meine vor fast dreizehn Monaten erhobene Schuld abzutragen. Erstaunt sah mich der biedre Türke an:

„Du willst die wenigen Piaster, welche Du mir schuldest, bezahlen, Chaltihl = Effendi? Wie willst Du denn nach Kairo gelangen? Behalte doch Dein Geld für Dich und bezahle mir die Kleinigkeit von Kairo aus; ich werde gern noch warten. Schicke mir einen Kreditbrief an den hiesigen Konsul von Alexandrien aus, schicke mir ihn von Deinem Vaterlande. Solltest Du aber auch dort kein Geld haben, so thut das Nichts; ich bin ein reicher Mann, dem Höchsten sei Dank“ — und dabei küßte er seine Hand

von Innen und Außen, wie dies die Mahammedaner immer zu thun pflegen, wenn sie „el hamdi lillahi“ aussprechen — „ich brauche die zweitausend Piafter nicht so nöthig und werde mich freuen, daß ich Dir einen Dienst leisten konnte.“

Und nun wandte er mit größter Freundlichkeit alle seine Beredsamkeit an, um mich zu bewegen, noch länger sein Schuldner zu bleiben. Allein gerade um so drückender ward mir meine Schuld. Ich übergab das Geld seinem Haushofmeister und bat diesen, es seinem Herrn später zuzustellen. Nachdem der Oberst sich von der Fruchtlosigkeit seiner Bitten überzeugt hatte, nahm er herzlichen Abschied von mir und versprach mir, einen Empfehlungsbrief an seinen Bekihl in Schendi mitzugeben, weil ich auch dort nur meinen Schuldbrief zurückbekommen könne. Ich verließ Hussein-Arha mit Dankesworten auf den Lippen und wahrer Hochachtung im Herzen. Er ist einer von den lebenswürdigsten Türken, welche ich kennen gelernt habe. Fern von der Hauptstadt geboren und erzogen, hat er sich die patriarchalische Einfachheit und Biederkeit der Sitten seiner Vorfahren erhalten; er ist einer jener Türken „von altem Schrot und Korn“, welche vielen Christen zum Muster aufgestellt werden können *).

In Verbindung mit Bauerhorst suchte ich jetzt eine Barke zu

*) Auch von Hussein-Arha empfing ich in Kairo einen sehr freundlichen Brief. Der Konsul hatte ihn im Auftrage dieses vortrefflichen Mannes Deutsch geschrieben, Hussein-Arha aber durch das Daraufdrücken seines Siegels unterzeichnet. Der Brief lautete:

„Unserem theuren Freunde Chalihl-Effendi, dem Deutschen! Durch unseren gemeinschaftlichen Freund habe ich erfahren, daß Du glücklich in Kairo angelangt bist und habe mich darüber sehr gefreut. Möge Allah auch Deine weitere Reise segnen! Schreibe mir auch von Deinem Vaterlande aus jährlich wenigstens einmal durch unseren Freund Reiz. Und wenn Du einmal wieder nach dem Sudahn zurückkehren solltest, dann vergiß nicht, daß Du an mir stets einen wahren Freund hast, denn ich betrachte Dich wie meinen Adoptivsohn. Gott sei mit Dir!

(L. S.)

Hussein-Arha.“

Und als der nachherige österreichische Konsular-Agent für Central-Afrika Dr. von Heuglin von Charthum nach Europa zurückkehrte, übergab ihm Hussein-Arha ein Geschenk für mich, „damit ich seiner nie vergessen möge.“

miethen. Wir wollten unsere Reise zu Wasser machen, weil auf diesem Wege die Reisekosten gegen die einer Wüstenreise unverhältnißmäßig gering sind. Freilich war die Gefahr bei einer Fahrt über die Katarakten, wie ich aus Erfahrung wußte, ungleich größer als bei der Landreise; allein junge Leute, welche gerade nicht unter die Furchtsamen gerechnet werden dürfen, pflegen darnach nicht Viel zu fragen. Nach langem Herumlaufen wurden wir zuletzt mit dem Besitzer eines neu erbauten Schiffes ohne Kajüte, „Näckhr“, einig und mietheten dasselbe für hundertunddreißig Speisesthaler — drei Viertel des Werthes unsers ganzen Schiffes — bis Kairo. Um für alle Fälle gesichert zu sein, nahm ich unseren Rheber mit in die Mäuderie und ließ dort einen wohl verklauselten Kontrakt aufsetzen und gerichtlich bekräftigen. Wir wollten uns ungefähr sechs anderen Barken anschließen, welche mit arabischem Gummi beladen unter der Führung eines des Stromes kundigen Mannes nach Kairo gerudert werden sollten und warteten, nachdem unsere Effekten und die kleine Menagerie eingeladen waren, nur auf die Abfahrt derselben, um Charthum zu verlassen.

Die Regenzeit hatte wieder begonnen und schien ebenso heftig zu werden, als die vorjährige. Es war also die höchste Zeit, abzureisen, um noch mit vollem Wasserstande in Egypten anzukommen. Der Konsul gab uns am 16. August den Abschiedschmaus. Nur wir Deutschen waren zugegen. Wein und Punsch stimmten uns heiter; wir sangen, tranken und waren fröhlich. War es ja doch das letzte Mal, daß wir so zusammensaßen. Reiz erhob sein Glas und rief: „Meine Freunde, stoßen Sie mit mir an auf eine fröhliche Wiedervereinigung, obgleich wir nicht wissen können, ob wir noch einmal zusammenkommen. Ich selbst zweifle daran, aber wir wollen dennoch unser Glas darauf leeren!“ Er hatte leider wahr gesprochen.

Am 17. August bezogen wir (Bauerhorst und ich) mit unseren Bedienten das auf dem Hinterdeck der Barke errichtete Strohzelt. Dr. Reiz und Dr. Bierthaler erschienen mit Weinflaschen unter dem Arme, die Hälfte der letzten Nacht im traulichen Gespräche mit uns zu verbringen. Nachdem sie sich entfernt

hatten, suchte ich auf meinem Lager noch immer umsonst den Schlaf. Vierzehn Monate zogen an meinem Geiste vorüber, vierzehn Monate, welche mir viel Schlimmes gebracht hatten. Die Erinnerung an sie brachte das freudige und stolze Bewußtsein mit sich, sie überstanden zu haben. Und dann dachte ich an das viele Schöne und Erhabene, das ich genossen und war fast geneigt, Charthum all' das Böse zu vergeben, das mich in seinen Mauern betroffen hatte. Mit vielen Hoffnungen hatte ich Charthum betreten, nur wenige waren erfüllt worden. Freudlos hatte ich fast die ganze lange Zeit verlebt, mit unendlichen Hindernissen und Sorgen hatte ich kämpfen müssen. Doch Ende gut — Alles gut und darum auch „el salahm aaleik ja Charthum!“

Das war es, was ich dachte, aber die Wogen des Stromes schlugen ihre eintönige und doch melobische Weise an die Seitenwände unseres Schiffeins und wiegten mich langsam in den Schlaf hinüber. Und der Schlaf brachte die bunten Bilder des Traumes und dieser ließ mich gegen Morgen unter duftigen Drangenbäumen eines Gartens der herrlichen Maheruhset erwachen. —

Eine Nilfahrt von Charthum nach Kairo.

„Sturm wühlt und die Wogen bäumen
Sehnsüchtig sich himmelan;
Hoch in solcher Wellen Schäumen
Segle, kühner Steuermann!“

Eichendorff.

Am Morgen des 18. August kamen noch mehrere Europäer Charthums auf unsere Barke, um von uns Abschied zu nehmen. Reiz und Bierthaler wollten uns bis Halfai begleiten. Wir stießen mit freudigen Gefühlen vom Ufer ab; der volle Strom trieb unser Schifflein schnell abwärts. Nach anderthalb Stunden waren wir in der Nähe des erwähnten Dorfes. Noch zeigte sich uns die Dornis des Ost-Sudahn. Die Regenzeit hatte mehrere Arten südlicher wohnender Vögel herabgelockt. Der rosenrothe Nimmerfatt und der heilige Ibis liefen am Ufer herum; der Webervogel saß in der Nähe seiner künstlichen Nester, der Feuerfink auf den Durrahstängeln; in der mit hohem fettem Grase bewachsenen Steppe am rechten Nilufer fing der buntflügelige Falke Heuschrecken; hoch in den Lüften kreisten Geier. Wie zum Abschied erhob ein Nilpferd seinen ungeschlachten Kopf aus dem Wasser und beglögte mit seinen großen Augen unsere nahe an ihm vorbeischwimmende Barke und die in der Steppe weidenden Heerden.

Bierthaler und ich gingen von einem bequemen Landungspunkte aus durch den reich belebten Wald dem Dorfe Halfai zu. Unser alter Freund Ibrahim-Arha sandte den Zurückgebliebenen Pferde, auf denen sie bald anlangten. Der Wirth erschöpfte sich in Beweisen von Liebenswürdigkeit und Zuverlässigkeit. Er veranstaltete eine glänzende Fankasie, welche auch am folgenden Tage noch fortbauerte. Wir wollten abreisen, Ibrahim-Arha verhinderte es durch ein ächt türkisches Mittel. Er beorderte unseren Reiz zu sich und sagte ihm, daß wir im Begriffe ständen,

weiter zu reisen. Da er dies aber nicht wünsche, gebiete er ihm, hier zu bleiben und uns seine Dienste zu versagen, widrigenfalls er fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen erhalten sollte, wenn er jemals nach Halsaï zurückkäme. Der Reis widersetzte sich nun entschieden der Abreise und wir waren schon gezwungen, uns von unserm Wirthte mit Artigkeiten überhäufen zu lassen. Dieser that Alles, um uns angenehm zu unterhalten. Er stellte vortreffliche Pferde zu unserer Verfügung, zeigte uns seine Besitzungen und sein Gestüte und ließ es auch an Speise und Trank nicht fehlen. „Drei Tage lang“, sagte er, „habe ich als Gastfreund das Recht, einen mir werthen Gast bei mir zu behalten, verlangt daher nicht, eher aus meinem Hause zu gehen.“

Erst am 20. August erlaubte er unsere Abreise. Wir nahmen herzlichen Abschied von ihm, unseren Freunden Reis und Bierthaler und schifften uns gegen Mittag ein. Der uns sehr günstige Südwind, welcher heute ziemlich heftig wehte, führte uns rasch den Strom hinab; wir passirten zum Nasse am rechten Ufer den Djebel Wod-Ababahs, links einen anderen hohen, mir dem Namen nach unbekanntem Berg der Bahiuda und legten Abends hinter dem mächtigen Rojah in der Nähe des uns schon bekannten Dorfes el Edjeh an. Der Besitzer der Barke gab den Matrosen einen Hammel, um durch diese „Karahme“ — Dyer — eine glückliche Fahrt zu ermöglichen. Am Ufer tödtete ich eine, wahrscheinlich mit dem Fange großer Prachtkäfer (Bupresten) beschäftigte Biper, welche sich sehr geschickt zwischen und auf den Zweigen hin und her bewegte.

Am 21. August. Mit dem Grauen des Morgens fuhren wir weiter. Bald umgaben uns die Gebirge des engen Felsenthales Nherri. Sie bieten für das Auge schöne Partieen dar. Der mächtige Strom wälzt sich zwischen den steil aufsteigenden Bergen, welche ihn mehr und mehr einengen und zuletzt bis auf ungefähr zweihundertundfünfzig Schritte zusammentreten, dahin. Hier fanden wir mit dem Senkblei bei achtzehn Klaftern noch keinen Grund.

Auch heute hatten wir wieder Südwind und eilten mit ihm schnell den Nil hinab. Gegen Mittag wuchs er zum Sturm an,

trieb unser Schifflein mit Macht gegen die Felsen des linken Ufers und zwang uns, anzulegen. Rechts und links dehnte sich die lebensarme Wüste aus. Der gestreifte Ammer und die isabellfarbige Wüstenlerche schienen die einzigen Vertreter thierischen Lebens zu sein.

Nach anderthalb Stunden setzten wir die Reise fort. Das Thal erweitert sich. Mit ihm der Strom. Er umschließt viele Inseln, welche in tropischer Fülle emporwuchernde Mimosen und mit Blüthen bedeckte, in allen Farben prangende Schlingpflanzen begrünen. Der schöne Seeadler sitzt auf den dichtverschlungenen Büschen und spiegelt sein blendendweißes Haupt in den Fluthen des Stromes. Später gelangen wir zu den mit Wald bedeckten Ufern oberhalb des Dorfes Gohs el Nedjeb, legen gegen Sonnenuntergang bei mehreren Hütten und Schöpfrädern an und gehen in dem nahen Walde auf die Jagd. Mahammed fängt Käfer, wir stören eine Kette Perlhühner, viele Reiher und einige Adler auf, von denen uns auch einige Exemplare zur Beute werden. Der Wald gibt noch einmal das Bild eines wildverworenen, ächt innerafrikanischen Urwaldes.

Der andere Morgen bringt uns schon Vormittags zu dem Städtchen Metämme. Es ist ein elender Ort mit wenigen Einwohnern, welche gesuchte künstliche Gold-, Silber-, Eisen- und Lederarbeiten verfertigen. Man hielt gerade Markt, er war erbärmlich. Wir ließen uns nach den Ruinen „des Schlosses“ führen, welches 1822 bei dem Aufstande des Volkes unter Melik Nimr von den Nubiern eingenommen wurde. Jetzt liegt das Kastell in Trümmern. In einer für Sudahn sehr anständigen Hütte fanden wir guten Bilbil; suchten aber vergeblich nach Straußenfedern, womit hier ein bedeutender Handel getrieben wird.

Schendi ist eine halbe Meile stromabwärts von Metämme am anderen (rechten) Ufer des Nil gelegen. Hussein=Arha hatte mir Empfehlungsbriefe an seinen Bekihl Hassan=Arha mitgegeben. Wir wurden bei unserer Ankunft sehr freundlich empfangen und mußten versprechen, im Hause meines Freundes über Nacht zu verweilen. Gegen Abend ritten wir mit Hassan=Arha

in der Stadt herum. An der Stelle des Tokhul, in welchem Ismaël-Pascha verbrannt wurde, ist eine Moschee erbaut worden. Der Palast des hochherzigen „Tigerkönigs“ liegt in Trümmern, ebenso die Stadt, welche jetzt kaum ein Drittheil ihres Umfanges einnimmt. Die Bewohnerzahl ist von zwanzigtausend auf viertausend zusammengesmolzen. Außer den türkischen Soldaten wohnen fast nur Araber und keine Nubier hier. Es sind schöne, aber ungemein leichtsinnige, unsittliche, dem Trunke und anderen Lastern ergebene Leute. Schendi liegt unter dem 16° 37' n. Br. und 31° 12' östlich von Paris.

Hassan-Archa bewirthete uns aufs Beste. Fast mit Gewalt wollte er mir zwei lebende Strauße aufdrängen. Aus Mangel an Platz konnte ich sie nicht annehmen. Dagegen bat ich ihn, weil wir unsere ethnographischen Sammlungen bereichern wollten, um Empfehlungsbriefe an den Schech von Tahmr, einem in der Nähe des Atbara gelegenen Dorfe, in welchem sehr künstliche Arbeiten zum Schmuck oder anderen Bedürfnissen der Sudanesen gefertigt werden.

Am frühen Morgen des 13. August verlassen wir Schendi. Der Wind ist uns auch heute sehr günstig, er erspart unseren Matrosen das Rudern und fördert die Reise ungemein, obgleich nur zwei zusammengebundene Feradah*) als Segel dienen. Um 10 Uhr Vormittags passiren wir das am rechten Ufer gelegene, altberühmte Mer oë mit seinen Ruinen und Pyramiden. Diese liegen für uns zu weit landeinwärts. Auch können wir die ungefähr eine halbe Meile von uns entfernten Ruinen vom Schiffe aus recht wohl sehen. Eine ziemlich hohe Bergkette im Hintergrunde, die Djebahl el Khohli, rahmen das Bild ein. Um Mittag kommen wir zu dem großen Dorfe Um-Aali mit vielen komischen Schechsgräbern. Sie sind im weiten Bogen von den Djebahli Um-Aali, welche die Fortsetzung des Gebirges der Djebahl el Khohli bilden, eingeschlossen. Am anderen, dem linken, Ufer liegt das Dorf el Miknie.

*) Plural von Feradah.

Zum Nasser erreichen wir das Dorf Sitahle. Eine früher schwunghaft betriebene Indigofabrik ist eingegangen. Sie war erziehbildig, weil der Indigo in der Steppe wild wächst und nur gesammelt zu werden braucht.

Der Nil nimmt hier die majestätische Breite von fast einer halben Meile an. Beide Ufer sind bewaldet oder mit Durrah bebaut. Die Strömung des Wassers ist sehr stark. Sie führt unsere Barke so schnell mit sich fort, daß wir schon zum Morhreb bei dem Dorfe Seitahbe, um dort zu übernachten, landen können. In der Umgegend wachsen schöne Mimosen, weshalb man daselbst eine Werfte für gewöhnliche Nilbarken errichtet hat.

Wir wollten am folgenden Tage in Tahmr landen, fuhren aber aus Mangel an Ortskenntnis an dem Dorfe vorüber und erkannten unseren Irrthum erst, nachdem wir an der Mündung des Atbara angekommen waren. Dann passirten wir noch die beiden, am rechten Ufer gelegenen Dörfer Termahli und Salahme und erreichten Nachmittags bei guter Zeit das uns schon bekannte Berber oder Mucheïref.

Die kleine unbedeutende Stadt liegt unter dem 17° 58' nördlicher Breite und 31° 36' östlicher Länge von Paris und zählt ungefähr sechstausend Einwohner. In neuerer Zeit wurde es der Sitz eines Mudir und folglich die Hauptstadt einer „Mudirie.“ Diese verdient aber nur dadurch, daß viele Nomaden in der Nähe des Atbara hierher tributpflichtig sind, ihren Namen. Man darf die Zahl dieser Leute wohl zu vierhunderttausend annehmen, wovon auf den Stamm der Bisharihn zweihunderttausend, auf den der Ababbe hunderttausend und auf die übrigen Stämme ebenfalls hunderttausend kommen.

Der Handel Berbers ist ohne Bedeutung, obgleich die meisten Waaren, welche von Charthum kommen und dahin zurückkehren, die Stadt passiren. Der Basar ist einer der elendesten in ganz Nubien. Gewöhnlich nimmt man, weil der Strom von hier an stromabwärts sehr klippenreich und nur bei hohem Wasserstande fahrbar ist, schon hier die Kamele für die große nubische Wüste und zieht dann bis Abu-Hammed dem Nil entlang.

Der Franzose La Farque, den wir besuchten, erzählte uns, daß man vor vierzehn Tagen in der Nähe der Stadt einen großen männlichen Löwen erlegt habe. Das königliche Thier machte die ganze Gegend unsicher, raubte Rinder und Schafe und zog sich mit seiner Beute immer in ein Dickicht des Urwaldes zurück. Vier mit Feuergewehren bewaffnete Morharbi vereinigten sich mit zwölf nur mit Lanzen ausgerüsteten Nubiern zur Jagd des Raubthieres. Die „Abendländer“ schossen schlecht, die Lanzenwürfe wurden nicht tödtlich. Der Löwe verwundete zwei seiner Angreifer und verstümmelte sie grauenhaft. Da faßt sich ein Nubier ein Herz, geht dem glücklicher Weise ganz vollgefressenen Thiere zu Leibe und erschlägt es mit mehreren kräftigen Streichen des selbst Löwen bezähmenden Kabuht. Die Verwundeten lagen darnieder, waren aber, ohne daß ärztliche Hülfe angewendet wurde, bereits auf dem Wege der Besserung.

Einem im Inneren Afrikas reisenden Europäer ist ein dort ansässiger „Landsmann“ immer eine erfreuliche Erscheinung. Wir freuten uns, La Farque getroffen zu haben. Gern leisteten wir der freundlichen Einladung, bei ihm zu verweilen, Folge. Im Hause des Franzosen verbrachten wir in angenehmer Unterhaltung den Nachmittag und Abend. Es war spät geworden, als wir zur Barke zurückkehrten. Am westlichen Himmel stieg ein Gewitter auf, die Blitze leuchteten zu uns herüber, der Donner rollte noch fern. Wir beachteten es nicht und legten uns zur Ruhe nieder. Bald nachdem wir eingeschlafen waren, wurden wir unangenehm aufgeweckt. Ein heftiger Ostwind brachte Wolken von Sand und Staub mit sich und bedeckte damit alle Gegenstände um uns herum liniendick. Auch durch unsere Teppiche und Decken drängte er sich hindurch. Es gehörte eine geraume Zeit dazu, sich in diese Unannehmlichkeit zu finden. Zuletzt machte sich, trotz der kläglichen Situation, Einer über den Anderen lustig. Zum zweiten Male schliefen wir ein und wurden zum zweiten Male durch ein viel unangenehmeres Gefühl aufgestört. Es regnete fürchterlich. Das prä-

selbste Donnerwetter umtobte uns, die Blitze zischten in unserer Nähe in den Nil. Und welch elenden Schutz hatten wir gegen das Ungewitter! Ein einfaches Strohmattenzelt. Der Regen sammelte sich auf demselben und fiel in um so größeren Massen auf unsere Lagerstätten nieder. Drei Teppiche und meine ungarische Wildschur, das beste Schutzmittel, welches ich noch besaß, waren in einer Viertelstunde vollkommen durchnäßt. Obgleich ich bei jeder Bewegung Wasserbäche von der letzteren abschüttelte, lag ich doch wie im Wasser gebadet. —

„Bauerhorst, wie geht es Dir?“

„„O mein Gott, entsetzlich schlecht, ich bin schon patschnaß!““

Und dann — eine lange, lange Pause, und jeder schlief „patschnaß“ wieder ein.

Der nasskalte Westwind weckte am Morgen die gebadete Reisegesellschaft. Da stand August Tischendorf schon nackt im Sturme da und durchsuchte seinen Koffer nach wenigstens halbtrockenen Kleidern; Bauerhorst versuchte sich in seinem nassen Pelze zu wärmen, nachdem er seine triefenden Decken von sich abgeschüttelt hatte; ich sprang im tiefsten Negligé ohne Umstände dem nächsten Hause zu und ließ mir dort ein Feuer anzünden. Tischendorf folgte, Bauerhorst ging nach dem La Farque'schen Hause.

Es war eine Höllennacht gewesen, der Morgen war teuflisch. Was wir ansahen, war naß, was wir anziehen wollten, ebenfalls. Der Koch Mansuhr blickte mit Behmuth nach dem Holze, welches, allen seinen Bemühungen Trotz bietend, nicht brennen wollte, obgleich wir wiederholt starken Kasse verlangten; M a h a m m e d suchte mit Verzweiflung in allen Kisten nach trockener Wäsche herum; die Matrosen saßen mit kläglichen Mienen stumm, regungslos auf dem Verdeck der Barke. Ueber unser Aussehen schweige ich lieber still. Unsere Anzüge glichen so ziemlich denen betrunkenen Gesellen, welche die Nacht im Rinnstein zubrachten. Erst nach und nach wurde unser Zustand erträglicher. Wir erhielten endlich Kasse und Pfeifen. Die Kleider trockneten an dem in der Hütte brennenden Feuer. Der nasskalte Wind wurde allmählig schwächer, am Horizonte trat die Sonne hinter dem Gewölk hervor und sandte uns ihre freund-

lichen Strahlen zu. Dennoch konnten wir die große Unbehaglichkeit, welche wir fühlten, nicht sogleich verbannen. Es fror uns bei aller Sonnenwärme. —

In Berber hatte das Unwetter viel Schaden angerichtet. Unter Anderem waren auch drei mit arabischem Gummi beladene Barken untergegangen.

Gegen Mittag ging ich wieder zu unserem Gastfreunde. Er behielt uns zum Mittagessen bei sich. Vor unserem Weggange stellte er uns seiner Frau vor. Sie ist eine der schönsten Abyssinierinnen, welche ich gesehen habe. Ihr Gatte kaufte sie als sechsjähriges Mädchen, brachte sie nach Kairo und ließ sie dort erziehen. Später nahm er sie zu sich, machte mit ihr mehrere Reisen, deren Beschwerden sie mit großer Standhaftigkeit ertrug, deren Gefahren sie mit männlicher Entschlossenheit überstand. Einmal rettete sie „ihrem Herrn“ durch ihre seltene Geistesgegenwart das Leben und erschoss einen Menschen, welcher diesen angreifen wollte, mit eigener Hand. Sie liebt den Franzosen und dieser hat alle Ursache, seine Wahl nicht zu bereuen. Ein hübscher Junge, Rahmil, zu Deutsch: der Vollkommene, ist die Frucht ihrer Ehe.

La Farque lebt als Kaufmann in Berber ziemlich glücklich. Er hat sich durch seine oft sehr gewinnbringenden Handelsreisen ein hübsches Vermögen erworben und gedenkt, damit später nach Frankreich zurückzukehren. So Viel ich erfahren habe, soll er ein rechtlicher, biederer Mann und somit eine seltene Ausnahme unter den Kaufleuten Ost-Sudahns sein.

Wir verließen Berber Nachmittags, ohne die Barken, mit denen zugleich wir die Reise durch die Schellalaht machen wollten, gesehen zu haben. Eine von ihnen gehört La Farque und ist mit vierhundert Centnern arabischem Gummi beladen. Der einzige tüchtige, d. h. des Stromes kundige, Reis, ein gewisser Solimahn, mit dem Beinamen el Mahassi, befindet sich auf einer dem nubischen Kaufmanne Abd el Hamidh gehörigen Barke.

Am 26. August. Nachdem wir bei dem Dorfe Bannke über Nacht geblieben waren, setzten wir heute Morgen mit dem Frühesten unsere Reise fort. Schon nach einer Stunde fanden wir

die übrigen Barken, welche auf uns gewartet hatten und sich bei unserem Erscheinen segelfertig machten. Vor uns lag der Schellal Ahabat el Humahr. Er war bei dem jetzigen Wasserstande nicht gerade gefährlich, verlangt aber immer eine sichere Führung des Schiffes. Während der trockenen Jahreszeit ist er kaum zu befahren. Wir legten die bedenklichen Stellen der Stromschnelle rasch und leicht zurück. In der Nähe eines Dorfes der Landstrecke Bakhehr suchten die Matrosen der anderen Schiffe das Ufer des Stromes. Man legte an und ging in's Dorf. Die Einwohner waren gerade mit Einsammeln der Datteln beschäftigt, welche hier von vorzüglicher Güte sind. Für wenige Para kauften wir mehrere hundert Stück dieser lieblichen Früchte. Unsere Matrosen erholten sich von der ziemlich anstrengenden Arbeit des Tages und lagen, Datteln essend, bis vier Uhr Nachmittags im Schatten der Palmen. Dann fuhr man weiter, aber nur bis zum Anfange des Schellal Bakhehr, wo man zu übernachten beschloß. In der Nähe liegt das Dorf gleichen Namens. Vom anderen Ufer des hier ungefähr eine starke Viertelstunde breiten Stromes schwammen Männer und Frauen auf großen, mit Luft aufgeblasenen Schläuchen zu uns herüber. Krokodile brauchen sie nicht zu fürchten, weil diese Thiere, wie oben bemerkt, nur das ruhige Wasser, aber nicht die heftigen Stromschnellen der Katarakten lieben.

Nach günstiger und rascher Fahrt erreichen wir am folgenden Tage die fruchtbare Insel Mograhd, nicht weit oberhalb Abu-Hammed, wohin wir am 18. August nach anderthalbstündiger Fahrt gelangen. Wie gewöhnlich, wollen auch unsere Schiffsleute hier mehrere Tage liegen bleiben, um die Barken zur bevorstehenden Reise durch die sehr gefährlichen Schellalacht erst gehörig auszurüsten. Da mir der Schech Mahammed-Ali, Wekihl oder Stellvertreter des Wüstenschech Hussein Chaliese, erklärt, daß Kamele zu finden seien, beschloß ich, einen großen Theil meiner Sammlungen durch die nubische Wüste nach Korosko zu schicken. Mahammed-Ali findet sich das durch bloße Ansehen des Siegels der „Effendi kebibr“ oder des Vizekönigs auf meinem Firmahn auch bewogen, meine Kisten nur nach der Tare der Regierung

und zwar bis Korosko mit funfzehn Piafter für den Centner zu berechnen.

Die Erzählungen des Scheck sind mir von großem Interesse, vorzüglich die Schilderung des Innern der Wüste. Er kennt die nubische Wüste von Abu-Hammed bis an das rothe Meer oder von da bis nach Korosko genau. Ich erfahre, daß es in ihrem Innern viele Brunnen gibt, an denen die heerdenreichen Nomaden, meistens dem Stamme der A b a b b e angehörnd, ihre Zelte aufgeschlagen haben. Der im Charief herabfallende Regen genügt, in den Niederungen eine zwar spärliche, aber hinreichende Vegetation, welche die Kamele, Ziegen und Schafe der Nomaden mit Nahrung versorgt, hervorzurufen und die Brunnen zu füllen. Selten oder nie dringen türkische Beamtete in diese Auadie ein. Die Bewohner derselben leben daher im ruhigen Besitze ihres Eigenthums. Sie haben nur an ihren Scheck, den erwähnten Hussein-Chaliefe, mäßige Abgaben zu entrichten; mäßige, weil die Türken ihren Reichthum — wenn ich überhaupt dieses Wort gebrauchen darf — nicht kennen. Die nubische Wüste ist die Vorrathskammer oder das Erzfamagazin für die vielen Kamele, welche auf der Straße von Korosko nach Abu-Hammed zu Grunde gehen. Ohne sie würde jene Straße gar nicht unterhalten werden können, weil die Zahl der auf ihr fallenden Kamele so bedeutend ist, daß sie im ganzen türkischen Reiche diejenige Straße sein soll, welche die meisten Lastthiere fordert.

Hussein-Chaliefe kennt alle Wohnplätze der Beduinen. Die kleinen Schiuhch derselben sind ihm untergeordnet. Er hütet sich aber wohl, die Türken mit den Umständen derselben vertrauter zu machen, als es bisher geschah, um die sich ihm dadurch bietenden großen Vortheile nicht zu verringern.

Am 30. August. Der Aufenthalt in Abu-Hammed fängt an, uns recht zu langweilen. Wir müssen uns gegen unseren Willen den Bestimmungen des stromkundigen Reis Solimahn unterordnen. Es kommt Alles zusammen, um uns mißmuthig zu stimmen. Ich leide seit mehreren Tagen an heftigen rheumatischen Zahnschmerzen, der Gebieter Solimahn's erwartet

langweiliger Weise seinen langweiligen Bruder, Bauerhorst hat schlechte Laune, die Jagd ist erbärmlich und dabei pfeift uns noch der kalte Nordwind um die Ohren. Der Araber nennt so Etwas „Belau“i“. Es war uns heute noch mehr von diesem Artikel vorbehalten. Mansuhr wirft zwei silberne Löffel, noch ein Andenken aus dem Vaterlande, in den Nil; Bauerhorst badet die Affen, wobei diese fürchterliche Grimassen schneiden; Tischendorf findet das allerliebste und badet deshalb auch seinen eigenen mit, ist aber so ungeschickt, den Strick loszulassen, weshalb der gute Bavian auch alsobald ertrinkt und gar nicht wieder zum Vorschein kommt. Nun will Bauerhorst „seinen Aerger auslassen“. Er geht zu dem versammelten Schiffsvolke und fordert dieses, mit der Peitsche in der Hand, zur Weiterreise auf. Die Leute lassen sich das aber nicht so gefallen und prügeln ebenfalls darauf los; es entsteht ein allgemeiner Spektakel und ich komme noch eben dazu, um Mißhandlungen meines Freundes zu verhüten.

Kaum ist die Sonne untergegangen, erhebt sich ein heftiger Wind, wächst zum Sturme an, reißt uns unser Strohzelt über den Haufen, wirft es in den Nil und bringt uns ein Gewitter über den Hals, dessen Regengüsse uns zwingen, in das Dorf zu flüchten. Hier bietet sich mir ein Asyl. Ich trete in eine Hütte, der Raum ist leer. Schon bin ich im Begriff, mich behaglich einzurichten, da öffnet sich die Thüre und hereintritt die Besitzerin der Spelunke, ein Weib, so alt und häßlich, wie etwa Macbeth's Zauberschwestern gewesen sein mögen:

„Um sich verbreitend Schreck und Grauen,
Gleichwie der Hölle Bild zu schauen.“

Am Liebsten wäre ich wieder entflohen, aber es regnete und stürmte draußen gewaltig, ich mußte bleiben!

Eigentlich hätte ich meine Leser mit dergleichen Erzählungen nicht behelligen sollen. Ich fühle das recht wohl, aber ich kann mich entschuldigen. Ich wollte nämlich das vielsagende, umfassende Wort „Belau“i“ erklären.

Am 31. August. Unter Abfingen der Fathcha verlassen wir am frühen Morgen mit den übrigen Barken Abu-Hammed.

Der Nil wendet sich eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes nach West. In dieser Richtung läuft er fast fünfundzwanzig Meilen weit fort. Wir biegen am rechten Ufer in einen Arm des Flusses ein und passiren schnell die drei Stromschnellen des Schellahl Mühr oder Abu-Hammed. Gegen Mittag kommen wir zu einer Insel mit den Ruinen eines alten Schlosses, Wöd-Abū-Hedjén. Nachdem wir neben schmalen Streifen Kulturlandes im oberen Theile des Wādī-Gämmär wieder einige Dattelpalmen zu Gesicht bekommen haben, erreichen wir das Kastell gleichen Namens. Es liegt prachtvoll und äußerst romantisch. Schwarzglänzend, schroff und steil thürmt sich ein kolossaler Felsblock empor, wild umdrauft von den sich an ihm mit Macht brechenden Wogen. Wie eine Krone deckt das Schloß sein dunkles Haupt. Es ist aus Steinen und Lehm erbaut und für Kanonen eine leicht einnehmbare Feste, widerstand aber etwaigen Angriffen zur Zeit seiner Erbauung. Der eine, wahrscheinlich ältere Theil des Schlosses liegt in Trümmern; die Mauern sind aus großen Steinen roh zusammengesetzt. Am unteren Ende des Felsens hat der Strom eine kleine fruchtbare Insel angeschwemmt, auf welcher sich mehrere Familien der Nubier Hütten und Felder angelegt haben.

Man findet in hiesiger Gegend diese Ruinen ähnlichen Festungen in ziemlicher Anzahl. Derlei besetzte Wohnplätze hatten hauptsächlich den Zweck, die Bewohner dieser armen Gegend mit ihren Heerden gegen die räuberischen Einfälle der Scheikie zu schützen. Oft unternahm die kriegerische Mannschaft jenes Stammes Raubzüge, welche sich sogar bis el Mucheiref erstreckten. Sie raubten Menschen und Vieh, Getraide und andere Früchte und kehrten damit nach ihrer Heimath zurück.

Der Strom ist hier ganz von Felsen eingeschlossen. Zu beiden Seiten einen und erheben sich die zerklüfteten Gesteine in den seltsamsten Gestalten zu Gebirgen. Nur dann und wann deuten einige Palmen an, daß es dem Fleiße des hier geborenen, armen Menschen gelang, der unwirthbaren Natur ein karges Stückchen Kulturland abzurufen. Wenige Beete eines schmalen, sich an dem Ufer hinziehenden Feldes sind mit Durrah bepflanzt worden, aber

kaum hinreichend, eine einzige Familie zu ernähren. Darüber hinausgehend, kommt man unmittelbar in das Reich der Steine. Von den Gipfeln der Berge aus sieht man nichts Anderes, als Felsen und Sand vor sich. Es scheint, als ob der Zorn Gottes diese Ginde erschaffen hätte. Chaotisch verwirrt liegen die schwarzglühenden Felsmassen in ungemessener Ausdehnung vor dem Auge. Erschreckt wendet man immer und immer wieder den Blick dem Strome zu. Er ist das einzige Lebende in dem Reiche des Todes. —

Nach dem Aassr legt man bei einigen Hütten an, welche Salamaht genannt werden. Um dem kulturfähigen Lande nicht Abbruch zu thun, sind sie auf den Felsen gebaut. Ihre Bewohner sind unaussprechlich arm. Und dennoch genießen sie eines großen Glückes: sie sind so gesund, daß man Krankheiten nur dem Namen nach kennt. Der Mensch wird hier geboren, wächst empor, zählt seine Jahre nach dem Steigen und Fallen des Nil und weiß nur, daß er alt geworden, wenn sich sein Haar bleicht, sein Rücken krümmt und wenn die Glieder ihre Dienste versagen. Und wenn dann seine Zeit abgelaufen, stirbt er dahin, ohne zu wissen wie, ohne es gefühlt zu haben, daß der Tod sich naht. —

Wir haben heute eine Wegstrecke von zwanzig Stunden zurückgelegt.

Der heftig wehende Nordwind des anderen Morgens zwingt uns, gegen Mittag bei dem Dorfe Suhr anzulegen. Die wenigen Hütten desselben werden von den Matrosen in Beschlag genommen. Gegenüber liegt am anderen Ufer das Schloß Kahb. Unsere Löwin, Bachieda, kommt uns in das Dörfchen nachgelaufen und will sich ein Schaf rauben. Glücklicher Weise rette ich noch das schon erfasste Lamm vom Tode. Nachmittag fahren wir noch eine kurze Strecke weiter hinab und legen oberhalb eines Schellahl an.

Am 2. September. Reiz Solimahn mahnt sehr früh zur Abfahrt. Wir überfahren einen ziemlich jähen Wassersturz trotz des uns hindernden Gegenwindes mit großem Glücke, gelangen

aber später in eine gefährliche Schema*), aus der wir uns erst nach Verlauf einer Stunde herausarbeiten können. Die Kraft des Wirbels ist so bedeutend, daß unser Schiff mehrere Male um sich selbst herumgedreht und in die Nachbarschaft der halb vom Wasser bedeckten Felsen geschleudert wird.

Des starken Windes halber wird angelegt. Erst nach dem Nasse geht es weiter. Man passirt die erste Stromschnelle des gefährlichen Schellahl Rakabat el Djemmel, „Kamelhals.“ Unsere Barke fliegt dicht an dem Felsen vorüber. Alle Ruder werden eingezogen, Tischendorf macht sich schwimmfertig. Wir kommen jedoch an den schlimmsten Stellen glücklich vorüber und erreichen bald die übrigen Barken, welche bereits das rechte Stromufer gewonnen und angelegt haben.

Die Felsmassen an beiden Ufern sind wilder, die Gegend ist öder und trauriger, als je. Wir besteigen die Gebirgsreihe unseres Ufers und sehen uns die Felsen etwas näher an. Sie bestehen aus Porphyr und Syenit, sind aber sehr zerklüftet, so sonderbar über einander gethürmt und geschichtet, daß man nicht begreifen kann, welche Kräfte hier thätig waren, um die hier stattgefundenene Revolution herbeizuführen. Selbst die ohne Zweifel am Meisten gegründete Annahme, daß nur das Wasser gewirkt habe, scheint gewagt. Man sieht losgerissene Felsblöcke von tausend und mehr Kubikfuß auf kleinen kubischen oder runden Steinen ausliegen, welche durch die Kraft weniger Menschen aus ihrem Schwerpunkt gehoben werden können. Wir benutzten die Ruderstangen unserer Barke als Hebel und waren mit Hilfe einiger Matrosen im Stande, kolossale Felsmassen von ihren Unterlagen herabzuheben. Donnernd wälzten sich die fast kugelförmigen Blöcke die steilen Wände hinab und stürzten, mit ungeheurer Gewalt alles in ihrem

*) Unter Schema versteht der Araber einen großen Wasserstrudel oder eine Stelle des Stromes, wo das Wasser sich mit Heftigkeit in einem gewissen Raume kreisförmig herumdreht, ohne eigentlich ein Wirbel genannt werden zu können. Der Kürze wegen werde ich Schema mit Wirbel übersetzen.

Bege Liegende zertrümmern oder mit sich fortreißend, zuletzt in das Strombett. Unsere Beschäftigung belustigte die Matrosen; in kurzer Zeit waren mehr als zwanzig Menschen bemüht, uns zu unterstützen und Felsblöcke in den Nil zu rollen.

Am 3. September. Kurz nach der Abreise fahren wir wieder in die sich vor uns ausbreitenden Felsenberge hinein. Mit eingezogenen Rudern eilt unser Schifflein den uns vorausgegangenen Barken nach. Wir überfahren eine sacht abstürzende, brausende und wellenwerfende Stromschnelle, die erste des bedeutenden Schellahl Sabieha. Dann steuern wir nach Norden. An der äußersten Wendung der Krümmung, welche wir zu durchfahren haben, ist das Fahrwasser durch niedere, unsichtbare Felsen gesperrt und äußerst gefährlich. Unsere Barke folgt genau der von dem Reis Solimahm geleiteten und windet sich, wie diese hart am rechten Ufer hinabfahrend, rasch und leicht durch die Felsen hindurch. Die kleinste der fünf Barken, welche noch mit uns vereinigt sind, kann jedoch das Fahrwasser nicht halten und stößt, in die Felsen gerathend, so heftig auf einen unter dem Wasser verborgenen Stein, daß alle Ruderer zu Boden stürzen und ein Matrose über Bord geschleudert wird. Er erreicht schwimmend das Ende eines der Ruder und wird gerettet. Wunderbar glücklich arbeitet sich die festgefahrene Barke wieder los und gelangt an das Ufer, wo sie anhält, um den erhaltenen, nicht unbedeutenden Leck auszubessern. Dies veranlaßt einen Aufenthalt von anderthalb Stunden, welchen wir theilen müssen. Von Neuem setzen sich die verschiedenen Barken in Bewegung und fahren einige Stunden weiter stromabwärts bis zu wenigen Hütten, wo die ermüdeten Matrosen anlegen, um auszuruhen und sich für die noch bevorstehenden Beschwerden zu stärken.

Unsere Umgebung ist wie gestern und vorgestern schauerlich wild, die Schwärze der Felsen beengend. Rauschend wälzt sich der Nil in seinem engen Bette dahin. Die Strömung ist sehr stark und heftig. Auf einer mitten aus dem Nil sich erhebenden Felseninsel sehen wir eine der erwähnten Festen, Tulka, kühn wie einen Adlerhorst auf die Spitze des Felsens geklebt, merkwürdig durch Gestalt und Anlage. Die gefährlichste Stelle des Schellahl liegt

vor uns. Der Strom wendet sich zuerst westlich, geht dann südlich und kehrt, die Gestalt eines S bildend, wieder nach Westen zurück. An der ersten Biegung stehen Felsen im Wasser, welche der Reis Solimahn, sich an der rechten Uferseite haltend, umfährt. Auch wir streben mit allen Kräften dahin, jene Richtung einzuschlagen. Die Gewalt des Wassers ist zu groß, wir werden nach links verschlagen und rauschen vom kräftigsten Wogenzuge ergriffen, umtobt und bespritzt von den schäumenden, brausenden Wellen, leicht und schnell an dem Felsen vorüber. Eine dicht hinter uns herfahrende Barke folgt mit gleichem Glück. Durch dieses kühne Wagstück haben wir einen großen Bogen abgesehritten und uns den vorausgegangenen Barken genähert. Da hören wir rechts einen furchtbaren Krach. Das im tollsten Wogenzuge hinjagende Schiff Solimahn's ist auf einen Felsblock aufgefahren. Händeringend, rath- und thatlos steht die Mannschaft am Bord. Man ruft um Hülfe; Niemand ist im Stande, sie zu gewähren. Keine Barke ist in der Gewalt ihres Steuermannes, der Strom reißt sie willkürlich, allen Ruderkräften Trotz bietend, mit sich fort. Mit einem „el hamdi lillahi“ für unsere eigene Rettung, das gestrandete Schiff dem Schutze Gottes und seines Propheten empfehlend, durchschiffen wir die zweite Biegung des Stromes und gehen unterhalb derselben mit den nach und nach sich sammelnden Barken an's Land.

Während wir uns anschickten, dem in größter Gefahr schwebenden Schiffe zu Hilfe zu kommen, war dieses glücklich losgekommen und arbeitete mit Anstrengung aller Kräfte der sehr starken Mannschaft, das Ufer zu gewinnen. Ich bemerkte sogleich, daß es viel tiefer ging als gewöhnlich und trieb zur Eile. Jetzt erreichte es das Ufer; es war über die Hälfte mit Wasser gefüllt und mußte ausgeladen werden. Die Araber arbeiteten ohne Sinn und Verstand, ohne alle Ueberlegung und verschlimmerten mehr, als sie gut machten. Wir, Bauerhorst und ich, bemächtigten uns des Kommandos. Nun wurde gerettet, was zu retten war. Ueber fünfzig Menschen waren in regster Arbeit. Es gelang uns, das arabische Gummi, die Hauptfracht der Barke, auszuladen.

Die geschnürten Ballen gaben einen kläglichen Anblick; die aufgelöste Masse lief in dicken Strömen heraus und dem Strome zu. Einige Ballen waren beim Einladen schon vorher in den Nil gestürzt. Am Meisten bemitleidete ich einen armen Teufel, der für mehr als zweitausend Piafter Schaden erlitten hatte. Der ganze Verlust wurde auf fünftausend Piafter geschätzt.

Der mahammedanische Glaube an das Fatum ist recht poetisch ausgedacht, aber, wie wir heute gesehen haben, doch so tröstend nicht, als er es sein sollte; der Mensch ist viel zu egoistisch, als daß er alle Schläge des Schicksals mit Gleichmuth ertragen könnte. Jener arme Kaufmann, welcher vielleicht den sechsten Theil seines Vermögens verloren hatte, klagte und weinte über seinen Verlust; die Tröstungen der Uebrigen fruchteten nicht Viel. Wie immer, wußte die arabische Gelehrsamkeit auch für das heutige Unglück Grund und Ursache aufzufinden. So fühlte sich die Mannschaft der kleinen Barke, welche heute Morgen auf die Steine lief, der Schuld bewußt, einem Fakhie eine junge Kaze entwendet und mitgenommen zu haben. Dieses Vergehen mußte die Gefahr herbeiführen, in der das Schiff geschwebt hatte. Bei unserem Aufenthalte zu Mittag, wurde das arme Thier mitten in der Wüste ausgesetzt, um nicht neue Unfälle herbeizuführen und grausam seinem Schicksale überlassen. Ich wollte es tödten und meinem lebenden Geier füttern, allein der Reis bat mich flehentlich, dies zu unterlassen. Gewiß, sagte er, würden wir dann dieselbe Schuld auf uns laden, von der sich die anderen zu befreien gesucht hätten. Auf einen zufällig vorüberfliegenden Abler vertrauend, gab ich zuletzt den Bitten des Schiffers nach.

Von der anderen, fast gescheiterten Barke wurde erwähnt, daß die sich auf ihr befindlichen braunen und schwarzen Sklavinnen längst eine Strafe Gottes verdient, weil sie die Mannschaft mit ihren Liebesbezeugungen beglückt hätten. Da nun nach arabischen Grundsätzen ein Weib dem Manne nur selten, auf Reisen nie Glück bringen kann, mußte es für ganz erklärlich gefunden werden, daß das Schiff scheiterte. Nur die „Karahmet lillahi“, die Barmherzigkeit Gottes, verhütete größeres Unglück. Ich benutzte meine

arabischen Kenntnisse, um dem Besitzer der Barke eine zwar sehr ironische, aber nichtsdestoweniger eindringliche Warnungsrede zur Vermeidung von ähnlichen schlimmen Thaten, zu halten, welche derselbe mit großem Ernste, aber der feierlichen Versicherung: daß das Gerede der Leute völlig unbegründet sei, hinnahm. Man erklärte dies für arge Verstocktheit und fand, als das Schiff im Katarakt von Wadi-Halfa noch einmal strandete und völlig zu Grunde ging, nur eine neue Bestätigung des vorgefaßten Unglaubens.

Tags darauf wird die verunglückte Barke ausgebessert und wieder reisefertig gemacht. Da wir sehr starken Gegenwind haben, fahren wir nur bis zum Dorfe Benebini oberhalb des Schellahl Kaab el Nabid. Hier kann ich glücklicher Weise für meine lebenden Geier, welche seit sechs Tagen Nichts gefressen haben, einen Hund erlegen und für Bachieda eine Ziege kaufen.

Am 5. September. Der Morgen brachte uns die erwünschte Windstille. Wir passiren bald den Schellahl Kaab el Nabid mit heftig rauschendem Wogenzug, aber ohne besondere Gefahr. Am unteren Ende des Wassersturzes liegen die Trümmern eines Schlosses, welches dem Schellahl den Namen gab. Kaab el Nabid bedeutet das viereckige Haus*) des Sklaven. Die Sage meldet, daß ein Sklave die Gattin seines Herrn, eines Schech der Scheikie, gewaltsam entriß, sich mit ihr hierher in die Ginde flüchtete und jenes Kastell erbaute. Er führte nun ein wahres Blaubartleben, raubte, schändete und ermordete die Mädchen der um ihn her angesiedelten Nubier, stahl ihnen die Schafe und Ziegen und war der Schrecken der Umgegend, bis ihn die Scheikie tödteten, die schöne Frau wieder mit sich nahmen und das zweite Troja zerstörten.

Nachdem wir kurze Zeit später auch den ganz unbedeutenden Schellahl Mähahane überschiffen hatten, kamen wir zu dem letzten des sogenannten dritten Katarakts, dem Schellahl el Tih. Der Nil zertheilt sich kurz unter der unbedeutenden Stromenge in

*) Eigentlich den Würfel.

drei Arme, von denen der eine völlig von Felsen frei ist. Alle vor uns hinfahrenden Barken erreichten diesen Arm. Unsere Leute arbeiteten aber so ungeschickt, daß wir in den mittleren und in ein Labyrinth von Felsen gerietten, aus welchem uns nur die meisterhafte Geschicklichkeit unseres alten Reis herausführte. Früher als die übrigen Barken waren wir in dem ganz freien Fahrwasser angekommen und begrüßten jene mit Flintenschüssen. Wie wir später erfuhren, hatte man uns für ganz verloren gegeben. In der That war die Gefahr groß gewesen. Selbst der alte besonnene Reis Ihsa rief einmal über das andere: „Ja Saaïd jïob el farahdj!“ (O Saaïd bring uns die Freude!)

Von hier an wurde die Gegend mit jeder Viertelstunde besser. Wir näherten uns dem Lande der schönsten Männer Nubiens, den Scheikre*). Sie bilden einen kräftigen Menschengeschlag und zeichnen sich vortheilhaft vor allen Dongolawistämmen aus. Früher waren sie die Herrn des Landes und beherrschten die übrigen Nubier vollständig. Noch heute kränkt man diese mit dem Vorwurfe, daß ihre Väter von den tapferen, aber sehr übermüthigen Scheikre mit Stricken aus den Blättern der Zwiebeln gebunden worden wären, ohne daß sie gewagt hätten, ihre haltlosen Fesseln zu zerreißen. Sie haben sich ihre Sprache, die arabische, bewahrt und sind noch immer zu stolz, sich mit den umwohnenden Berbern, welche sie verachten, zu vermischen. Ihre Frauen sind schön, stehen aber denen des Dahr el Mahhas, den schönsten Nubiens, bedeutend nach.

Die Palmenwälder werden üppiger, die Durrahfelder besser und größer, je mehr wir uns dem Djeb el Barkal nähren. Das Dorf Barkal gilt für den Mittelpunkt des Dahr el Scheikre. Dieses ist der fruchtbarste Landstrich Nubiens. Gegen Abend landeten wir in der Nähe des berühmten Berges und besichtigen die großartigen, jetzt aber ganz in Schutt und Trümmern liegenden Ueberreste der Tempel am Fuße desselben. Der Wüstenand soll die Eingänge zu mehreren in die Felsen gehauenen Räumen verschüttet haben; wir fanden nur noch zwei kleine Kammern mit we-

*) S. 140 d. 1. Th.

nigen Säulen offen. An der Nordwestseite des Berges stehen Pyramiden, welche wir nicht besuchen. Die Lage des Djebel Barkal wurde von Ruppell und Anderen astronomisch bestimmt und unter $18^{\circ} 30'$ nördlicher Breite und $29^{\circ} 48'$ östlicher Länge von Paris angenommen. Der heutige Barkal soll die Napata der Alten gewesen und durch die Römer zerstört worden sein. Am linken Ufer liegen die uns bekannten, aus späterer Zeit stammenden Pyramiden von Muhri.

Am 7. September kamen wir bei guter Zeit in Korti an. Wir waren Tags vorher von Barkal abgefahren und in einem kleinen Dorfe über Nacht geblieben. An vielen Stellen zeigten sich zum Theil wahrhaft romantisch gelegene Ruinen alter Bauwerke. In Korti bekommen die Matrosen, nach glücklicher Passage des Katarakts, Bilbil und Meriesfa. Korti ist ein ganz unbedeutender Ort, hat aber trotzdem viele Bilbilknipen, in denen öffentliche Mädchen ihr Wesen treiben. Gewöhnlich sind es Sklavinnen, welche nicht selten von ihren Herrn gezwungen worden sind, dem schönsten Erwerbe nachzugehen.

Wir fahren nach dem Assi weiter und übernachten auf der Insel Gänättö. Sie ist wie die übrigen, an denen wir heute vorübergefahren sind, sehr sorgfältig kultivirt und mit Durrah, welche sich jetzt der Reife nähert, bebaut. Um die kleinen körnerfressenden Vögel, die sich in ungeheuren Schaaren einfänden, aus den Feldern zu verjagen, bedient man sich einer besonderen Vorrichtung. Man errichtet in den Ecken und in der Mitte der Getreidefelder überdachte, zwei Fuß über die Kolben der Durrah erhöhte Gerüste. Diese werden unter sich durch Stricke, in denen Lappen und Federn hängen, in Verbindung gesetzt. Frauen und Kinder besteigen sie und vertreiben, durch Anziehen und Bewegen der Leinen, die einfallenden Vögel. Andere Leinen sind an den im Felde stehenden Bäumen befestigt, um sie zu schütteln, wenn sich Vögel auf ihnen niedergelassen haben. Von Morgens bis Abends sieht man die Leute bemüht, die ungebetenen Gäste zu entfernen und kann daraus beurtheilen, wie bedeutend der durch sie herbeigeführte Schaden sein muß.

Am 8. September. Schon vor Sonnenaufgang setzen wir die Reise fort. Die Wüste tritt auf beiden Stromufern vor und verdrängt das Kulturland. Dennoch zeigt sich eine ziemlich lebhaftere Vegetation. Gegen zehn Uhr erreichen wir das Dorf el Tabbe, die Einbruchsstation nach Kordofahn. Fünfzehn bis zwanzig Hütten liegen im Sande der Wüste zerstreut; eben so viele Meriesakneipen sind mehr abgesondert. Auch in ihnen treiben sich öffentliche Mädchen herum. Sie sind beschäftigt, Herz und Mund der aus der Wüste Kommenden mit Liebe und Meriesfa zu erquicken.

Man hielt heute gerade Markt. Leute der verschiedensten Gattungen und Farben wogten durch einander, um sich gegenseitig ihre, in unseren Augen sehr unbedeutenden Waaren anzupreisen. Unter ihnen befand sich eine Wahrsagerin, welche mir für wenige Para eine großartige Gunst des Geschicks in Aussicht stellte und eine so glückliche Zukunft versprach, daß ich froh sein könnte, wenn sich nur der zehnte Theil ihrer Prophezeihungen verwirklichen sollte. Ihre ganze Kunst bestand in einfachem Punktiren. Eine größere Portion Verstand, als die anderen besitzen mochten, sicherte ihr hohes Ansehen. Die Dongolawi hingen, dem ihnen geoffenbarten Geschick vertrauend, an ihrem Munde und glaubten ihr jedes Wort.

Am 9. September. Zwei unserer Matrosen wohnten auf der Insel Hamuhr, oberhalb Dongola el Abdjuls oder Alt-Dongola. Wir landeten heute Morgen dort und gingen, die Matrosen im Schooße ihrer Familie zurücklassend, auf die Jagd. Durch Hülfe der Jugend einiger kleiner Dörfer erhielt ich viele Nester des Feuerfinken, welche ich mit wenigen Para bezahlte. Bei unserer Zurückkunft trafen wir in dem elterlichen Hause unserer Matrosen viele Leute versammelt. Man hatte ein Schaf geschlachtet, wie einstens bei der Zurückkunft des verlorenen Sohnes, und gab ein kleines Fest. Sogar die Verwandten aus einem Dorfe des gegenüberliegenden Ufers waren auf ihren mit Luft gefüllten Schlauchen herübergeschwommen. Die Araber und Nubier sind im Stande, mit sehr erhöhter Stimme ausgestoßene Worte über den Strom hinüber zu rufen, selbst wenn er eine Viertelstunde breit sein sollte.

Auf diese Weise hatte man Jenen sogleich Nachricht von dem Erscheinen Mahammeds gegeben:

„Und wo ein Bär den andern sah',
Da hieß es: Pez ist wieder da!“

Nachdem wir um Mittag wieder abgefahren sind, müssen wir schon unterhalb Alt=Dongola wieder anlegen, um einem anderen Matrosen den Besuch seiner dort wohnenden Familie zu gestatten.

Von Alt=Dongola aus soll eine unterirdische Höhle bis zum Djebel Barkal führen. Obgleich ich an der Wahrheit dieser Mittheilung zweifle, halte ich doch das Vorhandensein einer tiefen und ausgedehnten Höhle für möglich, weil ich von verschiedenen Eingeborenen, so oft ich Alt=Dongola berührte, immer Dasselbe hörte. Man erzählt sich, daß ein Kalb zufällig in den in der Nähe der Moschee Alt=Dongola's sich befindlichen Eingang gerathen und abgemagert, mit abgestumpften Hörnern, abgeschabtem und blutendem Fell am Djebel Barkal wieder zum Vorschein gekommen sei. Leider hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mich von der wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeugen.

Am 10. September haben wir heftigen Gegenwind und kommen fast gar nicht von der Stelle. Um Mittag wird bei dem alten Kastell Schech Rheahme angelegt. In der Nähe dieses Ortes wohnt ein berühmter Heiliger, Saaid=Nali, welcher, nach den Versicherungen der Rubier nicht weniger als zweihundertundzwanzig Jahre zählt und seine Ur-Urenkel um sich spielen sieht. Wenn man so Etwas von ehrwürdigen, ernsthaften Leuten erzählen hört, begreift man erst, wie Methusalah neuhundertneunundsechzig Jahre alt geworden ist.

Abends landen wir in dem Ufersteige des Unglücksortes Dongola.

Der erste meiner Gänge war für mich der wichtigste und traurigste. Ich besuchte das Grab meines armen Bruders. Mit welchen Gefühlen ich den Ort betrat, an welchem wir diesen guten Menschen vor sechszehn Monaten in die heiße Erde betteteten, wage ich nicht zu schildern. Sie kann nur Derjenige beurtheilen, welcher seinen theuersten Freund ohne die Hoffnung, ihn auf Erden

jemals wieder zu sehen, zurückläßt. Mein Abschied war noch schmerzlicher; ich nahm ihn nicht von dem Lebenden mehr, ich nahm ihn von seinem Grabe. Der unerseßliche Verlust, den ich erlitten, trat mir noch einmal in seiner ganzen Herbheit vor die Seele; ich fühlte ihn von Neuem wieder und verließ den Friedhof weit trauriger, als ich ihn betreten hatte.

Dann besuchte ich den seines Amtes entsetzten Gouverneur der Provinz, Schirim=Ber, und brachte ihm die Grüße und Dankfagungen, welche mir mein Vater für ihn aufgetragen hatte. Er schien sich über meinen Besuch zu erfreuen und bat mich, mehrere Briefe, die er gern sicher gehen lassen wollte, mit nach Kairo zu nehmen. Ich that dies mit dem Vergnügen, welches wir empfinden, wenn wir uns Jemanden, der uns einen großen Dienst erzeigte, dankbar erweisen können.

Herzlich froh waren wir, als wir am 13. September der Stadt Dongola den Rücken kehren konnten. Die Erinnerung an die Vergangenheit drückte mich und meinen treuen Freund Bauerhorst. Am Abend des 14. Septembers landeten wir in der Nähe des großen Dorfes Hafiera, um dort zu übernachten. Eine Gerichtsscene hielt uns auch am anderen Morgen bis Mittag dort auf. In Charthum hatten wir einen jungen Burschen, Achmed, der gern die Maheruhset sehen wollte, in Dienst genommen. Der Vater desselben, ein Scheiki, kam in Dongola zu uns, um sich der Abreise seines Sohnes zu widersetzen und diesen zurückzufordern. Achmed klagte, weinte und bat uns flehentlich, ihn nicht von uns zu stoßen, weil seine Eltern und zwar vorzüglich die Mutter ihn fortwährend mißhandele. Wir verwiesen Vater und Sohn an den Divahn, welcher den Bescheid erteilte, daß der Bursche hingehen könne, wohin er wolle.

Dieser entfloh hierauf aus der Stadt, um flussabwärts wieder zu uns zu stoßen, wurde aber von seinen Verwandten eingeholt, in Ketten gelegt, seines Geldes und seiner Kleider beraubt und geschlagen. Mit Hülfe eines Bekannten entfloh er zum zweiten Male und langte zu gleicher Zeit mit seinem ihm nachgeeilten Vater bei uns an, um ein Asyl zu suchen. Jetzt nahm ich mich des

Knaben an. Der Alte verklagte mich im Diwahn. Zum Unglück für ihn erkannte ich in dem Hahkim el Belleb oder Ortsrichter einen alten Freund, Abbd el Behahl Effenbi aus Dongola, und trug ihm die Geschichte vor. Er entschied zu Gunsten des Sohnes und ermächtigte diesen, mit uns zu reisen, was er mit großem Vergnügen that, obgleich ihm seine Verwandten den im Sudahn weit verbreiteten Glauben: daß die Europäer die schwarzen Leute schlachteten, um mit ihrem Blute die rothen Tarabiesch zu färben, warnend mitgetheilt hatten.

Am Mittag reisten wir ab und erreichten Nachts die dattelreiche Insel Wadihn, deren Bewohner ungeachtet der ihnen gehörigen ausgedehnten Palmenwälder sehr arm sind. Die Regierung hat auch hier die hohe Steuer von funfzig Para oder fünfundzwanzig sächsischen Pfennigen auf jeden Palmenbaum gelegt. Da nun alle Palmen besteuert sind, gleichviel ob sie Früchte tragen oder nicht, ist es erklärlich, daß die Steuer kaum zu erschwingen ist. Häufig tritt Mißwachs ein oder es können die armen Arabier ihre Früchte gar nicht verwerthen; dann bleiben sie im Rückstande mit ihren Steuern und sind allen Bedrückungen der Regierung ausgesetzt. Man muß sich billig wundern, daß sie leben können.

Am 17. September. Nachdem wir Mittags abgefahren sind, durchschiffen wir bald darauf den Schellahl Hannik, den ersten des sogenannten zweiten Katarakts. Das Schiff windeht sich mit großer Schnelligkeit und Sicherheit zwischen den vielen Felseninseln, welche überall aus dem Wasser hervorragen, hindurch. Auf den größeren Inseln steht man wieder ähnliche Kastele, wie im Wadi Gammarr. So erheben sich auf jedem Ende der großen Insel Simmit stattliche Schlösser von denen das eine, am unteren Ende befindliche, schon verfallen ist. Sie liefern uns den Beweis, daß die Raubzüge der Scheikie auch bis hierher ausgehnt wurden.

Zu beiden Seiten des Stromes tritt die Wüste wieder einmal bis zu den Ufern heran. Oberhalb des eben überfahrenen Schellahl liegt das Schechsgrab Suktahn-Mohke, unterhalb des vor uns rauschenden Schabahn der Djebel Naschahn und links der

breitrückige Djebel Nali = Barsi. Der Schellahl Schabahn ist nur bei niederem Wasserstande gefährlich. Wir passiren ihn am 18. September und erreichen Vormittags das Sechschgrab des Fakhi = Bender. Von hier aus wendet sich der Nil östlich und beschreibt einen großen Bogen, dessen Sehne wir von Koë aus zu Kamel verfolgt hatten. Die Aussicht öffnet sich und während zu beiden Seiten wieder ausgedehnte Palmenwälder sichtbar werden, schließen vor uns in blauer Ferne sechs Zackig gegipfelte, malerische Berge den Prospekt.

Unsere heutige Fahrt fördert. Die Djebahl Mauer und Kisbetta liegen schon zu Mittage hinter uns. Bald darauf erscheint das Dorf Kuhke, von wo aus sich der Nil, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder nördlich wendet. Schon bei den etwa eine Meile stromabwärts gelegenen Bergen Sehsi und Berber geht er nach Westen zurück. In der Wüste links sieht man vier aufrecht stehende Säulen eines Tempels, auf dem Djebel Sehsi eine, diesmal den ganzen Berg einnehmende und seinen Gipfel mit malerischen Ruinen krönende Festung. Hier überrascht uns ein Orkan und zwingt uns, Land zu suchen. Nach kurzem Aufenthalte können wir die Reise fortsetzen und landen erst spät in der Nacht bei dem herrlichsten Wetter in der Nähe des Dorfes Gorgath, am Fuße einer Bergkette gleichen Namens.

Am 19. September. Der Fluß wendet sich von unserem Nachtlager aus nordwestlich; er ist von Felsenbergen eingeschlossen und wälzt sich langsam in seinem ziemlich engen Bett dahin. Wir brechen sehr früh auf, kommen um 8 Uhr Morgens an dem Dorfe Koë vorüber und erreichen zwei Stunden später bei dem Tempel Sobbe das Dahr el Mahaf. Um Mittag landet man bei dem Dorfe Soahrte, um Datteln und Fleisch zu kaufen. Mansuhr hat für den Löwen eine kleine Ziege gekauft, geräth aber mit dem Verkäufer derselben, welchen der Verkauf gerent, in Streit. Bald versammeln sich viele Männer um unsere Barke und suchen diese an dem nach dem Ufer gehenden Haftseile festzuhalten. Unsere Bemühungen, die Barke flott zu machen, sind fruchtlos. Der Haufen am Ufer wird immer größer. Man fängt an, mit sehr

großen Steinen nach dem Schiffe zu werfen. Ich zeige mich mit Waffen versehen und drohe, Feuer zu geben, wenn man uns nicht in Ruhe lassen werde, lege das Gewehr an und schiesse über die Köpfe der Leute weg; es hilft Nichts. Das Werfen wird ärger, das Volk wüthender. Wiederholte Warnungen fruchten nicht; ich muß mich am Ende entschließen, unter den Haufen scharf zu feuern. Um jedoch Niemanden zu tödten, wähle ich nur Schrotgewehre und ziele nach den Füßen. Die Wirkung ist vortrefflich, der Strand wird frei, aber nur auf Augenblicke. Ein wüthendes Ulululul-Geheul durchtönt das ganze Dorf, in wenigen Minuten ist das Ufer mit mehr als fünfzig mit Aerten, Lanzen, Hacken, Knütteln und ähnlichen Werkzeugen bewaffneten Männern bedeckt, welche uns mit grimmigen Geberden zum Kampfe herausfordern. Da wir fürchten müssen, bei einem Kampfe mehrere Menschen zu tödten, nehmen wir ihre Herausforderung nicht an und fahren ruhig weiter. Um ihnen aber alle Lust zu weiterem Kampfe zu nehmen, sende ich mehrere Büchsenkugeln dicht an ihnen vorüber und diese tanzen so verständlich auf dem Wasser dahin, daß sie wirklich von ihrem Vorhaben abstehen.

Nach einer halben Stunde kommt auf dem rechten Ufer der ungefähr achthundert Fuß hohe, breitrückige Djebel Debeh dj zum Vorschein; links sieht man den Djebel Sai auf der durch die Mammeluken berühmt gewordenen Insel gleichen Namens.

Wir übernachteten in dem Dorfe Koike. Die hohe, von allen bisher gesehenen abweichende Kuppel eines Grabmales erhebt sich über die Kronen der Palmen. Sie deckt die Ruhestätte eines großen Heiligen, dessen Bruder Idrieß noch hier lebt, ebenfalls im Rufe der Heiligkeit und fast in derselben Achtung als der Verstorbene steht. Dieser machte sich hauptsächlich durch große Wohlthaten an den Armen beliebt und wurde wegen sieben Wallfahrten nach Mekka bald allgemein verehrt. Sein noch lebender Bruder errichtete ihm das erwähnte Grabmal und wurde dabei durch reichliche Geschenke von Seiten des Bizekönigs und anderer wohlhabenden Türken unterstützt. Mahammed-Nali erklärte ihn für steuerfrei und gab ihm seine Hochachtung vielfältig zu erkennen. Schech Idrieß war

nur einmal in Mekka, macht aber in der festen Ueberzeugung der Nubier jedes Jahr die heilige Wallfahrt „sirran“, d. h. so geheimnißvoll mit, daß er immer in Koike gesehen wird, obgleich er sich bei der Pilgerkarawane befindet.

Ich sah Scheck Idrieß aus seinem hübschen Hause heraustreten, um den Morhreb zu beten. Alle unsere Leute gingen ehrfurchtsvoll auf ihn zu, küßten ihm die Hand und baten um seinen Segen. Dann reiheten sie sich den Dorfbewohnern an, verriethen die Waschungen und beteten dem Scheck, welcher die Stelle des Imahn übernahm, das Abendgebet nach. Unser alter Reis Ihsa versicherte mich, daß keine Barke hier vorüberfahre, ohne daß die Matrosen und der Reis Scheck Idrieß um seinen Segen und „die Erlaubniß“ zur Weiterreise gebeten hätten.

Scheck Idrieß lebt fast nur von den Gaben, welche ihm die Milde der Türken und Nubier spendet. Er sammelt aber keine Reichthümer. Was er besitzt, verwendet er an die Armen oder an Reisende. Auch uns sandte er mehrere Schüsseln seines Abendessens mit seinen besten Segenswünschen. Wir belächelten die Nubier nicht, welche einem so ausgezeichneten Manne eine Achtung zollen, die wir selbst ihm nicht verweigert haben. So ließ er unter Anderem am linken Stromufer, einige Stunden unter Koike in der Wüste ein Häuschen bauen, um darin durch einen Sklaven und dessen Frau Reisende beherbergen und bewirthen zu lassen. Wir sahen das Werk anerkennungswerther Gastfreundschaft und Barmherzigkeit am folgenden Tage. Weit und breit ist keine menschliche Wohnung zu erblicken, die Gegend wüste und unwirthsam; da zeigt sich dem Reisenden ein Ort der Ruhe und Erquickung, auf dem der Segen eines heiligen oder in unseren Augen wenigstens geachteten Mannes liegt. Ein so edler Mann muß Ehrfurcht erwecken!

Bauerhorst besuchte das Innere des Grabmals. Er fand ein sehr einfaches, von Lehmziegeln überwölbtes, mit arabischen Inschriften gezieres Grab. Ein Holzgitterwerk mit einer Kuppel überdacht, dessen Säulen versilberte Knäufe tragen, umschließt es. Wollene und seidene Decken zieren den Boden und das Gitterwerk.

Das ist die Ruhesstätte des verehrten Geistlichen oder Heiligen von Koife.

Am 20. September. Der Morgen ist sehr neblig und verspricht einen stürmischen Tag. Bald nach unserer Abfahrt erreichen wir die Insel Sai und später das von den Mameluken besetzte, von den Türken eroberte Schloß derselben. Es war der letzte Hauptpunkt der schon überall geschlagenen adeligen Kriegerschaar. Die Megelei bei Einnahme der Festung soll schrecklich gewesen sein; wenigstens sagt man, daß die Ströme des Blutes der Erschlagenen von der Feste aus über einen, jetzt vielleicht vierzig Fuß den Wasserspiegel überragenden Felsen dem Nil zuliefen. Dicke schwarze Streifen, welche man an den Mauern des Schloßes noch heute sehen kann, bezeichnet man als die Spuren des Blutes. —

Gegen Mittag passiren wir den unbedeutenden Schellahl Abihr, in der Nähe eines eben so benannten hohen Berges, dessen Formen durch den dichten Nebel hindurch nur in groben Unwissen bemerklich sind. Wir sehen die Sonne kaum, so blaß und klein erscheint sie. Um zwei Uhr Nachmittags gehen wir in den langen, heftig erregten Schellahl Dahle ein, den wir in der kurzen Zeit von dreiviertel Stunden hinter uns haben, obgleich er über anderthalb Meilen lang sein mag. Jetzt ragen nur die grünen Spitzen der bei niederem Wasserstande sichtbaren Bruchweiden über das Wasser empor.

Unterhalb Dahle wird der Strom von steilen und ziemlich hohen Felsen sehr eingengt und wendet sich eine kurze Strecke direkt nach Osten. Unter dieser Stromenge liegt die gefährliche Schema Isbe, oberhalb des Schellahl von Akahsche. Wir passiren Beides schnell und landen unterhalb des Schechsgrabes Akahsche, in welchem die Schiffsmannschaft den Morhreb betet.

Am anderen Morgen fahren wir sehr früh weiter. Das Häuschen der thermalischen Quelle von Dkme ist kaum sichtbar. Der gefährliche Schellahl Tanguhr liegt hinter uns, ehe wir wissen wie; Mittags durchschiffen wir die Stromschnelle von Ambukohl und gelangen zum Nassr in die Nähe von Semme mit seinem wogenden Wassersturz. Acht Barken haben angelegt und rufen uns

zu, ihnen Gesellschaft zu leisten. Neis Jhsa antwortet ihnen: „Allah maana“ „Gott ist mit uns“ und leitet das Schiff mit sicherer Hand in die brausenden Wellen hinein. Unter dem lauten Rufe der Matrosen: „Ja Schech Akahsche hauen aaleina,“ „Hilf uns, o Schech Akahsche!“ gleitet es pfeilgeschwind über die Stromschnelle, sucht das Ufer und ruht nach wenigen Minuten in stiller, sicherer Bucht.

Am 22. September. Wenn man in einer elenden Barke mit schlechten Rudern und unzuverlässigen Matrosen, von Charthum kommend, glücklich mehr als zwanzig Schellalakt hinter sich und nur noch zwei Wasserfälle, vor denen die werthvollen Sachen ausgeschifft werden, vor sich sieht, bemächtigt sich ein freudiges Gefühl der ganzen Reisegesellschaft und ein, von Allen gleich lebhaft empfundenes „El hamdi lillahi!“ gibt diesem Gefühle Worte. So war es bei uns, als wir Semne hinter uns wußten. Vor uns lag die freudige Gewißheit, nun bessere Landstriche zu erreichen. Während wir bisher nur die Beschwerden und Gefahren einer Kataraktenfahrt, einer Reise durch unbebaute Länderstrecken oder unbebaubare Felsenberge und Wüsten ertragen mußten, empfanden wir schon jetzt das Vorgefühl des Genusses, sorglos und ruhig auf einem der kolossalsten Ströme durch eins der merkwürdigsten Länder der Erde hinabzuschwimmen. Bloß der Katarakt von Wadi-Halsa lag noch zwischen uns und dem sicheren, felsensfreien Strombette des Wadi-Arrah, Wadi-Kennuh und Egyptens.

Wir waren heute wieder sehr früh abgefahren und hatten schon manche Schema, manche kleine Stromschnelle durchschifft, da zeigten sich die Mauern des Kastells von Abke. Wir mochten noch eine Viertelmeile von diesem uns bekannten Landungsplatze entfernt sein, als die Ungeschicklichkeit der Schiffsmannschaft noch einen beinahe tragischen Schluß der ganzen Reise herbeiführte.

Oberhalb der Stelle, an welcher wir uns befanden, nimmt der durch Felsen in drei Arme getheilte Nil eine Breite von mehr als einer halben Meile an. Neis Jhsa will den rechten Arm wählen, wird aber von einem uns begleitenden, stromkundigen

Rubier, Mahammed-Nali, gewarnt, weil sich unter der zu erwählenden Stromschnelle ein Strudel befindet. Jetzt wendet man sich dem mittleren Arme zu und erreicht ihn auch glücklich zur Durchfahrt. Da glaubt Ihsa, auf dem linken Ufer noch besseres Fahrwasser zu bemerken und leitet dorthin das Schiff. Nur die äußerste Kraftanstrengung der Ruderer überwindet den Wasserzug des mittleren Armes und führt die Barke dem linken Ufer zu. Der Rudererschlag siegt zwar über das wogende Element, kann es jedoch nicht verhindern, daß die Barke an die beide Arme trennende Felseninsel geschleudert wird, wo sie mit starkem Getöse über mehrere Steine hinweggleitet.

Jetzt erfährt sie die volle Gewalt des linken Stromarmes und treibt sie unabwendbar einem halb aus dem Wasser hervorragenden Felsblocke zu, den jetzt erst Alle bemerken. Der dieser Wahrnehmung folgende Schrecken ist allgemein. „Ja rabb hauen aaleina, ja Saaïd jieb elfarahdj, la il laha il Allah, Mahammed rassuhl Allah*)! erschallt von den Lippen der bestürzten Matrosen, aber nur, um einem Verzweiflungsgeschrei der ganzen Schiffsgesellschaft Raum zu geben: — die Barke ist mit furchtbarem Krachen auf den Felsblock gestoßen und festgefahren. Ein bedeutender Leck ist die Folge. Stromweis ergießt sich das Wasser in das Schiff, welches, wie wir Alle wissen, aus dem im Wasser sinkenden Mimosenholze gezimmert ist. Alle haben die Geistesgegenwart verloren und laufen ohne Plan und Zweck auf dem Schiffe herum. Die Matrosen entkleiden sich, um beim gänzlichen Sinken des Schiffes davon zu schwimmen. Da erkennen wir Beide, Bauerhorst und ich, die Größe der Gefahr und damit kehrt auch unser volles Bewußtsein und die Kraft zum Handeln zurück. Ich verbiete den Matrosen bei Todesstrafe, das Schiff zu verlassen, und schwöre ihnen zu, dem Ersten, der sich entfernen würde, eine Kugel durch den Kopf zu jagen, was ich, wie sie wohl wissen, gewiß auch thun werde. Wir fürchten Nichts für uns, denn wir Beide sind

*) Herr, hilf uns! o Saïd, bring uns Freude (Rettung)! es ist nur ein Gott und Mahammed sein Prophet.

rüstige Schwimmer, wohl aber für das Leben Tischendorfs, welcher nicht schwimmen kann. Deshalb gebiete ich einem Bedienten, für diesen einen luftdichten Wasserschlauch nach Art der Nubier aufzublasen, unterweise ihn, wie er ihn zu befestigen und was er dann weiter zu thun habe, und befehle ihn dem Schutze Gottes und seines guten Genius. Dann übergebe ich dem Diener Mansuhr unser Reisegehd, einem anderen, Mahammed, unsere wichtigsten Papiere in einem ziemlich wasserdichten Kästchen, mit dem Auftrage, Beides zu retten, falls es Noth thun sollte.

Das ist das Nöthigste. Auf der Barke geht Alles nach wie vor durch einander. Noch trägt der Felsen das Schiff und verhindert es am weiteren Sinken. Das Schiffsvolk hat die Besinnung immer noch nicht erlangt. Einige versuchen, die Barke flott zu machen, Andere schöpfen Wasser. Ich wende mich nach dem Steuer und finde dort bereits Bauerhorst, welcher dasselbe, wie er selbst sagt, ohne bestimmte Absicht hin und her bewegt. Nur das Steuer kann uns retten! Wir Beiden drücken den Hebelarm desselben nach der Seite hin, von welcher wir den heftigsten Widerstand fühlen, und bemerken, daß das Vordertheil der Barke sofort seine Lage verläßt. Die Kraft des an die breite Fläche des Steuerhorst wirkenden Wassers schleudert uns aber gewaltsam zurück und Bauerhorst über Bord, wo er sich glücklicher Weise noch festhält. Von Neuem wiederholen wir unsere Kraftanstrengungen und überwinden glücklich den unglaublich starken Gegendruck des Steuerhorst. Das Vordertheil der Barke bewegt sich langsam vom Felsen ab, dreht sich dem Strom entgegen, steht einen Augenblick bewegungslos und wird nun plötzlich von ihm auf der günstigsten Seite erfaßt und herumgeworfen. Das geschieht so schnell, daß die auf dem Felsen stehenden und dort arbeitenden Matrosen das Schiff nicht geschwind genug erreichen können und von den Wellen in einem Strudel herumgetrieben werden. Wir retten sie durch Stangen, welche wir ihnen entgegenhalten. Alle sind noch bestürzt und lassen das Schiff sich erst zwei- bis dreimal um sich herumdrehen, ehe sie Hand an die Ruder legen. Wir übernehmen das Kommando und sorgen mit der Peitsche in der Hand für schnelle Befolgung

der gegebenen Befehle. Die Matrosen arbeiten mit allen Kräften. Wir schöpfen mit den Bedienten Wasser, müssen aber sehen, wie das Schiff mit jedem Ruderschlage schwerer und unbeweglicher wird. Es sinkt immer tiefer; das Wasser steht bereits zwei Fuß hoch im Schiffsraum und füllt mehr als die Hälfte desselben an. Endlich erreichen wir das linke Ufer des Stromes. Wir sind gerettet. Sogleich werden mächtige Pfähle in das Erdreich gerammt und an diese das Schiff mit starken Seilen so befestigt, daß es nicht tiefer sinken kann. Dann werden die Waarenballen und Kisten ausgeladen. Wir schöpfen in größerer Anzahl eifrig fort und können nach und nach einen Leck nach dem anderen oberflächlich verstopfen.

Die Kisten und Gummisäcke sehen erbärmlich aus, doch ist, wie sich bei genauerer Besichtigung herausstellt, der Schaden immer noch nicht so groß, als er hätte sein können. Ich habe, wie ich später berechnete, in den mir zu Grunde gegangenen Naturalien einen Verlust von ungefähr sechshundert Thalern erlitten, Reis Ihsa verliert verhältnißmäßig weit mehr. Er hatte vor vierundzwanzig Monaten seine Heimath, das Dorf Schellahl bei Assuan, verlassen, hatte sich die ganze Zeit hindurch geplagt und abgemüht und zwanzig Centner arabischen Gummi erworben. Jetzt steht mehr als die Hälfte im Wasser. Er zerrauft sich seinen weißen Bart und weint. Alle Trostgründe sind vergeblich; der Arme kann sich nicht in sein Schicksal ergeben.

Während wir noch in voller Arbeit sind, kommen die acht Barken, welche wir gestern bei Semme gesehen haben, von Oben herab und passiren, eine nach der anderen, den mittleren Arm, welchen Ihsa unkluger Weise nicht gewählt hatte. Wir rufen ihnen zu, uns zu Hilfe zu kommen und nehmen mit großem Verdruss den Vortheil, welchen sie durch ihre Segel vor uns haben, wahr. Sie spannen dieselben auf und sind nach wenig Minuten bei uns *).

*) Im Schellahl selbst werden oft nur diese Rautensegel die Mittel zur Rettung jener kleinen Boote, weil die zur Zeit des hohen Wasserstandes wehenden Passatwinde eine Barke immer wieder stromaufwärts treiben können.

Unsere ermüdeten Matrosen werden nun durch fast zwanzig Männer von den anderen Schiffen abgelöst. In Zeit von einer Stunde hat man alle Lecke verstopft und das im Schiffe befindliche Wasser ausgeschöpft. Dann beladet man das Boot von Neuem und fährt nach dreistündigem Aufenthalte dem gewöhnlichen Landungsplaz am anderen Ufer zu. Hier werden die Kisten an's Land gebracht, ihres Inhaltes entleert und die durchnästen Vogelbälge getrocknet, so gut es gehen will. Hiermit bringen wir drei Tage zu. Wahrscheinlich in Folge des in die Barke eingebrungenen Wassers sterben drei meiner lebenden großen Geier, wodurch mir der allerempfindlichste Verlust bereitet wird.

Erst am 25. September verließ uns Bauerhorst, welcher den großen Katarakt zu Schiffe passiren wollte. Ich blieb bei dem Gepäck zurück und zog mit ihm am folgenden Tage nach Wadi-Halfa. Schon mit Sonnenaufgang saßen wir im Sattel; die Paviane und andere Affen hockten in den posslichsten Stellungen auf den Kisten, mit denen die Kamele beladen waren, und zankten sich mit diesen ohnehin selten gut gelaunten Thieren ohne Unterlaß. Nach beinahe drei Stunden kamen wir mit unseren Reitkamelern in Wadi-Halfa an; die Lastthiere folgten erst später. Ich hatte die glückliche Ankunft Bauerhorsts schon gestern erfahren. Mit wirklicher Freude begrüßten wir uns gegenseitig. Mein Freund erzählte mir das Nähere der Fahrt. Es war so ziemlich dasselbe, was ich früher auch erlebt hatte, wenn auch die Nebenumstände verschieden sein mochten. Die Gefahr, zu scheitern, war für das Schiff sehr nahe gewesen. Man hatte an dem Felsen des engen Thores, Kussukohl, zwei Ruder zerbrochen und war weiter unten auf Felsen aufgelaufen, wobei ein Matrose in's Wasser stürzte und ertrunken wäre, wenn ihm Bauerhorst nicht den mit Luft gefüllten Schlauch zugeworfen und ihn durch denselben gerettet hätte. Letzterer war ganz meiner Ansicht, daß Der, welcher den Katarakt von Wadi-Halfa einmal überschiffet hat, es, ohne dazu gezwungen zu sein, zum zweiten Male nicht wieder thut.

Um so auffallender war es uns, wenige Tage später einen Nubier ganz vergnügt auf einem Floß ankommen zu sehen, womit

er nicht nur den vor uns liegenden Katarakt, sondern von Don-
gola aus alle übrigen Stromschnellen durchschwommen hatte. Er
befand sich auf der von mir genannten Insel Badihn und wollte diese
eben verlassen, um nach Kairo zu reisen, als wir ankamen. Vergeblich
suchte er bei uns und bei den übrigen Barken um Aufnahme nach.
Da baute er sich aus Durrastängeln ein vorn zugespitztes, zehn
Fuß langes und fünf Fuß breites Floß, setzte sich darauf und ver-
traute sich den Wogen des Stromes. Die Stiele zweier Palmen-
blätter dienten ihm in den Schellalakt als Ruder. In dem Ka-
tarakt von Wadi-Halsa zog ein heftiger Strudel sein gebrechliches
Fahrzeug in die Tiefe und zwang unseren Nubier, so lange in der
Stromschnelle herumzuschwimmen, bis das leichte Floß wieder zu
Tage kam. Er bestieg es von Neuem, fischte einen im Strome
schwimmenden Waarenballen aus dem Wasser, brachte diesen nach
Wadi-Halsa und setzte dann seine weite Reise fort. Den Bedarf
seiner Nahrung nimmt er sich aus den Dörfern mit, in denen er
anlegt. So durchreisen die Nubier manchmal eine Landstrecke von
mehr als hundert deutschen Meilen.

Am 28. September. Gegen Mittag kam eine der Barken,
mit denen wir unsere Kataraktenreise angetreten hatten, in Wadi-
Halsa an und brachte die Nachricht, daß das Boot, welches schon
am 3. September bedeutend beschädigt wurde, oberhalb des Schellalakt
Kussukohl oder Gaskohl in dem Katarakt von Wadi-Halsa
vollkommen gescheitert und mit funfzehn Kamelladungen oder bei-
läufig sechzig Centnern Gummi untergegangen sei. Die Mannschaft
hatte sich mit genauer Noth gerettet.

Kurz darauf langte eine zweite, meinem Gönner und Be-
schützer, Latief-Pascha, gehörende Barke an. Ihre Ladung bestand
aus einem prachtvollen Löwenpaare, welches Latief-Pascha Sr.
Majestät dem Kaiser von Oesterreich zum Geschenk gemacht hatte,
und funfzehn bis zwanzig abyssinischen Sklavinnen. Die Leute
lagerten sich in unserer Nähe unter Palmen. Wir sahen sehr schöne
Mädchen unter den für den Haushalt des Pascha bestimmten Skla-
vinnen, welche zusammen wohl über tausend Speciesthaler gekostet
haben mögen. Der die Sklavinnen und Löwen begleitende Diener

war deshalb auch so vorsichtig gewesen, sie durch die Wüste zu transportiren.

Gegen Abend verlassen wir Wadi-Halfa und fahren bis zu dem ungefähr vier Stunden entfernten Dorfe Ischkeht, wo wir eine Nacht bleiben, weil Keis Isfa seine dort ansässigen Verwandten besuchen will.

Tags darauf hindert ein heftiger Gegenwind die schnelle Fahrt. Wir verweilen den größten Theil des Tages bei den Felsentempeln von Abu-Simbil und benutzen die windstille Nacht zur Weiterfahrt.

Am 30. September. Mit Sonnenaufgang waren wir bei der uns schon bekannten Mammelukenfestung Ibrihm angekommen. Während eines nothwendig gewordenen Aufenthaltes von wenigen Minuten jagte ich in dem schönen Palmenwalde des Dorfes Ibrihm, hatte aber das Mißgeschick, einen an Krämpfen leidenden Knaben durch einen Schuß so zu erschrecken, daß er augenblicklich einen Anfall seiner Krankheit bekam. Fühllos und unthätig umstanden die Nubier das unglückliche Kind und überließen es kaltblütig seinem Schicksale.

Um zehn Uhr Vormittags landen wir in Derr oder Dirr, um Fleisch zu kaufen. Man findet im ganzen Dorfe kein Schaf; da beschenkt uns der Kadschef des Orts, ein alter freundlicher Türke aus der Gegend von Belgrad, mit einem fetten Hammel. Nach kurzem Aufenthalte fahren wir weiter und kommen schon Mittags in Korosko an. Meine Kisten sind glücklich angelangt und werden eingeladen. Außerdem empfangen wir mit großem Vergnügen einen Brief von unserem Freunde Keis aus Carthum.

Mit Sonnenuntergang setzen wir unsere Reise fort und fahren die ganze mondhele Nacht hindurch.

Am 1. October beschäftigen wir die altägyptischen Tempel von Gurda, Tahke und Djerf-Husseim. Sie liegen sämtlich auf dem linken Ufer, sind ziemlich klein, aber sorgfältig ausgearbeitet.

Am 2. October. Noch vor Mittag erreichen wir Kalabische und besuchen den großartigen, leider fast ganz in Trümmern lie-

genden Tempel. Er ist einer der schönsten, welche ich gesehen habe, sehr groß und ausgedehnt und mit vielen Bildwerken und Hieroglyphen geziert. Die ganze Umgegend ist mit Trümmern bedeckt. An den Farben auf den Sculpturen kann man die Jahrtausende, welche an dem Bauwerke vorübergegangen sind, nicht ahnen; ihre alte Schönheit hat sich noch ganz erhalten.

Mit Gewehrschüssen und freudigen Hurrahrufen passiren wir kurz nach unserer Abfahrt den Wendekreis des Krebses. Ich that es zum vierten Male. Unterhalb desselben verengt sich der Nil und bildet das sogenannte Thor von Kalabsche (Bah el Kalabsche). Weiter stromabwärts liegt links der Tempel Hindahf und eine Meile von diesem der Schellahl Tuboh. Er ist nur bei vollem Nile gefährlich und wird im Sommer ganz unbedeutend. Der in der Nähe desselben liegende Tempel gleichen Namens bietet wenig Bemerkenswerthes dar. Es fehlt ihm sowohl das Großartige und Massenhafte der Anlage, als auch der Reichthum an Sculpturen, welche alle ägyptischen Alterthümer auszeichnen. Die wenigen hier vorhandenen sind schlecht und liederlich ausgearbeitet.

Am 3. October. Philä. Wir besehen die Ruinen der „Feeninsel“ zum zweiten Male, sind aber, trotz unseres ziemlich langen Aufenthaltes, nicht im Stande, unserem Gedächtniß ein kleines Bild all' des Herrlichen einzuprägen. Die Pracht des Tempels im Ganzen genommen ist so groß, die Sculptur und Verzierung der einzelnen Hallen so mannichfaltig, daß der Geist den Gesammteindruck nicht sogleich zu erfassen vermag.

Am 4. October ging ich mit allem Gepäc zu Kamel durch die Wüste nach Assuan. Bauerhorst blieb auf der Barke und passirte mit ihr den unbedeutenden Schellahl oder den sogenannten ersten Katarakt des Nil. Wir verweilten bis zum 7. October in Assuan. Ueber unsere Reise durch Oberegypten habe ich nicht Viel zu berichten. Am 8. October erreichten wir Morgens Rohm = Dombos, Nachmittags den Djebel el Selseli, Abends das zerstörte Dorf Silwe, Tags darauf Edfu. Der bisher von mir wenig beachtete Tempel daselbst überraschte mich. Er ist in je-

der Beziehung großartig angelegt. Die hohen Pylonen sind noch recht wohl erhalten; wahrscheinlich waren sie die Wohnungen der Priester. Man sieht an der Vorderseite drei Reihen von Sculpturen, männliche und weibliche Figuren en relief. Diese nehmen von Oben nach Unten an Größe zu. Die der oberen Reihe erscheinen von Unten gesehen in Lebensgröße, die der unteren sind kolossal.

Durch den, wie gewöhnlich, mit der geflügelten Schlange gezierten Eingang hindurch gehend, gelangt man in einen von Kolonaden umschlossenen Hof, in dessen Hintergrunde der leider fast ganz verschüttete Tempel seine mit vorzüglicher Sorgfalt gearbeiteten Säulen zeigt. Ein mit Sculpturen reich verzierter Gang läuft, gleichsam einen Hinterhof bildend, um den Tempel herum.

Auf dem platten Dache des Bauwerkes haben mehrere Fellahfamilien ihre Hütten aufgebaut; hinter denselben liegen Schuttberge, welche höher sind, als der Tempel selbst. Allem Anscheine nach sind sie erst nach der Erbauung des Tempels durch wiederholte Zerstörung der Stadt entstanden und liefern uns so einen, wenn auch nur indirekten Beweis des enormen Alters altegyptischer Monumente.

In der Wüste des anderen (rechten) Ufers sind in neuester Zeit von dem Uffasser Nöttinger durch Bohrversuche sporadisch vorkommende Kohlenlager entdeckt worden. Die egypische Regierung läßt unter der Direction eines Franzosen auf sie bauen, doch hat man bis jetzt noch keine Kohlen zu Tage gefördert.

Die Abnahme der Wärme macht sich hier in Egypten sehr fühlbar; Morgens und Abends wird es oft empfindlich kalt. Während in Nubien zu beiden Ufern des Flusses Felsenberge die Sonnenstrahlen auffangen, zurückwerfen und so eine größere Wärme verbreiten, drückt in dem jetzt überschwemmten Egypten eine starke Ausdünstung des Wassers die Temperatur bedeutend herab. Dazu lassen die niederen Bergrücken, welche das Nilthal hier in weiten Bogen einschließen, den Nordwinden freien Zutritt. Wir frieren und finden unsere Pelze manchmal höchst nothwendig.

Wo wir anhalten, versammelt sich sogleich eine große Men-

schenmenge um unsere Barke, die lebenden Thiere zu betrachten. Die Leute sind bei ihrer Begierde, sich „zu erfreuen“, oft so zudringlich, daß sie mit dem Stocke von dem Schiffe getrieben werden müssen. In Esneh war gewiß der dritte Theil der Bevölkerung auf den Beinen, um uns mit ihrer Gegenwart zu belästigen. In einem Dorfe rettete ich mit genauer Noth einen Knaben aus den Klauen der Löwin. Er hatte sich so nahe an das an einen Palmenbaum angebundene Thier herangewagt, daß er von Bachieda ergriffen worden war und eben verzehrt werden sollte. Glücklicherweise war die Löwin satt und spielte noch mit dem Knaben, wie eine Katze mit der Maus, als ich hinzu kam und ihr den Jungen aus den Tagen riß.

Am 11. Oktober. Gestern verließen wir Esneh und legten in der Nacht bei Arment, einer von Músthafa-Pascha (dem Sohn Ibrahim-Pascha's) neu angelegten Zuckerfabrik an. Hier arbeiteten zwei Europäer an dem Aufstellen der Maschinen, der Engländer Fox und der Franzose Rollet. Wir besuchten Ersteren in seiner Wasserhebedampfmaschine, welche in einem sehr soliden Gebäude aufgestellt ist. Er empfing uns freundlich, aber ruhig kalt, der Franzose dagegen, vollkommen mit ihm kontrastirend, mit ausgelassener Freude. Nicht leicht sah ich zwei Europäer, welche einander gegenüber so ihre Nation vertraten, wie diese Beiden. So war Jeder von Beiden zu stolz, die Sprache des Anderen zu lernen; sie unterhielten sich deshalb — in arabischer Sprache. Jeder von ihnen hatte an dem Anderen fortwährend etwas auszusetzen, Jeder mußte den Anderen achten und Beide bemühten sich doch, das Gegentheil zu thun. Unsere Ankunft wurde für sie ein Fest. Wir wurden zuerst von Rollet mit Beschlag belegt und zum Mittagessen bei ihm eingeladen. Natürlich sagten wir dankbar zu, mußten aber zugleich dem Engländer das Versprechen geben, bei ihm zu Abend essen zu wollen.

Rollet lebte mit einer Italienerin, welche nach dem Tode seiner Frau dem Hauswesen vorstand, in ziemlich guter Eintracht; doch konnte das Verhältniß Beider zu einander kein häusliches genannt werden. Ganz anders war es bei dem Engländer. Seine

liebenswürdige Frau, eine geborne Engländerin, gab mit ihren drei lieblichen Kindern ein freundliches Bild häuslicher Zufriedenheit und Glückseligkeit. Wie wohl that uns die Zartheit und Aufmerksamkeit bei Bedienung der Gäste! Wir hatten Das nicht erwartet, was wir fanden und waren daher um so angenehmer überrascht. Lächelnd erinnerten wir uns später in Kairo daran, wie sehr uns die blendende Weiße der Europäerin auffiel. Bisher hatten wir unsere Hautfarbe sehr weiß und die der Italienerin auch eben nicht bleicher gefunden, da wurden wir beim Erscheinen der Mistress Fox eines Anderen belehrt und bemerkten plötzlich, daß wir mit unseren sonnenverbrannten Gesichtern eher angehenden Mohren, als Europäern glichen.

Erst nach Mitternacht verließen wir diese gastfreien Häuser. Am Morgen des 12. Oktober waren wir in Luxfor angekommen. Wir verweilten hier zwei Tage und benutzten diese Zeit zu Ausflügen nach den verschiedenen Ruinen. Interessant wurde uns die Bekanntschaft mit dem französischen Grafen de Sayve, welcher die Einsamkeit Luxfors benutzte, um ein politisches Werk zu schreiben. Der neu angestellte englische Konsularagent Musthafas Archa lud ihn, uns und den koptischen Bischof von Esneh, Abuhna Michael, zum Abendessen ein.

Am 15. Oktober landeten wir in Rhenneh, am 17. in Djirdjeh, Tags darauf in Siut. Hier trafen wir einen deutschen Schmied aus Laibach, welcher uns die baldige Ankunft meines früheren Reisegefährten, des wackern Don Ignatio oder Pater Knoblechter, meldete und den blühenden Zustand der Mission schilderte. Nachdem ich in Gesellschaft Bauerhorst's am 21. Oktober zum zweiten Male die Krokodilhöhlen besichtigt hatte, begegneten wir am 22. dem auf seiner schönen eisernen Dahabie, „Stella matutina“, den Strom hinauf segelnden Geistlichen und erfreuten uns eben so sehr an dem uns zu Theil werdenden freundlichen Empfang, als an der prachtvollen und praktischen Einrichtung des Schiffes. Die jungen Geistlichen, welche den Dr. Knoblechter begleiteten, waren nur Deutsche, wie er versicherte, junge, gediegene und anspruchlose Männer; sie waren geistig und

materiell mit Allem ausgerüstet, was für den Sudahn erforderlich scheint. Eine schöne, genußreiche Stunde verbrachten wir bei den liebenswürdigen, muthigen Verkündigern des Christenthums, dann schieden wir und wandten, der Heimath zuwendend, den nach dem fernem, heißen Süden Ziehenden den Rücken. Unsere weitere Fahrt war rasch und glücklich.

Am 26. October. Der erste Strahl der jungen Sonne beleuchtete die Spizen der schlanken Minarets der Moschee Mahamed = Nalis. Freudig begrüßten wir die Maheruhset. Wir landeten bald darauf in Fostat und trabten auf raschen Eseln der Muhski zu. Es war heute Sonntag. Die Glocken des Klosters „zur heiligen Erde“ läuteten zur Frühmesse. Jeder Ton klang melodisch in unserem Inneren wieder. Und mit dem Klingen dämmerten der Heimath Bilder in uns auf. Das waren dieselben Glocken, welche uns als Knaben getönt, dieselben, welche uns die Abschiedsstunde vom Vaterlande geschlagen hatten und jetzt uns seinen Willkommen entgegenriefen. Monate, Jahre lang mußten wir von allem Dem, was an die Heimath mahnt, entfernt gewesen sein, um ihre Sprache verstehen zu lernen; jetzt riefen sie uns klare, helle Worte zu:

„Das ferne Glockengeläute zog träumerisch durch die Luft,
Es sprach von vergangenen Tagen, von Lenz und Blüthenduft.“

Und wieder berauschte mich das Wogen und Leben der unvergleichlichen Stadt. Ich konnte von Neuem in den Gärten „der Siegreichen“ schwelgen und schwärmen. Mein durch das Fieber entkräfteter Körper stärkte, mein so oft darniedergedrückter Geist erhob sich. Ich lebte in Kairo wieder auf. Schon früher habe ich diese herrliche Stadt mein Ideal genannt. Ich wiederhole es, um die Fülle meines Glückes beschreiben zu können. Wie nahe war ich der Heimath! In anderthalb Monaten erhielt ich Antworten auf Briefe, die ich den Lieben geschrieben. Wie freundlich kamen mir ehrliche, biedere Landsleute entgegen! Ich versöhnte mich durch sie wieder mit dem Europäer, wieder mit dem Christen. —

Mein treuer Freund Bauerhorst bezog mit mir eine Wohnung in dem Larb el Liab, „Weg der Schakale“, einem engen Gäßchen im arabischen Viertel, nahe der Muhski. Nur wenige Schritte brauchten wir zu machen, um unter den Platanen der blumenduftenden Esbekie in stiller Behaglichkeit eine Schiesche*) zu rauchen und ein Täschchen köstlichen Mochatrankes zu schlürfen.

Es ist so schön unter den schattigen Alleen der Esbekie! Von fern her tönen gegen Abend sanfte, vom leisen Abendwinde getragene Klänge europäischer Hornmusik oder arabischer Minnelieder. Lustwandelnde Europäer und kühlensuchende Europäerinnen gehen vorüber, manchmal auch Levantiner mit ihren verschleierten Frauen. Wie blitzen die dunklen Augen hinter dem Schleier hervor; wie ruhen sie bisweilen so sonderbar fragend auf dem Fremdling! Und darüber blaut der herrliche Himmel Egyptens, bis ihn die scheidende Sonne in Purpur kleidet. Die hin und her wandelnden Damen und Herrn verschwinden, aber die Blumengeister werden wach mit der Nacht. Die Sterne funkeln so herrlich vom dunklen Himmelssdome herab, die Luft ist so kühl und doch so unendlich mild. Man sitzt träumend auf der harten Bank aus Palmenstelen, aber alle Sinne sind geschäftig, die Herrlichkeit der Nacht zum Throne des Geistes zu bringen. Oft war Niemand mehr auf den Spaziergängen zu sehen, außer uns. Wir blieben noch, wenn schon alle Uebrigen heimgegangen waren. Nicht wahr, Bauerhorst?

In Kairo hatten wir drei liebenswürdige Deutsche kennen gelernt, in deren Gesellschaft wir manche frohe Stunde zubrachten. Es war der Naturforscher Dr. Theodor von Heuglin aus Württemberg, der Kaufmann Sauer aus Hannover und der Dr. med. Theodor Billharz aus Sigmaringen. Heuglin würzte durch wissenschaftliche Mittheilungen oder Sauer durch seine Gesprächigkeit und Billharz durch sein gemüthvolles Wesen die gemüthreichen Abende unseres Vereins. Billharz war die Seele der Gesellschaft. Ich bin unentschieden geblieben, ob ich seinem treffli-

*) Arabischer Name der Wasserpfeife (Margileh).

chen Charakter oder seinen tiefen, gründlichen Kenntnissen größere Anerkennung und Achtung zollte.

Im Anfange des November saßen wir im Divahn Sauer's zusammen und schlürften den Rauch des köstlichen Krautes Djebeli. Cyperwein funkelte in den krystallinen Gläsern. Heuglin sprach von einer beabsichtigten Reise an das rothe Meer. „Gehen Sie mit mir“, sagte er zu uns. Wir überlegten und beriethen. Bald waren wir übereingekommen. Bauerhorst und ich wollten Heuglin nach dem rothen Meere, er dagegen sollte uns nach dem Sinai begleiten. Die Gläser klangen zusammen: „Auf eine glückliche Reise!“

Reise von Kairo nach dem Sinai.

„Die Mönche, so weder Gott, noch die Menschen kennen,
sind gekrochen in die Wüste und haben darin für sich selbst
gelebet, welches denn gar nicht christlich ist; sondern das ist
christlich, daß Du bleibest in der Welt und unter den Leuten.
Luther.

Am 9. November. Beduinen von der peträischen Halbinsel Arabiens brachten die gesattelten Reit- und Lastkamele vor unsere Wohnung. Wir bestiegen sie und verließen, unserem Gepäck vorausreitend, die Hauptstadt durch das nach Norden gelegene „eiserne Thor“, wandten uns dann aber auf einer zwischen hohen Schuttbergen und Stachelfeigenhecken dahinführenden, staubigen Straße östlich, umritten den nördlichen Theil der Stadt und betraten in der Nähe des Bah el Nassr die Wüste auf einer vorzüglichen, mit Bäumen bepflanzten Hochstraße. Links lag das neuerstandene Abahsre, rechts der Djebel el achmar und vor uns die erste Posthalterei der englisch-ostindischen Poststraße mit dem in ihrer Nähe erbauten Telegraphen. Die Freunde begleiteten uns zu Esel bis zu letzterem Orte und verließen uns erst mit einbrechender Nacht. Wir setzten die Reise fort und ritten bei angehendendem Mondenscheine noch einige Stunden in die Nacht hinein. Bei der vierten Posthalterei lagerten wir, um uns zur Ruhe zu begeben.

Die von Kairo nach Suës führende Straße wurde vor mehr als einem Jahrzehnt von den Engländern mit den erwähnten Posthaltereien erbaut und nach einer ziemlich langen Benutzung an die ägyptische Regierung abgetreten. Wenn ich von „Erbauung“ der Straße spreche, meine ich damit mehr die Einrichtung der Stationshäuser, als einen eigentlichen Wegebau. Man räumte die größten Steine weg, welche an der für die Straße erwählten Stelle

der Wüste lagen und warf sie bei Seite; das war die ganze Arbeit. Erst jetzt läßt die ägyptische Regierung eine wirkliche Hochstraße herstellen, ist aber zugleich auch genöthigt, neue Stationshäuser zu errichten, weil die, welche die Engländer erbaut hatten, aus Holz bestanden und nur für die Zeit, während welcher die Benutzung der Straße den Engländern ausschließlich zugehören sollte, berechnet waren. Nach Ablauf einer mit der ägyptischen Regierung durch Vertrag festgestellten Reihe von Jahren übergab die Compagnie ihr Werk an die ägyptische Regierung. Diese hatte dann das Vergnügen, eine sogenannte Straße in eben demselben Zustande zu erhalten, in welchem sich die Wüste früher befunden hatte, bemerkte, daß sie von den schlauen Söhnen Albions recht anständig betrogen worden war und fing nun an, dasselbe zu thun, was sie vor mehr als funfzehn Jahren auch hätte thun können: eine wirkliche Straße und massive Posthäuser anzulegen.

Jedes der Stationshäuser besteht aus einem langen Gebäude mit zwei Vorderflügeln, welche durch eine ziemlich hohe Mauer wiederum mit einander verbunden sind. Das Hauptgebäude enthält Stallung zu vierunddreißig Pferden und Maulthieren für den Postdienst; in den Flügeln wohnen die Postknechte und der Postbeamte. Zwei große gußeiserne Kasten werden vom Nil aus durch Kamele mit Wasser versehen und müssen fortwährend den nöthigen Bedarf für drei Tage enthalten. Die Gebäude liegen ungefähr eine deutsche Meile von einander. Sie sind numerirt und werden von Kairo aus gezählt. In der Nähe der Stationen Vier, Acht und Zwölf hat man Gasthäuser für die Postreisenden errichtet. Der bloße Eintritt in dieselben muß aber erst mit einer Guinee erkaufet werden; die Lebensmittel sind natürlich ebenfalls enorm theuer.

Am 10. November. Die Wüste ist sehr einförmig, der Weg bietet wenig Unterhaltung. Selbst von einer Wüstenvegetation sieht man fast keine Spur. Es ist Alles todt. Nur die zweibindige, die isabellfarbene Wüstenlerche oder eine versprengte Gazelle zeigt sich manchmal dem Reisenden. Erst in der Nähe der hohen Gebirge am rothen Meere wird es besser. Dort erhält der dann und wann fallende Regen in den durch

das Wasser ausgehöhlten Chuahr einzelne Büsche am Leben. Zu Bäumen erstarben sie nicht.

In der Nähe des Stationshauses Acht liegt auf einem niederen Berge das Wüstenschloß Abahs = Pascha's, Dahr el Behde, „das weiße Haus.“ Es ist ein unbedeutendes Gebäude. Der Bizekönig ließ das ganz aus Holz bestehende Haus aus Schweden kommen und in der Wüste aufstellen, weil Aerzte ihm versichert hatten, daß die reine Luft der Wüste sehr gesund wäre. Niemand pflegte seinen Leichnam mit so erstaunlicher Sorgfalt, wie der edle Bizekönig. Man brauchte, wenn er in Dahr el Behde residirte, täglich für hundert Marien = Theresien = Thaler Milwasser zum Bedarf seines Hofstaates.

Der Beamtete der Station Neun gibt uns, auf unsere Bitte, dicht neben seiner Wohnung in kaum vier Fuß Tiefe gegrabenes Steinsalz. Chemische Untersuchungen, welche wir im Vaterlande mit ihm angestellt haben, ergaben, daß es aus siebenundneunzig Prozent reinem Chlor = Natrium besteht und also unter das chemisch reinste Salz der Erde gerechnet werden kann.

Wir übernachteten bei der Station Elf.

Am 11. November. Beim Erwachen zeigt uns der hohe Djebel Ataka seine von Wolken umlagerten zackigen Gipfel. Die Stationen sind heute sehr groß, der Weg ist uneben und beschwerlich. Er würde für uns sehr langweilig geworden sein, wenn nicht schon nach der Station Dreizehn ein anziehendes Bild uns gefesselt hätte. Vor uns lagen in blauer Ferne die Gebirge Astens, rechts die leuchtende Fläche des rothen Meeres. Weiter nach Suës zu, fast gegenüber der Station Vierzehn, sahen wir um Mittag eine kleine Festung. Es ist die Khelääh el Adjërüht. Man hat sie früher zum Schutze der Pilgerkarawane errichtet und mit Geschützen und einer ziemlich starken Besatzung versehen. Jetzt sind die Kanonen verrostet; die Besatzung ist, weil sie nicht mehr nöthig erscheint, verringert worden. In der Nähe des Forts befindet sich ein Brunnen mit Bitterwasser.

Von hier aus hat man noch zwei deutsche Meilen bis Suës. Der Weg führt immer bergab. Nach zwei Stunden kommt man

zu der letzten Station der Wüste. Eine Stunde weiter nach dem Meere zu liegt der Brunnen, welcher die Bewohner des Städtchens mit Wasser versieht. Es wird durch ein Schöpfrad aus der Tiefe emporgehoben, ist aber ebenfalls bitter.

Noch ehe wir Suës erreichten, war die Nacht hereingebrochen. Beim Eintritte in das von Soldaten bewachte Thor wurden wir von einem Duarantänebeamten um unsere Pässe befragt. Obgleich dies in arabischer Sprache geschah, wußten wir doch sogleich, daß wir es mit einem Europäer zu thun hatten. Der ruhige Türke behelligt die Reisenden mit solchen Geringsfügigkeiten nie.

Wir stiegen in dem Gasthause eines Italieners, des Signore Antonio Pachini, ab und fanden gute Aufnahme. Die Wellen des rothen Meeres bespülten fast die Grundmauern des Hauses.

Am 12. November. Hinter den Gebirgen Afiens stieg die Sonne an dem klaren Himmel empor und sandte uns ihre ersten Strahlen in das wohnliche Zimmer, in welchem wir die Nacht zugebracht hatten. Wir warfen die Gewehre über die Schultern und wanderten nach dem Meere hinaus. Es war die Zeit der Ebbe. Ueber eine halbe Meile Wegs konnte man auf einer jetzt trocken liegenden Sandbank in das Meer hinein gehen. Arabische Fischer waren beschäftigt, mit spitzen Stöcken die Krabben anzuspiesen, welche in den Lachen zurückgeblieben waren. Reiche Muschelbänke gaben uns Beschäftigung. Wir sammelten und aßen austernartig schmeckende Konchylien, welche wir lebendig gefangen hatten. Der Djebel Ataka lag im schönsten Sonnenglanze vor uns, scheinbar in einer Nähe von nur einer Viertelmeile, obgleich die Entfernung wohl das Sechsfache betragen mochte. Von der Spitze der Sandbank aus sandten wir mit unseren Büchsen Kugeln nach Afiens hinüber. Um zehn Uhr trieb uns die ankommende Fluth zurück. Die Küste des Meeres flacht sich so sanft ab, daß das Wasser zur Fluthzeit so schnell, als ein Mensch gehen kann, dem Ufer zuläuft. Wir mußten uns vor den herankommenden Wellen flüchten.

Der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt im rothen Meere sechs Fuß. Nur bei letzterer können die in einer Art von Hafen im Anfange des Pharaonenkanals liegenden kleineren Schiffe

in das offene Meer hinausfahren. Seeschiffe und Dampfer der englisch-ostindischen Gesellschaft liegen auf der Rhebe beiläufig eine halbe Meile von Suës entfernt; zur Verbindung mit ihnen dient ein kleines Dampfboot, welches die Reisenden und Waarenballen herein und heraus befördert.

Man nennt die Küstefahrzeuge des rothen Meeres, wie die mit Kajüten versehenen Nilbarken, Dahabie, obgleich sie sich von diesen hinlänglich unterscheiden. Sie sind fester als die Nil-schiffe gebaut, haben kein Verdeck und nur ein kleines Kajütenhäuschen, gehen tief und segeln, obgleich sie gewöhnlich bis an den Rand des Bords beladen werden, vortrefflich. Viele der reicheren Bewohner von Suës besitzen ihren hauptsächlichsten Reichtum in diesen Dahabiäht. Der Handel würde sich deshalb bloß in ihren Händen befinden, wenn nicht Mahammed-Ali durch ein wohlthätiges Gesetz Diesem gesteuert hätte. Die Schiffe dürfen nämlich nur in der Reihenfolge, in welcher sie angekommen sind, den Hafen verlassen. Dann kommt es freilich vor, daß einzelne Schiffe Monate lang unbenutzt liegen bleiben*). Allein bloß durch dieses Gesetz ist es möglich, daß den Anmaßungen der Levantiner oder dem Einflusse, welchen sie sonst mit ihrem Gelde leicht ausüben dürften, einigermaßen entgegen gearbeitet wird und sich auch andere Bewohner des rothen Meeres an der Schifffahrt betheiligen können.

Suës ist ein sehr kleines Städtchen und dürfte kaum mehr als dreitausend Einwohner zählen. Es ist schmutzig, wie alle egyptischen Städte, wird aber dem Fremden noch besonders durch den Mangel an gutem Trinkwasser unangenehm. Dieses ist bitter, übel-schmeckend und selbst mit Essig wenig zu verbessern. Im Sommer ist der Aufenthalt in Suës für den Fremden kaum zu ertragen; der Genuß des Wassers verursacht dann entweder Erbrechen oder erzeugt Krankheiten. Die geographische Lage des Städtchens ist 29° 57' n. Br. und 30° 11' östl. Länge von Paris.

Nur wenige Christen sind hier ansässig. Sie sind, wie der

*) Nach neuesten Nachrichten soll das Gesetz aufgehoben sein.

größte Theil unserer im Oriente lebenden Glaubensgenossen, falsch, treulos, heuchlerisch und betrügerisch. In dieser Hinsicht soll unter ihnen der Konsular-Agent Kosta obenan stehen. Dieser Mann vertritt die Unterthanen Frankreichs, Rußlands und Oesterreichs und betreibt einen bedeutenden Handel nach dem glücklichen Arabien. Wir lernten mehrere Europäer kennen, welche sich uns natürlich nur von ihrer liebenswürdigen Seite zeigten. Es waren Angestellte der Quarantäneanstalt oder der ostindischen Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft.

Am 13. November. Heute fuhren wir in einer kleinen Barke nach dem offenen Meere hinaus, landeten zuerst in Asien und kehrten dann nach Afrika zurück. In der Nähe des Djebel Ataka, jenes prächtig geformten, 5400 Fuß hohen Gebirgstockes, suchten wir Konchylien und erlegten mit der Büchse fünf Stück der von den Arabern sehr gefürchteten Zitterrochen. Die Vögel waren ohne Ausnahme sehr scheu. Ich erkannte unter den großen Flügeln der Strandvögel Aустernfischer und Flammings. Kleinere Strandläufer waren häufig; ebenso auch die in großer Anzahl die Schiffe umschwärmenden Möven und Seeschwalben. Ganz in unserer Nähe lag ein englisches Beobachtungsschiff. Es war eine Dampffregatte von vierundzwanzig Kanonen, zum Schutze der englischen Postdampfschiffe. Letztere fahren monatlich einmal nach Bombai und einmal nach Kalkutta. Sie brauchen bis zum Bahrel Mandeb neun und bis nach Bombai fünfzehn Tage Fahrzeit.

Am 15. November. Ein gerade nach dem glücklichen Arabien abgehendes Schiff bot uns Gelegenheit, den größten Theil unserer Reise nach dem Sinai mit aller Annehmlichkeit einer Seefahrt zurücklegen zu können. Wir mietheten die Kajüte einer großen Dahabie für hundertundfünfzig Piaster oder zehn Thaler preussisch bis Tohr und schifften uns mit unserem Gepäck Nachmittags ein. Außer uns fanden sich mit dem Schiffsvolke nach und nach so viele Reisende ein, daß die ganze Schiffsgesellschaft aus mehr als neunzig Köpfen bestand, obgleich die Dahabie bis an den Rand des Bords mit Waaren beladen war. In den verschiedensten Stellungen und Lagen saß und kauerte die bunt zusammengewürfelte

Menschenmenge durch einander. Es war eine wirkliche Musterkarte verschiedener Nationen. Man fand Europäer, Türken, Araber aus Jemen und dem Hedjäs, von der peträischen Halbinsel und aus Massowah, Beduinen und Egyptianer, Morharbi, Perser, Nubier und Dahr=Fuhr=Neger auf einem kleinen Schiffe vereinigt. Die meisten der Reisenden wollten sich nach Djetta begeben.

Jetzt besahen wir uns das Schiff etwas näher. Es mochte neunzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit sein. Die niedrige und enge Kajüte hatte verschließbare, sehr kleine Luken, enthielt eine Masse von verschiedenartigen Geräthschaften, war schmutzig und stank abscheulich. Doch war sie immer noch der beste Platz auf der ganzen Dahabie. Einzelne Reisende hatten sich elastische, den Anakharib des Ost=Indahn ganz ähnliche Rahmen an die Seiten des Vorderes gebunden, um auf ihnen frei über dem Wasser des Meeres zu sitzen oder zu schlafen. Ein einziger jäher Stoß würde sie in das Meer hinabgeworfen haben. Sie besaßen die zweitbesten Plätze. Die übrige Reisegesellschaft lag oder kauerte, fortwährend durch die Arbeiten der zahlreichen Schiffsmannschaft belästigt, auf den Waarenballen herum, so gut es eben gehen wollte. Bei jedesmaligem Segelwenden mußten hier die Maaten erst heruntergelassen, die Segel losgebunden und wieder befestigt werden. Es geht, trotz der damit verbundenen Umstände, ziemlich rasch von Statten, ist aber für die auf dem Deck sich Befindlichen eben nichts Angenehmes. Weiter nach vorn stand ein mit Erde gefüllter Kasten, welcher als Küche diente. Große thönerne Gefäße enthielten das nöthige Wasser. Der Steuermann hoekte hinten auf dem Deck der Kajüte und richtete sein Schiff nach seiner Ortskenntniß; wenigstens schien er den Gebrauch des Kompasses nicht zu kennen.

Nach dem Signalschusse von dem auf der Rhede liegenden Kriegsdampfer lichtete das Schiff den Anker. Unter einem höchst unangenehmen Geschrei der Matrosen, wobei Einer mit seiner unbeschreiblich widerlichen Fistelstimme die Anderen überheulte oder ihrem Gebrüll vorschrie, wurden die Segel aufgehißt und die Dahabie durchglitt rasch die dunklen Wogen.

Am 16. November. Auf dem rothen Meere. Rechts und

links sieht man die hohen, prächtig gestalteten Gebirge der afrikanischen und asiatischen Küste des Meerbusens von Suës. Sie bringen Leben in die Dede der Küsten. Der Meerbusen ist sehr schmal; man kann zu beiden Seiten die kleinsten Hügel am Meeresufer wahrnehmen. Es ist, als ob wir auf einem großen Strome schwämmen, so nahe ist das Land auf beiden Seiten. Nur die Farbe des Wassers zerstört diesen Traum. Sie ist ein prachtvolles Ultramarin, die ganze Kraft der südlichen Sonne liegt auf ihm. Das lichte Blau des Himmels spiegelt sich in dem dunklen Blau des Meeres. Wie schwarze Flecken schimmern die Korallenbänke vom Grunde desselben zu uns herauf. Aber sie liegen tief, tief unter uns; das Schiff segelt, von dem frischem Nordwinde rasch dahineilend, ungefährdet über sie hinweg. Nach Einbruch der Nacht wirft man den Anker in der Nähe der gefürchteten Korallenbank Schah el Chahsa unweit des Rahs Abu Selihme.

Am 17. November.

„Lustige Delphinenschaaren,
Scherzen in dem silberklaren,
Reinen Element umher.“

sie umkreisen unser Schiff, Scharben und Tölpel schwimmen und tauchen im Wasser herum. Der Morgen ist so klar, so mild, so schön! Die Sonne beleuchtet Afrika's niedere Gebirge, nachdem sie mühsam über die zackigen Häupter des Diebel Serbal heraufgestiegen. Man sieht nur Himmel und Wasser, Berge und Sand, Wüste und Meer und dennoch lebt es und regt es sich. Wir stehen auf dem höchsten Punkte der Kajüte und lassen unsere Blicke herumschweifen. Das Auge findet immer einen Gegenstand, auf dem es mit Interesse haften bleibt.

Gegen zehn Uhr Vormittags zeigt sich uns der armfelige Flecken Tohr. Mit einer geschickten Wendung fahren wir in den gefährlichen Hafeneingang hinein und werfen, nachdem wir uns hart an Korallenriffen dahingezogen hatten, bald den sicheren Anker. Vor uns liegen die Gebirge des steinigen Arabien in einer langen, malerischen Reihe, mehr zur Linken erhebt der riesige Serbal seine Häupter und hart am Meeresstrande bezeichnet ein schattiger

Hain die Lage des griechischen Klosters Marto. Es liegt nördlich von Thor in der Nähe des Hädjär el Mä und einer Therme, welche der edle Bizetönig Abahs bereits ausgewählt und beschloffen, dort sich ein Haus zu bauen, um seinen wollüstigen Leichnam zu baden und zu stärken.

Tohr selbst ist öde und arm. Es besteht aus kaum zwanzig, meist von griechischen Familien bewohnten Häusern. Was der Mensch hier dem Meere abgewinnt, besitzt er, weiter Nichts! Korallenriffe liefern ihm den Baustein zu seinen elenden Hütten, Fische und wenige Dattelpalmen im Sande der Wüste am Saume des Gebirges Nahrung und Geld zur Nothdurft des Leibes. Ein einziger Brunnen mit ziemlich gutem Trinkwasser versorgt ihn und durchziehende Pilger mit diesem nöthigen Lebenselemente. Wenige für Trinkwasser, welches er an die in den Hafen kommenden Schiffe verkaufte, eingenommene Pfaster wendet er an, um sich Getreide zu seinem Brode zu kaufen. Und trotzdem, daß er sich unter den ihm nahewohnenden Beduinen noch einen Schutzherrn erwählen und diesen besolden muß, um ruhig und sicher das Wenige zu genießen, lebt er still und glücklich, zufrieden mit seinem kargen Schicksale, zufrieden mit den geringen Gaben der Natur, welche er empfängt. Er vermeint, sein Haus auf heiligen Boden gegründet zu haben und glaubt den Worten seines würdigen Geistlichen Glesius, der ihm sein Glück zu schildern bemüht ist.

Doch nicht lange schweifen unsere Blicke über die öde und dennoch anziehende Landschaft dahin. Ein kleines Boot nähert sich unserer Dahabie. Der Grieche, welcher das Ruder handhabt, ladet uns ein, an's Land zu gehen. Er geleitet uns in seine dürftige Wohnung, breitet geschäftig ärmliche Teppiche auf dem Boden aus, bringt uns mit Mandeln durchknetetes Dattel- und frisches Weizenbrod, Mandeln, köstliches Wasser und bereitet uns einen festlichen, gastfreundlichen Empfang. Bewundert schauen wir seinem Beginnen zu und erhalten auf unser Befragen, aus welcher Absicht er Alles gethan habe, die Antwort, daß es auf Befehl eines in seinem Hause wohnenden Europäers geschehen sei. Dieser habe ihn beauftragt, bei jedem ankommenden Schiffe nach Europäern zu

forschen und falls sich deren fänden, sie herüber zu holen und gastlich aufzunehmen. Dann übergibt uns der Grieche einen Pakt Zeugnisse, um deutlich darzuthun, daß sein Haus schon von Bieslen gekannt sei. Die Papiere durchblättern, sehen wir, daß wir uns auf einem für uns klassischen Boden befinden. Ruppell's und Ehrenberg's Namen befinden sich unter den Unterschriften der vielen Zeugnisse, welche Naturforscher hier zurückließen. Auch der jetzt hier wohnende Franzose beschäftigt sich mit wissenschaftlichen Sammlungen. Wir sind begierig, ihn kennen zu lernen.

Mittlerweile ist ein Mann hereingetreten, den ich meinen Lesern zuerst in seinem Kostüm vorführen will. Ein zeretzter, breitrandiger, früher grau gewesener Hut beschattet eine verrostete Stahlbrille; der Ärmel eines Hemdes ist um einen sehnigen, sonnenverbrannten Hals gewunden, um als Tuch zu dienen; die Weste, an welcher man noch aus Spuren wahrnehmen kann, daß sie früher aus Sammet bestand, ist, mit zwei Knöpfen zusammengehalten, nicht im Stande, ein schmutziges, grobes und zerrissenes Tuch zu verhüllen, das die Stelle des Hemdes vertritt; die Unterbeinkleider blicken durch viele Löcher der oberen und verschmelzen mit grauen, in riesigen Schuhen steckenden Strümpfen zu einem wunderlichen Ganzen. Auf den Schultern des Hereingetretenen hängt eine zerrissene Jacke mit mächtigen Seitentaschen, aus denen Tücher heraus schauen, welche lange des reinigenden Wassers entbehrt haben; in der einen Hand trägt er einen Knotenstock, während die andere eine Pfeife hält, die nur aus einem Thonkopfe besteht, den man an einem Stückchen Rohr befestigt hatte. Das zweite Ende des Rohres steckt in einem von röthlichen Barthaaren umbüsteren Munde, welcher Dampfvolken stinkenden Tabaks von sich bläst und mit ihnen die ganze Gestalt in ein magisches Dunkel hüllt. Erstaunt blicken wir den räthselhaften Fremdling an und halten ihn höchstens für einen im Dienste des Franzosen stehenden Vagabunden. Doch müssen wir diese Meinung bald aufgeben, als der Fremde sich uns nähert und unter dem Namen und Titel: Monsieur de Malzac, naturaliste et attaché à l'ambassade française à Rome vorstellt. Und nun drückt er in französischer Sprache

sein Vergnügen aus, uns zu sehen und löst unser Erstaunen ob seines Aufzuges mit der Erzählung, daß er von Räubergesindel überfallen und aller seiner Kleider beraubt worden wäre. Das Kleid machte auch hier den Mann nicht. Der zerlumpte Franzose war der artigste und interessanteste Mann, den wir finden konnten.

Bald waren mehrere Kamele zur Reise nach dem Sinai aufgetrieben *). Schon nach dem Assir verließen wir Tohr und wandten uns dem schönen el Wadi zu, in dem wir dann nach kurzer Unterbrechung bis zehn Uhr Nachts dahin ritten. Erst als die Müdigkeit uns zur Ruhe mahnte, stiegen wir aus dem Sattel und lagerten uns in der Nähe des Gebirges unter Mannabäumen.

Am 18. November. Mit dem Grauen des Morgens wecken uns die Kameltreiber und mahnen zur Weiterreise. Das Gebirge liegt vor uns. Es ist zerklüftet,erspaltet und zeigt uns Schluchten und Thäler, Berge und Felsen in mannigfacher Abwechslung. Scheinbar ist es nur eine Viertelmeile von uns entfernt und dennoch liegt noch die ganze Breite der Wüste Sin zwischen uns und dem Fuße der ersten Vorberge. Wenn ich das Wadi vor uns die Wüste Sin nenne, folge ich der Meinung von Lepsius, welcher gewiß nicht mit Unrecht den Serbal für den Sinai der Bibel hält **). So hoch der majestätische Berg auch die umliegenden

*) Man bezahlt von Tohr bis auf den Sinai dreißig Piaster für das Stück.

**) Reise des Professor Dr. Lepsius von Theben nach der Halbinsel des Sinai, vom 4. März bis zum 14. April 1845. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 3. Januar 1846 fand ich darüber folgende Stelle:

„Wenn manche andere Neuerungen der Art zum ersten Eindruck ein bedenkliches Mißtrauen haben mögen, so macht die vorliegende um so gespannter, da ein Name, welcher der Wissenschaft bereits so theuer geworden, für den Ernst der Forschung bürgt, mit dem sie gemacht worden ist. Den Beweis für seine Ansicht führt Lepsius auf die einzige Weise, welche wahre Geltung verdient. Von einer genauen Untersuchung des Terrains nämlich, auf dem ganzen Wüstenstriche, der in Betracht kommt, geht er aus und stellt mit den gewonnenen Ergebnissen den biblischen Text vom Zuge der Israeliten zusammen. Er glaubt, daß sich Beides vollkommen vereinigt, um als den einstigen Sinai den heutigen Serbal nachzuweisen, von dessen Fuße bis zum Katharinenkloster am Fuße des jetzt allgemein gefeierten Sinai der natürlichste Weg noch gegen zwei Tagereisen beträgt.

den Gebirge überragt, er scheint uns niedriger vorzukommen, als vom Meere aus und dennoch wissen wir, daß seine Höhe sechstausend Fuß beträgt. Die Beduinen erzählen mir von dem „Schech el Serbal“, dem „Bëddën“ oder arabischen Steinbock und die Luft wird in mir rege, den Gipfel des Mächtigen zu besteigen, wenn auch das Fernrohr mir sagt, wie hoch und steil er ist. Doch ich bin ja nicht allein und muß mich dem Willen meiner Reisegefährten, welche schnurstracks auf das Gebirge zuilen, unterordnen. Nach dreistündigem Ritte sind wir am Fuße desselben angelangt und wenden uns links, dem Eingange des Wadi-Serbal zu.

Um zehn Uhr betreten wir es und gelangen nach einer klei-

Ganz besonderes Gewicht legt Lepsius noch darauf, daß das durch seine üppige Vegetation vor allen anderen Wadi's der arabischen Wüste ausgezeichnete Feiranthal allein den gehörigen Reichthum an Wasser und Weide besitzen konnte, das fast eine Million starke Heer der Israeliten auf längere Zeit zu fesseln. Das Feiranthal, dies glückliche Kleinod der Wüste, müsse, so glaubt er, die Niederlassung der Amalekiter in sich gefaßt haben; die Besitznahme desselben habe Amalek den Israeliten in Raphidim, nahe am Eingange des Thales, mit dem Schwerte streitig gemacht. Zur Lagerung im Feiranthale stimme aber vortrefflich der Serbal, der mit seinen majestätischen Felsengipfeln die ganze Lagerstätte beherrscht und zum großen Akte der Offenbarung das herrlichste Terrain dargeboten habe.

Aus der biblischen Beschreibung des Israelitenzugs hebt Lepsius besonders hervor, daß es heißt: die Wüste Sin liege zwischen Elim und dem Sinai. Diese Ausdrucksweise bestätigt, wie er glaubt, sowohl seine Ansicht von der Lage Elim's im heutigen Raibethal am Raß Abu Selhime, als auch seine Geltendmachung des Serbal als des mosaischen Sinai. Der Name des Berges Sinai nämlich, der zur Zeit des Moses nur Sini gelautet habe, hänge offenbar mit dem Namen der Wüste Sin zusammen und bezeichne den Sin-Berg. Mit Elim aber im Raibethale und dem Serbal als Sinai lasse sich in der That die Wüste Sin abgrenzen. Auch in den übrigen Theilen der mosaischen Aufzeichnungen von der israelitischen Wüstenreise findet sich nach Lepsius durchaus Nichts, was seine Hypothese beeinträchtige.

Dieser neuen Ansicht über den Sinai läßt sich die wissenschaftliche Bedeutsamkeit nicht absprechen. Die Exegeten der Bibel so gut, wie die Kenner der biblischen Geographie sind ihr eine sorgfältige Prüfung schuldig. Künftige Reisende werden sie weiter zu begründen oder auch mit Nachdruck zu widerlegen suchen müssen“ u. s. w.

nen halben Stunde zu einer schönen, palmenbeschatteten Quelle, nach Lepsius der Marah der Bibel. Nur kurze Zeit weilen wir, die Glieder an dem kühlen Wasser, das Herz an der romantischen Lage der Quelle zu erfrischen und lagern uns nach einer weiteren Stunde Wegs mitten im Thale unter Palmen. Wir bereiten uns ein einfaches Mittagsmahl und ruhen uns von den Beschwerden des Mittes aus. Heuglin zeichnet die malerischen Felsenpartien, welche wir von unserem Ruhepunkte aus erblicken können. Dann setzen wir die Reise fort. Jede Biegung des Thales vollt ein anderes Panorama vor uns auf. Eng läuft es in fortwährenden Windungen zwischen hohen Granitmauern, welche es fast senkrecht einschließen, dahin. Immer ueue Schönheiten des wechselvollen Bildes fesseln das Auge. Und dennoch weilt es nicht lange auf ihnen, nicht auf den Spuren der durch das Wasser hervorgerufenen Zerstörungen, sondern schweift über die Häupter der Palmen hinweg, an den Felsenwänden empor und verliert sich in der ruhigen Bläue des azurnen Gewölbes, das auf den Felsen ruht.

Am 19. November. Ein äußerst steiniges Terrain beginnt bald nach unserem Lagerplatze der vergangenen Nacht. Der Weg wird den Kamelen so beschwerlich, daß wir genöthigt sind, abzusteigen und zu Fuße zu gehen. Das Wadi-Hebrahn wird enger und steiniger, je weiter wir fortschreiten. Zuletzt theilt es sich in zwei Arme, von denen der eine an einem Berge ausläuft. Wir übersteigen ihn und gelangen durch ein kurzes Thal in das Wadi-Säläfe. Es ist breiter als das Wadi-Hebrahn und mit viel Gestrüpp bewachsen. Nicht weit oberhalb der Einmündungsstelle des Thales, von welchem aus wir das Wadi-Säläfe betraten, sehen wir Araberzelte aufgeschlagen: es sind die Wohnungen unserer Beduinen. Der Djebel Serbal zeigt uns jetzt seine Rückseite; noch malerischer und steiler als die Vorderseite krönt sie den Berg zum wahren Könige des Gebirges. Drei Stunden der Mittagshitze verbringen wir in den Zelten der gastfreien Beduinen, dann setzen wir unsere Reise fort, jedoch nicht, ohne bei den Beduinen Bestellungen auf seltene Thiere gemacht zu haben.

Wir sind vom Meere aus fortwährend gestiegen und jetzt schon in einer Alpenregion angekommen. Selbstverständlich meine ich damit nicht die des Schnees, weil es nur höchst selten vorkommt, daß die Spitzen der höchsten Berge einmal mit Reif bedeckt werden, sondern die, in der sich eine Alpenvegetation zeigt. Ich bin kein Pflanzenkenner und weiß nicht, mit welchen Gewächsen wir es zu thun haben, wohl aber, daß ich die hier vorkommenden noch nirgends gesehen habe. Die Pflanzen duften allesammt; die meisten riechen so stark, daß sie von den Beduinen benutzt werden, um Fleisch längere Zeit frisch zu erhalten, gerade als ob es einbalsamirt werden sollte. Einzelne Hasen und schwache Ketten zweier Arten von Rebhühnern laufen unter ihnen herum. Sonst sieht man außer den Ziegenherden und Kamelen der Beduinen, welche an den Felsen oder Abhängen herumklettern und die würzigen Kräuter abfressen, nur wenige Thiere. Gerade heute aber hatten wir das Vergnügen, einen der seltneren Felsenbewohner beobachten zu können: den südlichen Bart- oder Lämmergeier (*Gypaëtos meridionalis*, *Kays.* und *Blas.*). Um den Gipfel des Djebel Um-säläf schweben fünf Stück dieser kühnen Räuber der Alpengebirge. In schönen Schwenkungen lassen sie sich allmählich in das Thal herab und kommen zuletzt so tief herunter, daß ich nach einem ruhig fliegenden einen Schuß mit der Büchse machen kann. Nur eine Feder fällt aus den Schwingen des herrlichen Vogels herab; er selbst setzt unbekümmert der ernstlichen Drohung seinen Weg fort.

Nicht leicht habe ich einen so schönen Flug gesehen, wie den des Lämmergeiers: er ist der des behenden Falken und nicht der des trägen Geiers. Stolz auf seine Kraft scheint der mächtige Vogel, die Heerden der Ziegen mit seinen Angriffen bedrohend, das kleinliche Treiben der Menschen in der Tiefe betrachten zu dürfen; er sucht seine Ruhe den Wolken näher in der schwindelnden Höhe der Felsspitzen des Djebel Serbal, Muhsa und Katharina. Dort baut er sich seinen unersteiglichen Horst und von dort aus beginnt er seine kühnen Räubereien. Wo er erscheint, ist er das Schrecken der Hirten und der Mütter; ihm gilt es gleich, seiner Brut eine Ziege oder ein kleines Kind zum Fraße vorzulegen.

Zum Abend erreichen wir die zwischen den Granitfelsen el Rhafi und el Farakh hinlaufende, steinige Schlucht Abu Tokh und winden uns in ihr auf künstlichen Wegen bis zur Hälfte hinan. Dann machen wir auf einem sandigen Plätzchen Halt und legen uns zur Ruhe nieder. Rechts und links sind wir von den senkrechten Wänden der genannten Berge eingeschlossen. Sie werfen den Schall unserer abgeseuerten Gewehre unwillig von sich und theilen ihn dröhnend der ganzen Runde mit. Welch' hehre Nacht im Schoße der Felsen, inmitten der unbewohnten Gebirge!

Am 20. November. Auch heute müssen wir wieder zu Fuße über die Steinblöcke im Wege hinwegklettern. Die Kamele sind kaum im Stande, uns auf den schmalen, überaus beschwerlichen, gewundenen Pfaden nachzufolgen. Noch liegt das Dunkel der Nacht über unserer engen Schlucht. Erst hoch oben sehen wir die ersten Strahlen der schon längst am Himmel aufgestiegenen Sonne. Nach einer Stunde Weges haben wir die Spizen des Berges Gottes vor uns. Bald darauf erscheint auch das Kloster St. Katharina, zwischen ihm und dem Horeb (ar. Djebel Charuh) liegend, fast verdeckt von den hohen Cypressen des Klostergartens. Wir erwarten die langsam uns nachkeuchenden Kamele auf einer mit duftigen Kräutern bewachsenen, sandigen Ebene, besteigen sie und reiten im Trabe dem Kloster zu. Um neun Uhr erreichen wir eine von Mahammed-Nali hier stationirte militärische Klosterwache und kommen wenige Minuten später unter der lustigen Pforte des Klosters an.

Es ist ein hohes, großes, fast quadratisches Gebäude mit starken Mauern und Schießscharten, aus denen kleine Kanonen hervorklugen. Der Haupteingang befindet sich ungefähr vierundzwanzig Fuß über den Boden erhöht und wird durch eine mit Eisen beschlagene Thüre verschlossen. Man gelangt vermittelst eines Glockenzuges der in einem Krahnen befestigt ist und herabgelassen wird, zu ihr, indem man sich von den Pfaffen hinaufwinden läßt. Ein anderes kleines Pfortchen führt zu ebener Erde in einen ebenfalls gut verschlossenen Hofraum und von da in's Kloster, eine dritte

Thür steht mit dem von hohen Mauern umschlossenen Garten durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Bei unserer Ankunft feuerten wir einige Schüsse ab. Die Hauptthüre öffnete sich; ein Klosterspaffe mit weißem Barte erschien oben und rief uns ein heiseres „ben venuto“ herab, fragte uns aber doch erst nach Empfehlungsbriefen. Glücklicher Weise hatte uns der Pater Elefius aus Tohr mit einem derartigen Instrumente versehen. Der Pförtner ließ einen eisernen Haken herab und forderte uns auf, den Brief daran zu befestigen und zu warten.

Nach einiger Zeit setzte sich ein stärkerer Globenzug in Bewegung, ein dickeres Seil wurde herabgelassen. Ich war der Erste, welcher sich daran hing und die Luftfahrt antrat. Dank meiner nicht ganz verlernten Uebung im Klettern, ich kam schnell und wohlbehalten oben an. Die Anderen folgten; Kaspar, Heuglin's Diener und Mahammed besorgten das Aufwinden unseres Gepäcks.

Wir befanden uns jetzt im Kloster und wurden zwei Stockwerke höher in bequem eingerichtete, neuerlich erbaute Fremdenzimmer geführt. Von hier aus konnten wir das ganze Kloster übersehen. Es ist ein Chaos von mehreren, während verschiedener Jahrhunderte entstandener, von unwissenden Mönchen ihren jedesmaligen Bedürfnissen gemäß aufgebauten, wirr durch einander geworfenen Gebäuden, ohne Symmetrie, Bequemlichkeit oder Geschmack. Nur die Kirche ist schön. Sie steht mitten im Klosterhofe und ist wenigstens aus einem Stücke gearbeitet und vollendet. Die nähere Besichtigung des ganzen Gebäudes mußten wir jetzt einstweilen verschieben.

Man brachte uns Kaffee, Oliven, Datteln aus Tohr und Brantwein. Später bereitete uns ein Klostergeistlicher das Mittagessen. Es war eher teuflisch als mönchsmäßig einfach und sehr schmacklos. Dazu hatten wir bedeutenden Hunger und hörten gleich beim Eintritte, daß hier das ganze Jahr kein Fleisch gegessen werde. Das waren schöne Ausichten! Wir fanden, daß die heilige Luft des Berges eben nicht gerade satt mache und bedauerten innig, unsere Provisionen nicht besser bestellt zu haben. Einst-

weisen streckten wir uns jedoch recht behaglich auf dem weichen Diwan aus und trösteten uns durch den Genuß des unentbehrlichen Eschibuhf.

Nachdem wir ausgeruht hatten, erschien ein anderer Mönch bei uns und redete uns in deutscher Sprache an. Es war ein in Wien erzogener Grieche, Namens Pietro, welcher von seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmanne, hierher geschickt worden war, weil er Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt hatte. Schon seit mehreren Jahren theilte er gezwungen das traurige Loos zwischen Felsen vergrabener Menschen und schien darüber höchst unglücklich zu sein. Er wurde später unser Führer im Kloster. Ich begann mit ihm noch heute einen Spaziergang durch das ganze Institut zu machen. Zuerst besichtigten wir sechsundzwanzig verschiedene Kapellen, welche in allen Winkeln des Klosters nutzlos angelegt und meist mit abscheulichen Heiligenbildern ausgeschmückt waren. Dann gingen wir zusammen durch das Speisezimmer oder Refektorium nach den unteren Geschossen, in denen man ein Wasch- und Badhaus, eine Mahlmühle, Küche, Remisen und dergleichen Räumlichkeiten zeigte. Die Gänge liefen kreuz und quer durch das ganze Kloster hindurch, ohne daß man sich in dem Wirrwarr von Ställen, Schuppen, Gängen, Zellen u. s. w. zurecht finden konnte. Plötzlich trafen sonderbare Töne mein Ohr; erst langsam, dann immer schneller erschallend, glichen sie zuletzt einem Trommeln. Einzelne Glockenschläge beschloßen die sonderbare Musik, welche die Stunde der Vesper anzeigen sollte. Anstatt der Glocken, die nur Feiertags geläutet werden, bedient man sich eines aufgehängenen, keilförmig gestalteten, tönenden Bretts von hartem Holze, auf welches mit mehreren Hämmern geschlagen wird. Die Schwingungen desselben erzeugen einen ziemlich starken Ton, der sich, vom Sinai und Horeb abspringend, schallend in dem engen Felsenthale verbreitet.

Die Kirche war geöffnet. Wir traten mit dem Beginne der Messe in das Innere derselben ein und befanden uns in einem mit Marmorplatten getäfelten Schiffe, in welchem zu beiden Seiten mehrere mit hölzernem Schnitzwerk gezierte Stühle standen. Nach

Oftn zu endete es mit einem Chor, in dessen Halbkuppel wir ein Mosaikbild bemerkten. Einzelne Kreuzefire und Reliquienschreine waren reich mit Edelsteinen geschmückt. An den Wänden der Kirche hingen viele Heiligenbilder.

Die Amtshandlung begann. Jeder der Mönche hatte einen der Stühle eingenommen und bekreuzigte sich, während ein Geistlicher die Messe las, häufig und andächtig. Nur der alte Prior saß in seinem Lehnsessel; alle Uebrigen standen und neigten sich mehrere Male fast bis auf den Fußboden. Uns war der Gottesdienst vollkommen unverständlich. Zum Schlusse ertheilte der Abt allen Anwesenden seinen Segen, worauf sich die Meisten entfernten. Wir blieben, um uns noch die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigen zu lassen. Zuerst führte man uns nach einer Kapelle, welche die Stelle des heiligen Busches bezeichnen sollte, wie überhaupt die Unwissenheit der Pfaffen für jede in der Bibel erzählte Begebenheit die wirkliche Stelle anzugeben weiß. So sieht man in der Nähe des Klosters auf fast allen hervorragenden Punkten Kreuze aufgerichtet, ohne daß man eigentlich weiß, wozu. Beim Eintritte in die Kapelle mußten wir die Schuhe ausziehen und durften nur in bloßen Strümpfen die auf dem Fußboden liegenden Teppiche betreten. Wenn ich nicht irre, zeigte man uns in einem Glaschranke den heiligen Busch selbst.

Dann gab es noch mit Diamanten geschmückte Messbücher, Teppiche, Bilder, Bischofsstäbe, Kelche, Weihrauchsbecken, Kannen und andere Geräthschaften zu sehen. In der Nähe des Altars machte uns der Mesner auf eine steinerne Truhe aufmerksam, welche die Ueberreste Katharina's, der Schutzheiligen des Klosters, enthalten sollen. Die Lebens- und Leidensgeschichte der Einsiedlerin ist kurz folgende:

Katharina war die einzige Tochter eines Königs von Egypten, gleich ausgezeichnet durch Verstand, Schönheit und Tugend, allein eitel auf diese Vorzüge, ein unerreichbares Kleinod für alle die königlichen Freier, welche sich ihr naheten; denn nur Der, welcher ihr an Verstand und Schönheit gleichkomme, sollte ihr Gatte werden. Und wo fand sich unter den hundert Prinzen, die

um sie warben, auch nur ein Einziger, der entfernt ihr geglichen hätte. Da erscheint ihr nach langem Harren und Wählen die heilige Jungfrau und verspricht, ihr Den zu zeigen, der sie in Allem überträfe. „Folge mir“, spricht die Heilige, „ich will die Sehnsucht Deines Herzens stillen; allein sei ihm, dem Unvergleichlichen, auch treu und gehorsam, sei ihm Braut, er wird Dir Bräutigam sein und Dir der Kronen höchste, der Diademe schönstes auf Deine dunklen Locken drücken.“ Und sie nimmt die freudig zagende Jungfrau bei der Hand und führt sie durch Länder und Wüsten; lange und weit entfernt von Eltern und Vaterhause irrt sie bang dem Traumbilde ihrer Hoffnung nach; ihr Stolz beugt sich unter der Last ihrer Mühen, ihre Eitelkeit schwindet, sobald sie ihrer Bewunderer ledig geworden und noch immer hat sie den Bräutigam nicht gefunden. Klagen und ermüdet sinkt sie in einen tiefen Schlaf; da erscheint ihr die Heilige des Himmels zum zweiten Male, an der Hand ihren Sohn, den Herrn der Welt. Und befriedigt erkennt sie die Hoheit des Unübertrefflichen und dient ihm, in tiefster Rede ihre Wohnung aufschlagend, treu ihr ganzes gottseliges Leben hindurch. Fromm erwartet sie ihr Stündlein in einer Felsenhöhle des dem Berge Gottes gegenüberliegenden Djebel Katharina. Erst Jahre lang nach ihrem Tode finden die Mönche des neuerichteten Klosters den Leichnam der Heiligen und begraben ihn ehrenvoll in ihre Kirche. So erzählte mir Pietro. —

Nur frommen und reichen Russen oder Griechen wird der Sarg der Heiligen geöffnet. Wir bekamen die Gebeine nicht zu sehen, weil wir keine Lust hatten, mehrere Thaler dafür auszugeben, wie bessere Gläubige, als wir waren, wohl thun mögen. Einzelne Russen haben der Kirche des Sinai große Geschenke gemacht. Man zeigt eine Gabe des Kaisers Alexander von sehr bedeutendem Werthe.

Am 21. November. Unser heutiger Ausflug galt hauptsächlich dem Besuch des Klostersgartens. Schon von Weitem war er uns gestern erschienen; sein freundliches Grün inmitten der rothbraunen Felsenmassen that dem Auge so wohl, daß das Herz sich sehnte, unter den schattigen Laubgängen dahin zu wandeln und sich an dem klaren Wasser der Felsquellen zu erquicken.

Wir betraten den Garten durch den unterirdischen Gang, von welchem ich oben gesprochen habe, und kamen zuerst in einen ziemlich in der Mitte des Gartens sich hinziehenden Weg, welcher uns zu einer Ruine führte. Nach Aussage unseres Führers diente das durch ein Erdbeben zertrümmerte Gebäude früher zu einer Sternwarte. Nebenan liegt eine kleine Kapelle mit dem sich unter ihr befindlichen Grabgewölbe der im Kloster verstorbenen Mönche. Die Leichen werden aber erst beigesetzt, nachdem sie vorher in bloßer Erde begraben und durch die Verwesung zum Skelet geworden sind. Man nimmt hierzu einen Zeitraum von fünf bis sechs Jahren an.

Die ganze Gartenanlage zeugt von dem Siege des Fleißes über die rohe Natur. Es war wahrlich kein Kleines, den Granitfelsen ein Stückchen urbaren Erdreiches abzugewinnen; hier galt es, zu arbeiten. Früher wurr durch einander geworfene Steinblöcke und Felsmassen wurden zu Mauern für Terrassen umgewandelt; der von den Steinen befreite Raum wurde mit fruchtbarer Erde bedeckt, diese geebnet und zu Beeten umgeschaffen. Weithin sich erstreckende Kanäle wurden angelegt, um das von den Felsen herabrinnde Wasser aufzufangen, zu sammeln und dem Garten zuzuführen. Sorgfältig wird es dort gehütet und bewacht, damit kein Tropfen des so nothwendigen Elements verloren gehen kann. Mit berechneter Sparsamkeit wird täglich nur eine bestimmte Menge verbraucht und so ist es möglich geworden, einen Garten herzustellen. Hohe Cypressen geben ihm ein klösterliches Ansehen. Fortwährend werden neue Stämmchen angepflanzt, um sie zu Bäumen zu erziehen. Diese werden dann gefällt, zu Brettern und Pfosten zertheilt und im Kloster z. B. zum Ausbau von Kapellen verwendet. Es scheint, als ob seit Jahrhunderten nur ein einziger Gärtner hier gearbeitet habe. Alles wird nach bestimmten, unabänderlichen Regeln betrieben. Man baut in dem Garten Mandeln, Feigen, Stachelfeigen, Trauben und Gemüse von ziemlicher Güte, einzig und allein zum Bedarf des Klosters. Interessant war mir ein walter Feigenkaktus, auf dessen verschiedenen Blättern die einzelnen Mönche Zeit und Ort ihrer Geburt und den Tag ihres Eintrittes in's Kloster

eingeschnitten hatten. Pietro zeigte mir mit einem Seufzer das Blatt mit seinem Namen und der Jahreszahl seiner Ankunft auf dem Sinai.

Gegenwärtig befanden sich sechs und zwanzig Mönche im Kloster. Sie waren, mit Ausnahme eines Russen, Griechen und theils aus Griechenland, theils aus der Levante gebürtig. Man sah viele alte Leute unter ihnen, die noch rüstig und frisch umhergingen. Pietro versicherte mich, daß Jemand, der längere Zeit auf dem Sinai gelebt habe, selten weniger als ein Alter von achtzig Jahren erreiche. Dies mag seinen Grund in der reinen, gesunden Alpenluft des heiligen Berges und der strengen Fastenkost haben, welche, obgleich nahrhaft, doch so einfach ist, daß man sich, wenn man sie einmal gekostet hat, denken kann, was Adam und Eva im Paradiese gekocht haben mögen. Die Mönche essen täglich nur einmal warme Speisen und kommen hierzu auf ein gegebenes Zeichen im Refektorium zusammen.

Ich war bei einer ihrer Mahlzeiten zugegen. Nach einem kurzen, von dem dienstthuenden Geistlichen vor dem im Refektorium stehenden Altare gesprochenen Gebete setzten sie sich in einer gewissen Reihenfolge an die langen Tafeln des gewölbten Speisesaales zum Essen nieder. Still und lautlos ging die Mahlzeit vorüber. Der Prior erhob sich zuerst, dann folgte der Geistliche und schlug dreimal an eine helltönende Glocke. Hierauf erhoben sich Alle; der Geistliche sprach wieder ein Gebet und ging dann, sich vor dem am Eingange stehenden Prior so tief verneigend, daß er mit den Fingerspitzen der ausgestreckten Hände den Fußboden erreichte, zur Thüre hinaus. Alle Uebrigen folgten in derselben Weise und empfingen den Segen des Priors.

So gastfrei und zuvorkommend uns die Mönche im Anfange vorgekommen waren, ebenso habgierig, goldgierig und verstockt zeigten sie sich später. Auch hier auf dem Sinai blieben sie ihrem Nationalcharakter treu. Man verlangte von uns enormen

Bakhschiesch in Gestalt „milder Gaben für die arme Kirche,“ als Bezahlung der uns zu Theil gewordenen gastlichen Aufnahme. Jeden Dienst ließ man sich bestens bezahlen und drängte sich deshalb mit Dienstleistungen aller Art in widerlicher Weise auf. So wurde unter Anderem als unumgänglich feststehend angenommen, daß wir den Sinai nur in Begleitung eines Klosterbruders besteigen könnten und daß für diese Begleitung Jeder von uns siebenundzwanzig egyptische Piafter zahlen müsse; daß wir die Kamele zur Rückreise nur durch Diener des Klosters bestellen und dafür dem Besteller achtzehn Piafter „für neue Schuhe“ bezahlen sollten und dergleichen mehr. Alles Dies wurde uns in einer Art und Weise gesagt, als ob es so sein müsse und gar nicht anders sein könne. Die Pfaffen kamen aber an die Unrechten. Ich war leider zu lange gereist, als daß ich mich allen unverschämten Forderungen so gutmüthig unterworfen hätte. Zuwörderst fand ich es für unnöthig, „der armen Kirche die geringe Summe von achtundvierzig Speciesthalern, wobei ja täglich nur drei Thaler auf die Person gerechnet wären,“ zu schenken, weil wir gerade in dieser armen Kirche Edelsteine gesehen hatten, von denen ein einziger uns alle Drei zu reichen Leuten gemacht hätte; zweitens glaubten wir den Weg auf den heiligen Berg auch ohne Pfaffenbegleitung finden zu können und drittens hatte ich meinen Firmahn bei mir und war entschlossen, das Herz des Hauptmannes der Klosterwache zu rühren und wäre es härter gewesen als die Felsen, auf denen er seine Hütte erbaut hatte. Wir theilten ihnen unsere Ansicht ruhig mit und riefen mit ihr auf allen Gesichtern ein für uns höchst komisches Entsetzen hervor, zumal da ich zugleich bemerkte, daß wir trotzdem die Gastfreundschaft des Klosters noch einige Tage lang zu genießen wünschten und noch zu bleiben gedächten. „Maladetti eretici,“ murmelte der Eine, „fate come volete“ der Andere. Das Letztere schien uns in der That vernünftig zu sein.

Am 22. November. Meine Bestellungen im Wadi = Salase waren nicht ohne Erfolg geblieben. Der Vater des berühmten Jägers Namehr brachte heute in aller Frühe zwei Klippeschliefer (*Hyrax syriacus*); später folgte der Sohn selbst und

überlieferte uns einen prächtigen Steinbock, für welchen wir einen Speciesthaler bezahlten. Das Fleisch pöfelte Kaspar für die bevorstehende Rückreise sehr sorgfältig ein; Fell und Skelet kamen als werthvolle Stücke in meine Sammlung.

Ogleich der Steinbock im peträischen Arabien nicht häufig ist, kann ihn der Naturforscher doch bald genug erhalten, wenn er, unserm Beispiele folgend, die Beduinen mit seiner Jagd beauftragt. Diese kennen nicht nur alle Plätze, an denen sich die Thiere aufhalten, genau, sondern sind auch viel ausdauernder und enthaltamer bei dieser schwierigen Jagd, als es der Europäer zu sein im Stande ist. Ein Stückchen Brod in der Tasche, seine Luntenslinte über den Rücken, verläßt der Beduine sein Zelt, wandert über Berg und Thal und verfolgt sein Ziel Tage lang, vielleicht ohne zu trinken. Seine schlechten Gewehre vermehren die Schwierigkeit, eins der scheuen Thiere zu erlegen. Nur in einer Entfernung von fünfzig Schritten schießt er, weiter nie, und braucht, bevor er schießen kann, um seine Lunte zurecht zu machen, wenigstens zwei Minuten. Und dennoch erreicht er seinen Zweck. Wie viel leichter würde uns die Jagd mit unseren trefflichen Büchsen werden!

Für heute Nachmittag hatte uns der Jusbaschi oder Hauptmann der Klosterwache zu einer Jagd auf Steinhühner eingeladen. Es kam aber nur zu einem Scheibenschießen mit Büchsen. Unser Türke blieb, zu seinem Erstaunen, mit seiner langen, persischen Büchse hinter unseren kurzen Stutzen zurück; er konnte nicht begreifen, daß kurze Gewehre zuweilen besser schießen können als lange. —

Der Mann führt übrigens ein trauriges Leben. Er ist auf seine fünfzig Mann egyptische Soldaten beschränkt und findet Niemanden, mit dem er seine Muttersprache reden kann. Eigentlich ist er viel mehr Einsiedler, als es die Mönche des Klosters sind.

Am 23. November. Bauerhorst hatte gestern den Sinai bestiegen und machte uns eine so anziehende Beschreibung der Partie, daß wir Beide, Heuglin und ich, heute seinem Beispiele zu folgen beschlossen. Ich schicke der kurzen Schilderung unseres Wegs, des bessern Verständnisses halber, zuerst etwas Geographisches voraus.

Dabei sage ich ganz offen, daß ich die verschiedenen Zahlen anderen Büchern entlehnt und dazu hauptsächlich Ruffegger's genaue Angaben benutzt habe.

Das Kloster „zur heiligen Katharina“ liegt unter $28^{\circ} 32'$ nördlicher Breite und $31^{\circ} 54'$ östlicher Länge von Paris in einer Höhe von 5115 pariser Fuß über der Fläche des rothen Meeres und ist von Suës $34\frac{1}{2}$, von Kairo $56\frac{1}{4}$ deutsche Meilen entfernt. Westlich von demselben thürmen sich die Felsen des Horeb zu noch 2000, südlich die des Sinai zu noch 1982 pariser Fuß über die Thalsohle auf, so daß also die ganze Höhe des Sinai zu 7097 pariser Fuß über dem Meere angenommen werden muß. Der Diebel Katharina ist nach Ruffegger 8168 Fuß hoch, der Diebel Um-Schober noch über hundert Fuß mehr. Mehrere Reisende wollen jedoch noch zwei andere Berge, deren Namen ich nicht kenne, gemessen und 8300 pariser Fuß hoch gefunden haben. Diese dürften als die höchsten Bergspitzen der peträischen Halbinsel betrachtet werden.

Wir verließen das Kloster gegen neun Uhr Vormittags. Der Weg beginnt sogleich ziemlich steil, wird es aber immer mehr, je weiter man in die Höhe gelangt. Er führt in Zickzacklinien den Berg hinan und ist stellenweise künstlich hergestellt. Die Klosterbrüder nennen diese Strecke „den Weg der Engel,“ weil diese es waren, welche Moses eine gangbare Straße erbauten. Sie ist aber so schlecht, daß sie jedem deutschen Pflasterergesellen Schande machen würde. Wenn man ungefähr ein Drittel der Berghöhe erstiegen hat, erblickt man eine schon fast ganz verfallene, über und über mit Namen bedeckte Kapelle, welche der heiligen Jungfrau geweiht ist. Von hier aus führt der Weg auf groben Stufen weiter. Man kommt, wenn man durch zwei Portale durchgegangen ist, auf eine kleine Ebene, in deren Mitte sich ein Becken mit trefflichem Quellwasser befindet, und hat jetzt ungefähr zwei Dritttheile des Weges oder eine Höhe von 6200 Fuß über dem Meere erreicht. Eine hohe Cypresse steht einsam trauernd am Rande des Beckens,

nicht weit davon eine kleine, dem Elias geweihte Kapelle. Nun hat man den letzten Gipfel des Sinai vor sich und etwa noch sechshundert Fuß zu steigen. Dort liegen eine kleine Moschee und eine christliche Kapelle friedlich neben einander. Auch sie sind mit europäischen und arabischen Namen beschrieben worden.

Die Aussicht von Oben ist ziemlich schön, leider aber im Süden durch den höheren Djebel Katharina sehr behindert. An hellen Tagen kann man den Meerbusen von Akaba und den von Suës sehen; wir konnten heute bloß die Wasserfläche des ersteren wahrnehmen. Ich habe den Weg nicht belohnend gefunden. Das Interesse an der Geschichte des Berges ist das Einzige, was ihn anziehend machen kann und dieses wird durch die gräuliche Ignoranz der Klosterpfaffen, welche den ganzen Berg mit ihren Traditionen in Stücke zertheilen zu wollen scheinen, sehr geschwächt. Der Schwung der Phantasie wird durch Kreuze und andere Zeichen, die überall angebracht sind, aufgehalten; der aufgezwungene Glaube stört die Betrachtungen Dessen, der da glaubt, ohne beständig Mahnungen zu bedürfen, daß er glauben soll.

Am 24. November. Am frühen Morgen erschienen die Pfaffen in feierlichem Aufzuge in unserem Zimmer, um uns zu erklären, daß es heute der fünfte Tag sei, den wir im Kloster zubrachten und da auf einen glänzenden Bathschiefch von unserer Seite nicht zu rechnen sei, so — — die Thüre stände uns offen. Wir nahmen diesen wohlmeinenden Vorschlag ohne Weiteres an. Doch fühlte ich ein lebhaftes Bedürfniß in mir, ihnen aus einander zu setzen, daß sie doch eigentlich, bei Lichte betrachtet, die ärgsten Schufte wären, welche jemals in einer Mönchskutte gesteckt hätten, und ihnen zu versichern, daß ich alle Reisende vor ihren Gaunereien warnen würde. Sie erwiderten Nichts, bedauerten aber, wie mir Pietro sagte, im Stillen einmüthig meine grenzenlose Verdorbenheit.

Nun ging ich zum Jusbaschi der Klosterwache und brachte es durch ein sehr energisches Auftreten bald dahin, daß uns Kamele geliefert wurden. Wir beschenkten den Geistlichen, der uns bedient hatte, sehr reichlich, schnürten unser Gepäck, zankten uns nochmals

mit dem Pförtner, welcher ein Lösegeld verlangte, ließen uns eigenhändig an dem Globenzuge herab, beluden die unten lagernden Kamele und verließen nach dem Assir den ungasflichen Ort, dessen Staub ich von den Füßen schüttelte. „Allah jenarhl djinesehum“ — Gott verdamme ihre Art! — sagte der brummende Mahammed, welcher, mit der Klosterkost höchst unzufrieden, freudig die Lustreise antrat. Die Nacht ereilte uns in der Felsenschlucht Abu = Toht, wo wir den schon einmal benutzten Lagerplatz auch heute wieder zur Nachtruhe wählten.

Am 25. November. Bei guter Zeit bricht man auf. Heuglin und ich gehen den Kamelen durch die steinige, unwegsame Schlucht zu Fuß voran, um zu jagen. Die Gegend war, wenn auch reichlich mit Gestrüpp bewachsen, doch sehr arm an Thieren. Um Mittag erreichen wir das Wadi Salafe, rasten unter den Zelten der uns bekannten Beduinen und setzten dann unsere Reise durch das Wadi Rubehk weiter fort. Erst spät in der Nacht lagern wir bei einem freundlichem Feuer unter Mannabäumen.

Am anderen Morgen erreichen wir schon nach kurzem Ritte das reich bewaldete und bewässerte Wadi Feirahn, „das Kleinod der Wüste“ des peträischen Arabien. Uns erschien es wie ein großer Garten. Früher nie gesehene Vögel fangen in den Wipfeln der Mimosen oder bargen sich vor dem sie verfolgenden Jäger in den Kronen der Palmen, welche hier zu einem ausgedehnten Walde vereinigt sind. In der Mitte desselben steht ein ziemlich großes Dorf, dessen Bewohner Viehzucht und Gartenbau treiben, d. h. Dattelpalmen pflanzen, pflegen und deren Früchte verkaufen. Ich hätte hier Tage lang weilen mögen, allein Bauerhorst wollte gern bald wieder nach Kairo zurückkommen und trieb zur Eile an. Am unteren Ende des Thales lagerten wir uns.

Am 27. November. Nach kurzem Ritte gelangen wir in das Wadi meletebe oder zu Deutsch: in „das beschriebene Thal;“ so genannt, weil man in den Felsenwänden desselben viele kufische Inschriften eingegraben sieht. Hierauf führt uns unser Weg durch das Wadi = Sitri nach dem Wadi el Kharakit, einem Begräbnißplatze der Beduinen. Es ist ein eigener, aber wirklich hehrer

Friedhof. Hohe Berge schließen ihn ein. Und da liegen im Sande, auf dem ihr luftiges Haus gestanden, die Kinder der Wüste; sogar die, welche sich im Leben beseindet und beschdet, werden hier vereint. Das Kamel, welches den Beduinen während seines Lebens trug, bringt auch seine Leiche hierher, selbst aus meilenweiter Ferne und schreitet später gleichgültig über das mit weißen Steinen bezeichnete Grab seines Herrn hinweg. Nur selten wird die Ruhe dieses Gottesackers durch eine vorüberziehende Karawane unterbrochen. Gewöhnlich herrscht hier immerdar das recht eigentliche Schweigen des Todes.

In der Nähe dieses Begräbnißplatzes machen uns die Beduinen auf einen nach ihrer Meinung sehr weiten Schuß aufmerksam. Der Großvater Namer's hatte hier einen Steinbock in einer Entfernung von etwa hundertundzwanzig Schritten erlegt und beide Endpunkte der Schußlinie durch große, weiße Kieselsteine bezeichnet. Wahrscheinlich ist dieser Schuß der weiteste, den jemals ein Beduine gemacht hat. Von hier aus führen uns die Beduinen durch ein Wadi, dessen Namen ich vergessen habe, in der Gegend des Birket el Färäühn — „See der Pharaonen“ —, einer Einbuchtung der Meeresküste an den Golf von Suës. Ueber die weite, spärlich mit Kräutern bewachsene Ebene „Wadi = Marhha“ hinwegreitend, gelangen wir an den Bitterwasserbrunnen gleichen Namens und übernachten dort.

Am 28. November. Nach dem Ausbruche der Karawane gehen wir länger als zwei Stunden neben dem Kamele zu Fuße her, um an der Küste des Meerbusens Konchylien zu suchen. Dann geht es durch das Wadi Taibe wieder in die Berge, welche jetzt nicht mehr den Primitivgebirgs-, sondern der Sandsteinformation angehören, hinein. Ganz in der Nähe unseres Weges befindet sich eine unter dem Namen Hamahm el Farauh — „Bad der Pharaonen“ — bekannte Therme, auf welche uns die Beduinen erst aufmerksam machen, nachdem wir sie bereits seit mehreren Stunden hinter uns haben. Um Mittag rasten wir bei den Sandsteinbergen Schöbikö, oberhalb des Thales Ufert und genossen später von der Höhe eines sehr steil in das Thal abfallenden Weges

einen prachtvollen Ueberblick der sich mehr und mehr verflachenden Berge. In weiter Ferne zeigt sich der Spiegel des Meerbusens und scheint mit dem blauen Aetherdust der afrikanischen hohen Porphyrgebirge in Eins zu verschmelzen. Auf dem steilen Pfade, welchen die Kamele nur mit äußerster Vorsicht zu betreten im Stande sind, gehen wir zu Fuße in das Wadi Useit hinab, kosten von dem Wasser der dort zu Tage kommenden Salzquellen und beenden unseren heutigen Weg in dem nicht allzu weit von hier entfernten Wadi Nharandel, wo wir unter wildwachsenden Palmen unser Lager aufschlagen.

Tags darauf kommen wir auf einem höchst langweiligen Wege bis zum Wadi Wardahn. Ein freundlicher Beduine, in dessen Nähe wir uns lagern, erfährt, daß uns der Kasse ausgegangen ist und bereitet deshalb sogleich von diesem so nothwendigen Tranke, um uns damit zu erquicken, obgleich er selbst nicht viel Vorrath besitzt. Das ist arabische Gastfreundschaft und wahrlich himmelweit von der verschieden, welche uns auf dem Sinai zu Theil wurde.

Am 30. November. Wie gestern, war auch heute der Weg höchst einförmig. Wir hatten eine weite, sterile Ebene zu durchreiten, auf welcher wir Mittags nicht einmal Schatten finden konnten. Gegen Abend bekamen wir in weiter Ferne Suës und nahe vor uns die Moßs-Quellen, „Aëuhn-Muhfa,“ zu Gesicht. Heuglin und ich übernachteten hier, Bauerhorst ritt nach Suës voraus.

Die reichern Einwohner von Suës haben sich in Aëuhn-Muhfa Gärten angelegt. Diese werden durch die Quellen, deren Wasser man in künstlichen Becken sammelt, getränkt und erzeugen ein gutgebeihendes Gemüse. Hohe, durch Tarfabäume gebildete Hecken umzäunen sie und geben ihnen ein freundliches Ansehen. Kleine Landhäuser liegen unter den Bäumen zerstreut umher. Die Anlage erscheint von Weitem wie eine Oase der Wüste.

Es ist sonderbar, daß die Quellen, deren man sieben zählt, fast alle auf der Spitze nicht allzu niederer, kegelförmig zugespitzter Sandhügel zum Vorschein kommen. Man hält sich zu der Annahme berechtigt, daß sie mineralhaltig und heilkräftig sind. Ob

das begründet ist, weiß ich nicht. In der That sah ich aber selbst die Quellen von Zeit zu Zeit heftig sprudeln und Gasblasen aufwerfen.

Obgleich die Vegetation nicht ausgedehnt ist, fanden wir doch in der Nähe der Quellen viele Fährten von wilden Thieren, unter denen wir hauptsächlich die von Hyänen und Antilopen herrührenden unterscheiden konnten. Ein in den Gärten arbeitender Araber erzählte uns, daß fast jede Nacht Hyänen erschienen, um von dem Nase eines in der Nähe der Gärten gefallenen Kameles zu fressen. Heuglin legte sich deshalb Abends hinter einen Sandhügel auf den Anstand und erlegte nach kurzem Harren wirklich eins der heranschleichenden Raubthiere.

Am 1. Dezember. Von Aühn Mufsa aus gingen wir zu Fuße dem Meeresstrande entlang, um Konchylien zu suchen. Mittags kamen wir Suës gegenüber bei dem auf asiatischer Seite erbauten Quarantänchäuschen an, mußten dort aber trotz unserer über eine halbe Stunde lang ununterbrochen abgefeuerten Signalschüsse zwei Stunden verharren, bis es dem Quarantänebeamten gefiel, uns nach Afrika hinüber zu holen. Bauerhorst erwartete uns, vor seinem schon gesattelten Kamele stehend, am Wirthshause, verließ bald darauf Suës und ritt nach Kairo voraus. Wir dagegen beschloßen, noch einige Tage hier zu verweilen, um auf interessante Vögel, welche wir an und auf dem Meere gesehen hatten, Jagd zu machen. Unter ihnen fesselte uns besonders eine Mövenart mit schönem silbergrauen Rücken, weißem Hals und Kopf und rosenroth überflogendem Unterkörper, der auch in Europa zuweilen vorkommende *Larus gelastes*.

Erst am 5. Dezember verließen wir Nachmittags bei heftigem und kaltem Nordwinde Suës, um nach Kairo zurückzukehren. Wir erreichten die Station Zwölf und setzten am anderen Morgen den Ritt weiter fort. Das Wetter blieb ebenso unfreundlich, wie es Tags vorher gewesen war. Zum Nassr kamen wir an der Station Acht vorüber. Der Bizekönig residirte gerade in seinem Wüstenschlosse. Von den Zinnen „des weißen Hauses“ flatterten rothseidene Fahnen mit weißem Halbmond und Stern, den Symbolen

Egyptens, in der Mitte. Die Wüste wimmelte von Reitern, Soldaten, Stallknechten, Bedienten und Pferden des Pascha; wahrscheinlich verfluchten sie heimlich insgesammt das sonderbare Gelüst ihres Herrn.

Auf der Station Sechs lagerten wir uns für die Nacht. Der Postbeamte erschien, um uns zu begrüßen, wurde von uns zu einem Glase Wein geladen und folgte unserer Aufforderung so bereitwillig und gewissenhaft, daß in kurzer Zeit die Reste unseres Vorrathes seinen unersättlichen Schlund passirt hatten. Später langte noch der Beduinenschech Cheir-Allah des in der Gegend von Medjihle (einer Stadt Unteregyptens) in der Wüste wohnenden Beduinenstammes Aulahd-Aali mit mehreren Leuten seines Stammes bei uns an. Wir baten ihn, abzustiegen und eine Tasse Kaffee und einen Tschibuk mit uns „zu trinken.“ Er that dies und bat um Gegenbesuch. Bei dieser Gelegenheit kam eine von mir längst schon projektirte Reise nach der Dase Sibah oder Siwah zur Sprache. Schech Cheir-Allah sagte, daß er mit dem Schech der Dase wohl bekannt sei und erbot sich, mich dahin zu begleiten. Ich wurde verhindert, mein Projekt auszuführen. Sollte aber einer meiner geehrten Leser den Tempel des Jupiter Ammon besuchen wollen, dann rathe ich ihm, vorerst zum Schech Cheir-Allah zu gehen und mit diesem die wegen der Raublust mehrerer Beduinenstämme höchst gefährliche Reise anzutreten.

Am 7. Dezember. Das Wetter war den ganzen Tag so abscheulich, daß wir uns sehr freuten, als Nachmittags die Minarets der Moscheen Kairo's aus dem Nebel auftauchten. Freudig und übermüthig, der Maheruhset wieder so nahe gekommen zu sein, trabten wir, so schnell die Kamele laufen wollten, der Esbekie zu. Da begegnete uns ein Araber mit einem Maulthiere, auf welches er ein anderes, gefallenes geladen hatte, um es in der Wüste zu verscharren. Er versperrte uns mit seiner Ladung den engen Weg und dies veranlaßte mich zu der spöttischen, aber, wie ich bald merkte, sehr albernen Frage: „Ist dein Todter auch als Mahamedaner gestorben, lieber Freund? Ohne sich zu besinnen, antwortete der

Mann: „Nein, Herr, das nicht, denn der Todte war ein Christ“ und rief mit dieser treffenden Antwort hellen Frohsinn in uns hervor, der auch durch Nichts weiter gestört wurde. Mit Sonnenuntergang langte ich in unserer Wohnung an, begrüßt von meinem Wirth, dem Bedienten Mansuhr, Bachi eda, der Löwin, den lebenden Affen und anderem Gethiere.

Schl u ß.

„Gut scheint noch Alles; endet's so, begrüße,
Nach Bitter'm um so lieber ich das Süße.“

Ende gut, Alles gut.

Ich bin am Ende meiner Erzählung. Der Winter bannte mich an Egypten; bei meiner zerrütteten Gesundheit durfte ich es nicht wagen, mich plötzlich allen Einflüssen des rauhen Klimas unseres Vaterlandes preis zu geben. Eine angenehme Reise in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute kürzte mir die Zeit.

Am frühen Morgen des 9. Dezember saßen wir in unserer Wohnung im „Schafalwege“ beim Kaffe. Heuglin war bei uns über Nacht geblieben und demnach die fröhliche Reisegesellschaft vom Sinai versammelt. Die Tschibukabt dampften*). Wir besprachen die eben zurückgelegte Reise in ihren Einzelheiten. Da meldete der dienstthuende Mahammed zwei Fremde, welche uns zu sprechen wünschten. Der Eine von ihnen war unser Franzose aus Tohr, jetzt aber unter den Händen des Schneiders, Schuhmachers, Weißzeughändlers, Haarkünstlers und wer weiß wessen sonst noch zum Gentlemen umgeschaffen, daher auch kaum wiederzuerkennen; der Andere stellte sich uns als den Pfarrer Dr. Liebertrut aus der Nähe von Wittenberg mit der Bitte vor, ihm die nöthige Auskunft über eine Reise nach dem Sinai, welche er vor

*) Die langen Pfeifen sind so unerlässlich bei jeder Unterhaltung, daß ich sie hier unmöglich übergehen kann.

hatte, zu geben. Ich erwähne der Bekanntschaft dieses Herrn, weil sich daran meine letzte egyptische Reise knüpft.

Nach einer ziemlich langen Unterhaltung bat mich der Pfarrer, ihn in sein Gasthaus, das Hôtel du Nil, zu begleiten, um dort mit ihm zu Mittag zu essen. Wir traten zusammen in das ziemlich besetzte Gastzimmer, welches heute Franzosen, Italiener, Deutsche und Engländer vereinigte. Von meiner in orientalische Kleidung gehüllten Persönlichkeit schien man nicht eben große Notiz zu nehmen; wahrscheinlich hielt man mich für einen von irgend einem Reisenden angenommenen Dolmetscher. Man sprach anfangs Französisch, später wurde von Einigen die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt, wobei ich Gelegenheit bekam, meine Landsleute kennen zu lernen. Ein mich interessirendes Gespräch eines jungen Mannes mit einem Anderen, den man sofort als Künstler erkennen konnte, führte zu gegenseitiger Bekanntschaft. Ich erfuhr, daß ich mit dem Grafen Schäsberg aus Rheinpreußen und dem kön. preussischen Hofmaler Sildebrandt gesprochen habe. Der Graf war in Begleitung des Pfarrers in Kleinasien und Palästina gewesen und wollte jetzt eine Reise durch Oberegypten machen, um „zu jagen und dabei en passant die Monumente anzusehen.“ Nachdem wir genauer zusammen bekannt geworden waren, lud er mich zu der „Jagdpartie“ in so freundlicher Weise ein, daß ich sein Anerbieten nicht abschlagen konnte. So wendete ich mich also noch einmal dem Süden zu. —

Am Abende jenes für mich nicht unwichtigen Tages trafen wir bei dem k. k. österreichischen Generalkonsul von Huber wieder zusammen. Ich hatte diesen würdigen Vertreter der österreichischen Unterthanen, welcher sich stets bereitwillig zeigte, jedem Deutschen zu helfen, erst heute persönlich kennen gelernt; seinen Namen und edlen Charakter kannte ich längst. Herr von Huber hat mir in jeder Beziehung hülfreiche Hand geboten und mir so viele Beweise seiner Güte gegeben, daß ich es für eine angenehme und heilige Pflicht halte, ihm nochmals öffentlich meinen tief gefühlten Dank zu bringen. Obgleich Ausländer, habe ich von Sei-

ten Oesterreichs einen Schutz genossen, welchen ich nicht genug rühmen kann. Wir verbrachten zusammen einen höchst genußreichen Abend bei dem auch als Wirth äußerst liebenswürdigen Manne.

Unser guter Pfarrer war ein ganz vortrefflicher und gewiß sehr gelehrter Mann, für Egypten aber leider etwas zu alt. Nicht leicht habe ich einen so unentschlossenen Reisenden kennen gelernt, als ihn. Was er heute wollte, verwarf er morgen gewiß. Ueberall um Rath fragend, nahm er gleichwohl keinen an und schwebte deshalb fortwährend zwischen bangen Zweifeln. Ich gab mir alle Mühe, ihm die Ausrüstungen zu seiner Reise zu beschaffen, brauchte aber acht volle Tage dazu, um mit ihm das Nöthige einzukaufen. Am 17. Dezember reiste er, trotz unserer Warnungen, bei heftigem Regenwetter von Kairo ab. Die Kameltreiber, welche uns vom Sinai zurückgeführt hatten, waren uns als brave Leute bekannt und ihm von mir dringend empfohlen worden. Er schien sehr zufrieden zu sein, sichere Leute gefunden zu haben, nahm aber ungeachtet alles Ab Rathens andere und trat mit diesen seine Reise an. Nach wenig Tagen kehrte er, durch Aerger, ungewohnte Strapazen und das fortwährend ungünstige Wetter erkrankt, nach Kairo zurück. Er hatte nur Suës erreicht und war von seinem infamen Dragozman, einem Malteser, noch ärger als von den Kameltreibern gepeinigt, systematisch gequält worden. Die Abscheulichen hatten mit dem widerstandsunfähigen Manne mitten in der Wüste gemacht, was sie gewollt hatten. In Kairo lag der Pfarrer mehrere Wochen lang krank darnieder und dankte es wahrscheinlich nur den Bemühungen meines Freundes, des als Arzt und Mensch gleich ausgezeichneten Dr. Billharz, daß er überhaupt mit dem Leben davon kam.

Das ist eins der Beispiele von Reiseunannehmlichkeiten, welche durch die Schuld böswilliger Bedienten, denen der Reisende mehr oder weniger in die Hände gegeben ist, häufig vorkommen. Man kann mit der Wahl seiner Bedienung nicht vorsichtig genug

sein und darf, wenn diese sich vergangen hat, keine Milde kennen, sondern muß dann bei der türkischen Obrigkeit stets auf strenge Bestrafung dringen. Das ist man späteren Reisenden schuldig!

Am 19. Dezember beschied mich der österreichische Generalkonsul zu sich, um mir Vergleichungsvorschläge des Baron Müller mitzutheilen. Jetzt, nachdem ich mich durch alles erdenkliche Ungemach mühsam durchgearbeitet, gedarbt und entbehrt, dabei aber fleißig und glücklich gesammelt hatte, wollte derselbe die von mir nothgedrungen gemachten Schulden großmüthig — gegen Uebergabe meiner Sammlungen übernehmen! Ich wies seine „Friedensvorschläge“ entrüstet zurück. An mir und nicht an ihm war es, Bedingungen zu stellen.

Von nun an hatte ich vollauf zu thun, unsere Abreise nach Möglichkeit zu beschleunigen und die Gaunereien und Langweiligkeiten des im Dienste des Grafen stehenden Dragoman durch sorgfältiges, diesem höchst unangenehmes Ueberwachen zu verhüten. Ein äußerst praktischer Reisender, der Herr Leopold Buvry aus Berlin, wurde als unser Reisegefährte noch aufgenommen. Ende Decembers hatte ich eine hübsche Dahabie für uns gemiethet, die uns nöthigen Provisionen eingekauft und meine Privatgeschäfte beendet. Die heilige Weihnacht brachten wir in Gesellschaft meiner mir sehr werth gewordenen Bekannten bei Sauer zu. Wir saßen gemüthlich zusammen, schwastzen, rauchten, tranken Cyperwein und gingen um Mitternacht in die nahe Kirche des Klosters zur heiligen Erde, wo wir die Christmesse mit anhörten. Das war die einfache Feier des Christabends, die rechte war es nicht, aber wie sollten wir das heilige Fest anders begehen?

Zwei Tage später verließen wir Bulakh, wandten uns aber nördlich, weil wir in der Nähe des „Baragé“ oder Nil-

Staudammes *) auf Wildschweine jagen wollten. Im Battu el Bahyr legten wir mit Einbruch der Dunkelheit an, um die Schleusenthore nicht zur Nachtzeit passiren zu müssen, fuhren am anderen Morgen bis Sidhi- Ibrahim herab und kehrten nach mehreren glücklichen Jagdtagen nach Kairo zurück. Unsere Jagdbeute krönte das Mahl, welches wir am Sylvesterabend im Kreise unserer Freunde genossen.

Mit dem Abende des 1. Januar 1852 traten wir unsere Jagdreise nach Oberegypten an. Sie war heiter und glücklich. Der Graf fand immer Gelegenheit, seine Jagdlust zu befriedigen, zumal er sich für meine Sammlungen sehr interessirte und an der Vergrößerung derselben thätig half. Wir machten von Beni-Suëf aus einen Abstecher nach dem Mörisssee, hielten dort mehrere ergiebige Sauhagen, schliefen in Beduinenzelten unter Ziegen und Schafen und setzten nach vierzehntägigem Aufenthalte in der Dase Fajum die Nilreise fort. Im Schellahl von Assuan wandten wir unser Schiff wieder nach Norden und gaben es den Wellen des Stromes preis, welche es am 27. März glücklich bei Bulakh an's Land trieben.

Nun gedachte ich ernstlich der Heimreise und arbeitete deshalb eifrig an der gehörigen Verpackung meiner Schätze. Mein mir während der Reise Freund gewordener Gefährte Buvry unterstützte

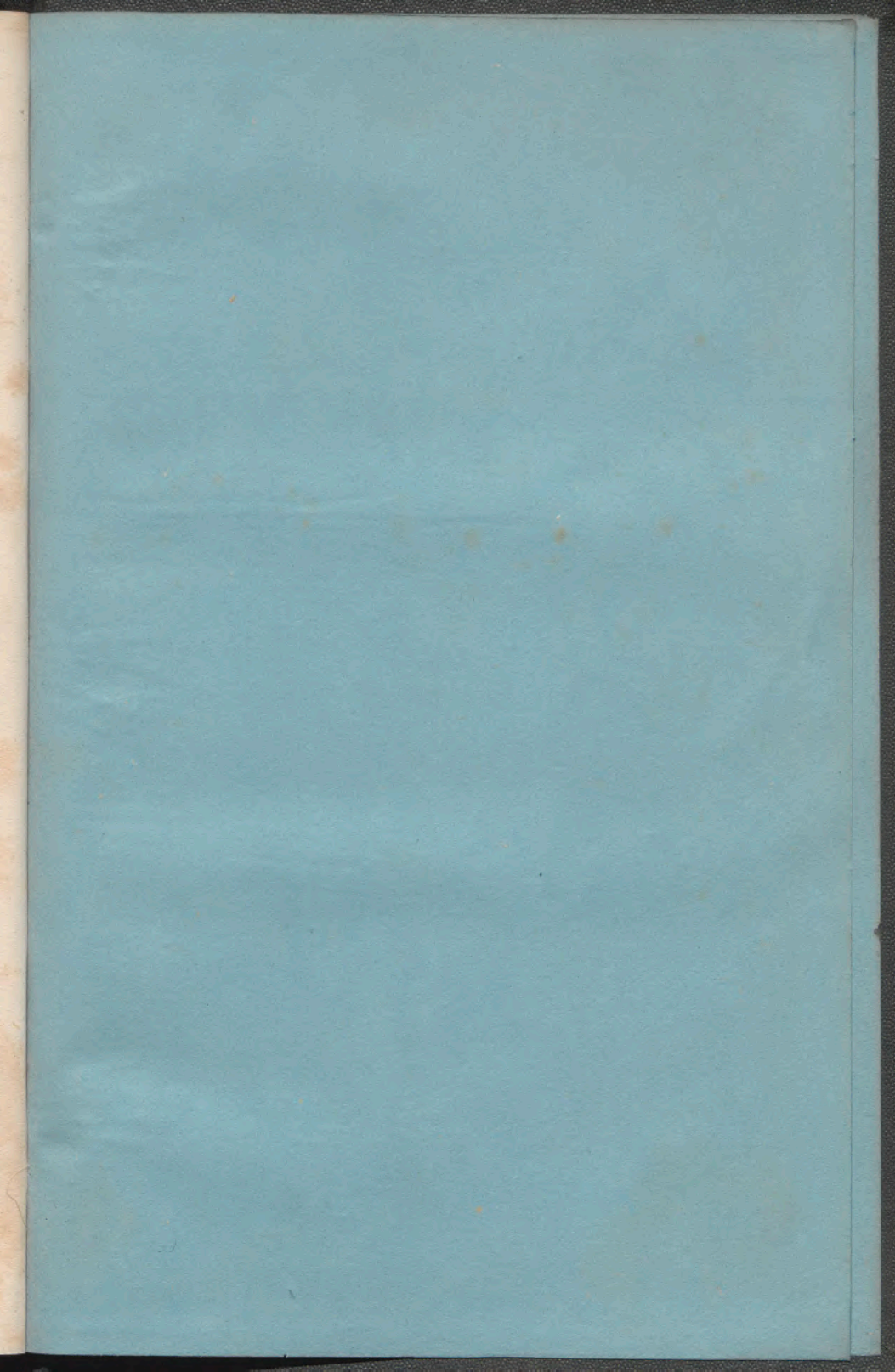
*) Der Staudamm ist ein kolossaler Brückenbau mit Schleusenthoren, welcher dazu dienen soll, das Wasser des Nil während seines niederen Standes aufzustauen und die Bewässerung Unteregyptens beliebig reguliren zu können. Er wurde unter Mahammed-Ali am Theilungspunkte der Arme von Reschid und Damiaht durch französische und englische Ingenieure angelegt, ist jetzt vollendet und ein Werk, welches man den Pyramiden würdig zur Seite stellen kann. Man gedenkt nächst dem das Delta durchschneidenden Hauptkanal noch einen zweiten, direkt nach Alexandrien führenden und auf dem anderen Stromufer einen dritten dem Khalledj Wasser zuführenden zu graben. Der Gesamteindruck der Brückensfacade ist trotz der Großartigkeit des Baues nicht befriedigend, weil man im Mittel der Brücke merkwürdiger Weise arabische Minarets mit gothischen Thürmen zusammengestellt hat.

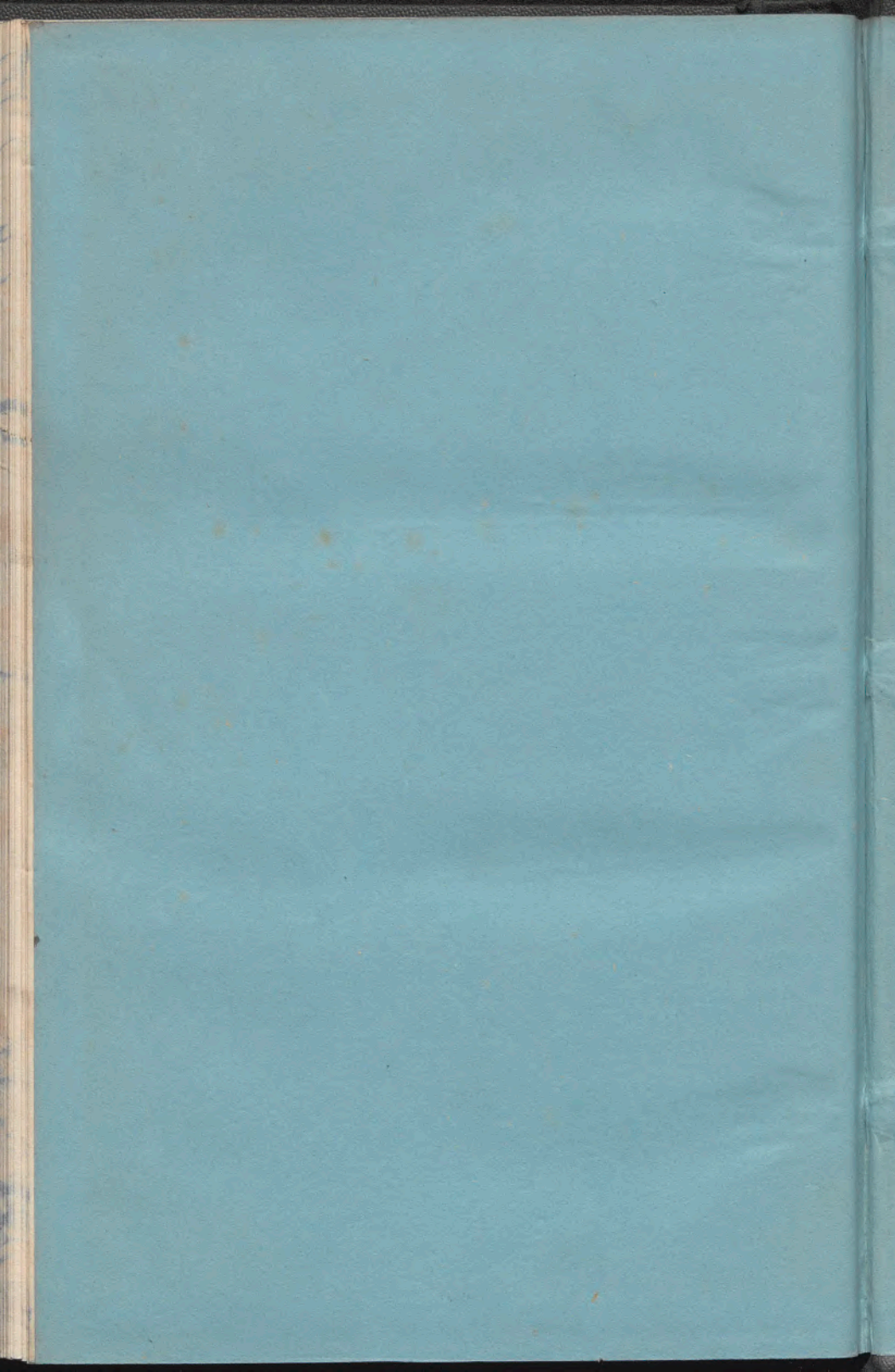
mich bei diesem mühseligen Geschäft. Um diese Zeit machte mir der kön. preussische Generalkonsul, Baron von Benz, den Vorschlag, eine für den zoologischen Garten in Berlin bestimmte, von ihm in Egypten zusammengebrachte Menagerie in der Eigenschaft eines die Wärter Beaufsichtigenden bis Triest zu begleiten, wozu ich mich gern bereit fand. Ich verwandte meine mit der Pflege der Thiere vertrauten Bedienten zu den nöthigen Wärtern und segelte am 26. April in Gesellschaft Buvry's mit den Bestien, unter denen sich auch meine liebenswürdige Bachieda befand, von Kairo ab. Am 28. erreichte ich die Schleusenthore von Adsch, ließ meine Fracht auf vier kleine Barken verladen und gelangte, obgleich diese bei dem großen Wassermangel im Kanal auf dem feuchten Schlamm fortgeschleift werden mußten, am 30. April nach Alexandrien. Von da aus konnte ich wegen Ueberfüllung des Postschiffes erst am 22. Mai abreisen. Meine beiden Diener Mansuhr und Mahammed, von denen der erste anderthalb, der letztere fast drei Jahre in meinen Diensten gestanden hatte, begleiteten mich bis auf's Schiff, schluchzten und weinten beim Abschiede und riefen den Segen Allahs auf meine Pfade herab.

Das Meer war spiegelglatt und blieb es während der kurzen, nur fünf Tage langen Fahrt. Am zweiten Tage derselben hatten wir Kandia, am dritten das herrliche Korfu vor uns. Die letzten Tage segelten wir so nahe an den dalmatinischen Küsten dahin, daß ich, um das entzückende Panorama nach Herzenslust genießen zu können, fast den ganzen Tag auf dem Verdeck zubrachte. Am Nachmittage des 28. Mai stieg Triest aus den blauen Fluthen empor. Die Gefühle, welche mich beim Anblicke der ersten Stadt des ersehnten Vaterlandes durchwogten, will ich nicht beschreiben!

Mit Sonnenuntergang vollte der Anker in den Grund des Hafens der adriatischen Meerestönigin. Weil wir unsere Reise in Gesellschaft zweier Beamten der Quarantäne gemacht hatten, erhielten wir noch denselben Tag „Pratika“ und standen eine Stunde nach unserer Ankunft auf dem Molo grande der Hafensstadt.

Meine Bestien übergab ich einem mir von Berlin entgegen-
gesandten Thierwärter. Nach einigen Tagen Aufenthalt reiste ich
weiter. In Wien nahm ich zärtlichen Abschied von meiner lieben
Bachieda, dann eilte ich über Prag und Dresden der theu-
ren Heimath zu. Am 16. Juli 1852 drückte ich meine theuren
Eltern und Geschwister nach mehr als fünffähriger Abwesenheit
an's Herz. Die lange Fahrt hatte ihr Ende erreicht.





TMW-Bibliothek



0057824 0

T^mW-Bibl

16.345/3